
Meine indische Reise
Eugenie Schaeuffeln

PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

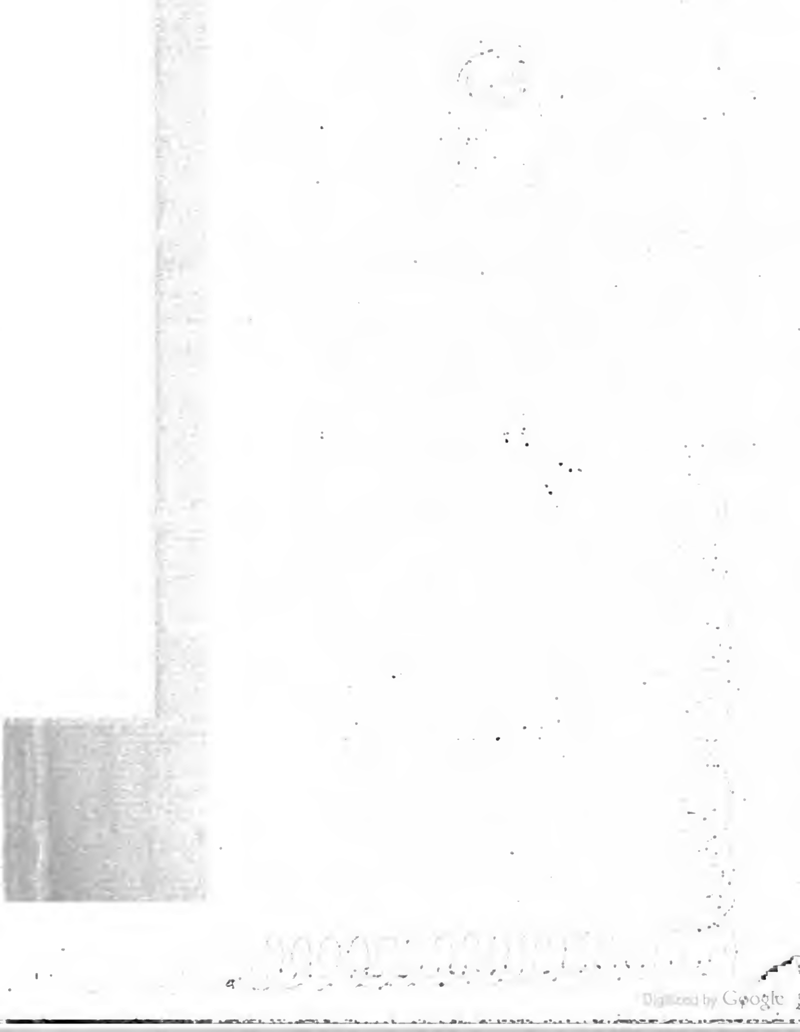
Digitized by Google



Digitized by Google

PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google



Digitized by Google


Digitized by Google

117

Eugenie Schaeuffelen

Meine indische Reise

Digitized by Google

Digitized by Google



Atelier Elvira phot.

Digitized by Google

Meine indische Reise

Von

Eugenie Schaeuffelen

Karte und dem Bildnis der Verfasserin



Berlin 1906

Dietrich Reimer (Ernst Vohsen)

Digitized by Google



Digitized by Google

Meine indische Reise

Von

Eugenie Schaeuffelen

Mit einer Karte und dem Bildnis der Verfasserin



Berlin 1906

Dietrich Reimer (Ernst Vohsen)

Digitized by Google

DS
413
.S28

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Otto Elsner, Berlin S. 42.

Digitized by Google

732110 - 234

Meinem Manne

Alfred Schaeuffelen

zu Eigen



Digitized by Google

DS
413
.S28

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Otto Elsner, Berlin S. 42.

Digitized by Google

732110 - 234

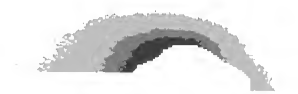
Meinem Manne

Alfred Schaeuffelen

zu Eigen

Digitized by Google

Inhalt.





Digitized by Google

Vorwort.

Indem ich die nachstehenden Tagebuchblätter dem Druck übergebe, dünkt es mich vermessen, so eingehend über eine Reise zu berichten, die weder in Hinsicht auf ihr Ziel noch auf ihre Durchführung irgendwie von derjenigen des „Globetrotters" abwich. Die Ermunterung und das freundliche Interesse eines engeren Freundeskreises mögen die Verantwortung dafür tragen.

Wir haben kein neues Land, keine neue Schlangen-, Ameisen- oder Pflanzenart gefunden! Wir haben für die Nachwelt nichts getan, haben nur dem Reiz des Augenblicks gelebt. Indessen, diesen Zauber schildern, die fremdartige Pracht Indiens und die paradiesische Herrlichkeit Ceylons darstellen zu wollen, ist für eine so ungewandte Feder, wie die meinige, schon ein kühnes Unterfangen. Auch erheben diese Aufzeichnungen, die unter dem unmittelbaren Eindruck des Tages entstanden sind, keinen andern Anspruch, als den der einfachen Erzählung unseres Lebens und Erlebens.

Möchte es mir gelingen, ein weniges von der Freude, welche mir die Erinnerung an die Reise gewährt, meinen Freunden mitteilen zu können. Das ist mein ganzes Vorhaben.

Juni 1906.

Digitized by Google

Eugenie Schaeuffelen

Meine indische Reise

Digitized by Google

Digitized by Google

„Eine Reise ist ein Trunk aus dem Quell des Lebens."

Hebbel.

Am Sonntag, den 9. November 1903, verlassen wir München, um die Fahrt nach Indien anzutreten.

Auf dem Bahnhof haben sich unsere Angehörigen und Freunde getreulich eingefunden. Ihre guten Wünsche sollen uns in die unbekannte Zukunft begleiten. Obwohl es mich mit unwiderstehlicher Gewalt nach dem Land der Palmen und Märchen zieht, so bleibt mir doch der Abschiedsschmerz nicht erspart. Die Trennung fällt mir sehr schwer!

In Genua treffen wir mit unsern Reisegefährten zusammen: Frau v. R., Baron und Baronin Gemmingen, Herr Federer und Graf Lippe.

Wir sind alle in mehr oder weniger erregter Stimmung. Die letzten Stunden vor der ersten so großen Reise wecken die verschiedensten Gefühle: Man freut sich. Man bangt. Man möchte den Reiseplan nie gefaßt haben. Man kann es nicht erwarten bis die Anker gelichtet werden. Kurz, man ist trotz der besten Nerven nervös. Nicht genug mit dieser Unruhe, gesellte sich zu unserm Reisefieber noch ein lähmender Schreck. Der Kreditbrief war verschwunden! Was beginnen?! Alle teilen unsere Aufregung! Ich packe die Koffer aus, die Taschen, die Hutschachteln! Nirgends etwas zu finden! Wir suchen fieberhaft, überall, nur nicht dort, wo die Sorge um seine Sicherheit den Kreditbrief versteckt hatte. — Im Futter des Tropenhelms lag der Schatz verborgen.

Digitized by Google

13. November. Baron und Baronin Novellis, die von La Spezzia herübergekommen sind, um „Lebewohl" zu sagen, bringen uns in ihrer Dampfbarkasse an Bord des „König Albert". — Die Freunde verabschieden sich. Solange sie uns zu erkennen vermögen, begleiten sie mit ihrer Dampfbarke unser stolzes Schiff, das majestätisch den Hafen verläßt. Winkend und grüßend stehen wir am Reeling. Die Barkasse wird kleiner. Sie entschwindet. Mehr und mehr weicht die Küste zurück. Sie versinkt.

Nach einem kurzen Orientierungsgang durch das Schiff, währenddessen wir uns versichert haben, daß die schriftlich bestellten Plätze für unsere Liegestühle auf dem Promenadedeck reserviert sind, begebe ich mich in unsere Kabine, um mich in ihr häuslich einzurichten. Wer weiß, wie lange „Meeresstille und ruhige Fahrt" freie Bewegung erlauben.

14. November. Die erste Nacht auf See war recht unangenehm. Unsere Kabine ist zwar für vier Personen eingerichtet und gilt daher für sehr geräumig. Allein mir erscheint sie trotzdem eng! An die beschränkten Raumverhältnisse, wie an vieles andere, muß man sich gewöhnen: An den Lärm im allgemeinen, an das Türzuschlagen im besonderen, an das Stöhnen und Stampfen des Schiffes, an die unermüdlichen Spaziergänger auf dem Promenadedeck, an die Laufspiele der Kinder.

Ich habe das untere Bett gewählt. Alfred klettert auf einer schmalen Leiter in das obere Stockwerk. Die Betten sind weich und bequem. Jedoch Alfreds Bettrost ist defekt. Durch die Last, die auf ihm ruht, beschwert, senkt er sich zu mir herab. Ich kann mich nicht aufrichten, ohne daß sich meine Haare in dem Drahtnetz verwickeln. Alfred rührt sich zwar kaum, und doch, so oft er Atem holt, prasselt es über mir, als ginge ein Hagelwetter auf ein Glasdach nieder. An Schlaf ist für diesmal nicht zu

Digitized by Google

denken. Mögen Boreas und Neptun erlauben, daß ich während der nächsten drei Wochen mehr Ruhe finde!

Heute um ein Uhr mittags ankern wir vor Neapel. Der Süden wird in allen Tönen hörbar. Unzählige kleine Barken umtänzeln unsern dreistöckigen Koloß. In einem Kahn sitzt eine musikalische Familie, und nach dem Klang der Violine und Mandoline tanzt ein Kinderpaar Tarantella in schwankendem Boote. Ein Mann im Trikot taucht nach Silbergeld. Kähne mit Blumen und Obst, Dampfbarkassen, welche die Passagiere an und von Land bringen, umlagern in wildem Durcheinander das Schiff.

Nachmittags Fahrt durch Neapel. Um halb elf Uhr sollen die Anker gelichtet werden.

Die Nacht ist herrlich, der Mond beleuchtet scharf die Konturen der Berge, die den Golf umgrenzen, seine Strahlen gleiten sanft über die gekräuselten Wasser hin, tausend geheimnisvolle Zeichen aus der Tiefe zaubernd, die bald wie chinesische Buchstaben, bald wie Millionen kleiner glitzender Schlänglein durcheinanderschwirren. Von allen Seiten tönt „Santa Lucia" und „O bella Napoli!" In den Barken wird getanzt, und fröhlich klingt das „Buon Viaggio" herauf. Ein umgestülpter Regenschirm, an dessen Stiel eine Laterne befestigt ist, schwingt begehrlich auf und nieder; von den verschiedenen Etagen des Schiffes fliegen Soldis in diese höchst originelle Sammelstelle.

Die Welt liegt in friedlicher Pracht da. Man begreift nicht, daß diese ruhige, silberschimmernde Fläche sich auch wild aufbäumen kann, um all dieses genießende Wohlsein in jammerndes Elend zu verwandeln. Wir wiegen uns in dem Gedanken, daß der Zauber andauern müsse, trotzdem um den Mond langgestreckte Wolken ziehen, die, sich auflösend, jene kleinen Cirruswölkchen bilden, welche als Vorboten schlimmer Stunden gelten.

Ich gehe noch vor Lichtung des Ankers zu Bett und schlafe die ganze Nacht ausgezeichnet, denn Alfred hat sein

Digitized by Google

Bett über mir verlassen und benützt aufopfernderweise das Sofa, welches nicht schmäler, aber vielleicht doch nicht ganz so gut wie das Bett ist.

15. November. Herrliche Fahrt entlang der Küste. Der Vulkan Stromboli, ein stumpfer Kegel, ragt einsam aus dem Wasser. Sein Krater schweigt für den Augenblick, aber ist es nicht wunderbar, daß unter diesem feuerspeienden Berg sich eine Ortschaft gebildet hat, deren Einwohner friedlich und unbekümmert in der ewig drohenden Gefahr leben und lieben! Es folgen die Liparischen Inseln, und gegen Mittag durchfahren wir die Meerenge von Messina. Alles ist in herrlichen Sonnenschein getaucht. Ultramarinblau breitet sich das Meer mit seinen Buchten vor uns aus. Schiffe mit unzähligen kleinen und großen Segeln schweben gleich Schwänen über die glatte Flut. — Mit Kap Spartivento entflieht uns das letzte Stückchen europäischer Erde, und wir stampfen hinaus in die weite See, wo gleich ein ganz neuer, ungewohnter Wellengang einsetzt. Die Wogen schlagen über das Vorderdeck, und Alfred, der den Lockungen der schönen Braut von Tientsin leichtfertig gefolgt ist und mit ihr dort spaziert, wird ganz durchnäßt. Die Braut von Tientsin ist eine junge Frankfurterin — Fräulein A..... —, die mit ihrer zukünftigen Schwägerin, Fräulein von P....., dem Brautkleid und dem Schleier nach Tientsin zur Hochzeit reist.

16. November. Wetter unverändert, ziemlich hoher Seegang. Nachmittags kommt Kreta in Sicht. Das Meer hat sich ein wenig beruhigt. Der Leuchtturm der Insel Gavdos blickt kaum sichtbar aus der Ferne herüber. Das Wasser ist tiefschwarz, und die weißen Katzenpfötchen, die auf jeder Welle gierig vorkrabbeln, scheinen an den herabgelassenen Leinenvorhängen des Promenadedecks heraufzugreifen und kratzend die ganze Länge des Schiffes entlang

Digitized by Google

zu huschen. Alles, was nicht krank, liegt auf Deck und genießt die frische, kräftigende Luft.

Das Leben auf dem Schiff ist nicht sehr tatenreich. Es besteht aus Essen, Trinken und Schlafen. Früh um halb acht erschallt das Trompetensignal: „So leben wir, so leben wir alle Tage", und wirklich, bis heute leben wir in Freuden und ohne Seekrankheit. Zugleich mit dem Signal streckt die Badefrau, Madame Schwepke, ihren roten Kopf in die Kabine und ruft: „Bath ready!" Das ganze Schiffspersonal spricht nämlich englisch, so gut oder schlecht es geht, und wenn man deutsch antwortet, scheinen sich die Leute erst auf ihre Muttersprache besinnen zu müssen, so sehr sind sie die britischen Passagiere gewöhnt. Ich eile ins Bad; man muß sehr pünktlich sein, denn jede halbe Stunde ist vergeben. Nach dem Bade finde ich dann in meiner Kabine eine Tasse Tee mit Kakes und Früchte bereit. Ich lege mich aufs Bett, um möglichst wenig Platz zu verbrauchen, und frühstücke so, während mein Herr Gemahl, der mittlerweile auch gebadet hat, sich ankleidet. — Um halb neun Uhr ertönt neuerdings Trompetensignal. Nun bedeutet es, daß das „Breakfast" fertig ist und bis zehn Uhr bereit gehalten bleibt. Wir dejeunieren um neun Uhr. Ich beschränke mich bald auf Porridge — Hafergrützsuppe —, die den Vorzug hat, nach nichts zu schmecken, und auf gefüllten Pfannkuchen, der verhältnismäßig auch nach möglichst wenig schmeckt. Alle Speisen sind zwar so gut zubereitet, daß man wirklich nicht klagen kann, indessen, man wird der vielerlei Gerichte rasch müde und wählt bald ausschließlich das einfachste. Nach dem „Breakfast" macht man eine Promenade, nimmt sich vor, zehnmal um das Oberdeck herumzulaufen, aber schon nach dem fünftenmal liegt man bereits wieder, ein Buch in der Hand, auf seinem Stuhl und liest — nein, man liest nicht, sondern paßt auf, ob der Nachbar nicht einschläft und man, ohne sich vor ihm schämen zu müssen, auch einen Nicker machen

Digitized by Google

darf. Es ist unglaublich, wieviel man an Bord schlummern kann. Plötzlich fallen die Augen zu, das Buch in den Schoß, und man verliert das Bewußtsein.

Um elf Uhr hört man das ganze Schiff entlang eine hohe Stimme teilnehmend fragen: „Bouillon oder Limonade gefällig?“ und einen Ton tiefer eine andere: „Belegte Brötchen?“ Man nimmt Bouillon, die weniger angenehm, aber gesünder als Limonade ist, und Käse-, Wurst- oder Schinkenbrötchen dazu, welche in unwandelbarer Reihenfolge auf der ganzen Reise nebeneinander liegen. Zweimal die Woche werden Bouillon und belegte Brötchen mit Musik begleitet, serviert. Denn „Musik muß sein“, sie erfrischt die Lebensgeister, wie unser vorsorglicher Kapitän Pollack sagt, der allmorgendlich einen Rundgang über das Promenadedeck macht, wo die meisten Passagiere versammelt sind, jedem einen guten Tag wünscht, sich nach dem Befinden eines jeden erkundigt, ermuntert und beruhigt, aber wohlweislich niemals sagt, was für Wind und Wetter zu erwarten steht. An den Morgenbesuch, den er den Passagieren abstattet, schließt sich eine Besichtigung des ganzen Dampfers an, die man mitmachen kann, wenn man will.

Zwischen elf und ein Uhr tut man, was man vorher getan hat. Um halb ein Uhr trompetet es „Bereitmachen zum Lunch“. Man stürzt in die Kabine, um auf das zerzauste Haar einen besseren Hut zu setzen und sich „smart und neat“ zu machen. Um ein Uhr Trompetensignal „Lunch bereit“; nun strömt man von allen Seiten hungrig herzu. Das Dejeuner besteht aus zwei warmen Gängen und kalten Speisen je nach Wahl, dann Käse und Obst. Die Gäste sitzen an einer langen Tafel, die in der Mitte des reich ausgestatteten Saales steht, und an quer in den Saal hineingestellten Tischen zu je acht Personen. Wir hatten einen Tisch dicht neben der Ausgangstüre, was uns ein schnelles Verschwinden bei stürmischem Wetter ermöglichte. Nach dem Dejeuner wird auf Deck Kaffee serviert, und dann

Digitized by Google

ruht sich männiglich hier oder in der Kabine von den Anstrengungen des Tages aus.

Gegen vier Uhr erscheint die Gesellschaft wieder. Auf einem Teil des Decks werden die Stühle an die Wand gerückt; Engländer und Amerikaner beginnen ihre lärmenden Bewegungsspiele. Es wird wettgelaufen, gesprungen, geworfen und geschoben, während die unbeteiligt im Hintergrunde Sitzenden ihres Lebens nicht sicher sind und stets fürchten müssen, daß ihnen irgendeine Holzscheibe an den Kopf fliegt oder ein luftspringender Engländer in den Schoß fällt. Um vier Uhr erscheint ein großer Tisch mit Tee- und Kaffeeservice, um den sich die ganze Gesellschaft drängt. Während einer halben Stunde klappern jetzt nur Tassen und Teelöffel; das entsetzliche Gepolter des „Boccia", das mit flachen Scheiben gespielt wird, das Klirren des Ringwerfens verstummt und die Platten des „Schaffelbords" sausen einem nicht mehr zwischen die Füße. Nach dem Tee zerstreuen sich die Passagiere; jeder sucht Raum für einen Dauerlauf, der eine auf dem Sonnendeck, der andere auf dem unteren Promenadedeck, oder er macht einen Rundgang durch alle Räume, was nur den Reisenden der ersten Kajüte erlaubt ist, während jene der andern Klassen auf ihre Abteilungen angewiesen bleiben. Ein paar „Kilometerfresser" rasen wie wahnsinnig hundertmal ums ganze Schiff, stoßen an alle Stühle und rempeln die Entgegenkommenden an. Wie ein Blitz fahren sie an uns vorbei, die wir ruhig dasitzen und schreiben, statt zu laufen.

Der Sonnenuntergang ist neben den Mahlzeiten das bedeutendste Ereignis des Tages. Man steigt auf die höchste Höhe des Schiffes, um möglichst lange den Rand des schwimmenden Feuerballs zu sehen und streitet dann darüber, ob der Untergang der Sonne gestern schöner oder heute interessanter gewesen sei. Um sieben Uhr erklingt die Fanfare „Wohlauf Kameraden", was soviel bedeutet wie „Dinner in Sicht". Wer nicht schon verschwunden ist,

Digitized by Google

um sich zu „dressen“ (das heißt in der Schiffssprache, Toilette machen), der eilt jetzt in die Kabine; die Herren um den „Smoking“ anzulegen und die Damen, um sich zu verschönern, denn im Laufe des Tages sehen die meisten derselben gar nicht hübsch aus, ein wenig verfroren und sehr zerzaust. Um halb acht Uhr bläst die Trompete „Dinner ready“. Wie zu einer großen feinen Abendgesellschaft, gepudert und gebrannt, in langer Schlepprobe, rauschen die Damen, im Frack oder Smoking stolzieren die Herren steif daher. Der Speisesaal ist taghell beleuchtet, die Goldwände strahlen, der weiße Damast der Tafel glänzt, das Silber funkelt, das Kristall glitzert, die Musik erklingt — kurz, es ist alles sehr festlich arrangiert. Nur, daß sämtliche Flaschen, Gläser und Teller in Rahmen stehen, damit sie nicht abgleiten, stört die Tafelfreuden, denn wenn diese Vorsorge getroffen wird, dann ist Sturm im Anzug.

Es dauert lange, bis das Essen beginnt; ich halte mich deshalb an die „Toasts“, die ich in ungeheuren Quantitäten verzehre, um meinen Magen zu beschäftigen und um eine Rebellion desselben zu verhüten. Das Dinner besteht aus siebzehn bis siebenundzwanzig Gängen. Es wird sehr gut und aufmerksam serviert. Alle Stewarts tragen einheitliche kurze dunkle Matrosenjacken; der erste derselben, der wie ein eleganter hübscher Leutnant aussieht, steht hinter dem Kapitän am oberen Ende der Tafel, dirigiert die Dinner-Stewarts mit einem leichten Augenzwinkern und Stirnrunzeln, reicht wohl auch selbst einmal, wenn er gnädig aufgelegt, ein besonders gutes Gericht herum. Nach dem Essen wird auf Deck promeniert, geplaudert, „geflirtet“ und dazu Kaffee herumgereicht. Später spielen die Deutschen Skat, die Amerikaner Poker. Erstere trinken Bier, letztere Whisky; alle rauchen. Von zehn Uhr ab lichten sich die Reihen, und um halb zwölf liegt jeder in seiner Koje. Ein Tag gleicht dem andern, doch vergeht die Zeit auffallend schnell.

Digitized by Google

Ob wir der gleichen Ansicht sein werden, wenn wir eine Woche auf Wasser waren, bezweifle ich.

17. November. Man wählt die heiße Luft Aegyptens und braucht sich nicht mehr so einzuhüllen. Heute ist Brieftag; morgen um sechs Uhr früh sind wir in Port Said, wo die Post in die Heimat aufgegeben wird. Die Punkahs und Ventilatoren werden wohl morgen zum erstenmal in Bewegung gesetzt werden. In unserer Kabine ist ein kleines Rädchen angebracht, das Kühlung „drehen" soll.

18. November. Port Said. Ich habe mich erkältet, war die ganze Nacht sehr krank und fühle mich nach jeder Richtung entsetzlich elend, unsäglich erschöpft. Aber trotzdem bin ich, obwohl eine halbe Leiche, gezwungen, um sechs Uhr früh aufzustehen, denn wir müssen das Schiff verlassen, bevor häßlicher Kohlenstaub das Innere des Dampfers durchdringt. Hier wird nämlich der ganze Bedarf an Heizmaterial für die Fahrt nach Colombo geladen.

Es ist ein echt orientalisches Bild, das sich uns durch das Einnehmen der Kohlen bietet. Tiefe breite Kähne liegen längsseits des Schiffes, und die schwarzen Gestalten der Lastträger bilden einen scharfen Gegensatz zu der farbig bunten Bemannung der Passagierboote. Mit rasender Geschwindigkeit gleiten die kohlentragenden Kulis aus ihren Kähnen zum Kohlenbunker, denn in sechs Stunden muß die Ladung beendet sein. Wenn ich wohl wäre, könnte ich all das Neue genießen, aber ich bin so angegriffen, daß ich kaum auf den Beinen zu stehen vermag.

An Land gekommen, nahmen wir uns einen Wagen und fuhren nach dem arabischen Viertel, das mit seinem sonnenbestrahlten Schmutz höchst originell wirkt. Die Straßen sind breit. Hinter angelehnten Türen sieht man die studierende Jugend. Die arabischen Weiber, in schwarze

Digitized by Google

Umhüllungen ganz eingewickelt, mit langen schwarzen Schleiern, die an einer goldenen, über die Nase gelegten Verzierung befestigt sind, sehen in dem leuchtenden Licht feierlich und ernst aus. — Halbtot setze ich mich in ein Café, aber nirgends ist Ruhe zu finden. Auf allen Seiten werden wir von Knaben belagert, die „Stiefel putz" wollen. In allen Sprachen wird hier gestammelt, und man verliert selbst die Fähigkeit, sich auszudrücken, weil man in das gleiche Stammeln verfällt, um verstanden zu werden. Scheußliche Mißgeburten, Krüppel, Akrobaten und sonstige Arme umringen uns und betteln in so drangvoller Nähe, daß man zu ersticken meint. Um elf Uhr dürfen wir endlich wieder an Bord. Wir können die Heimkehr aus Staub und Kot, Geschrei und Gewühl zu unserm herrlichen Schiff kaum erwarten. Aber es ist eine Enttäuschung, denn alles liegt noch im argen. Verrußt sieht der Dampfer aus. Nichts kann man berühren, weiß nicht wohin sich wenden. Ueberall hocken Chinesen mit langen Zöpfen, die waschen, putzen und fegen; das ganze Schiff ist eine große Wasserlache. Mir ist zum Auslöschen, und ich sehe in den besorgten Zügen unseres Reisegefährten, Graf Lippe, daß er meiner Gesundheit nicht traut. — Um ein Uhr setzen wir uns in Bewegung.

Der Suez-Kanal ist das denkbar langweiligste und traurigste. Nur der erste Teil, die Einfahrt in den Kanal mit dem Blick in die Wüste wirkt geheimnisvoll anziehend. Man sieht die Wüste in weiter durchsichtiger Ferne, von den lybischen Bergen begrenzt. Wie Pyramiden winken die eckigen Höhen, hinter denen sich ein glänzender Streifen hinzieht. Man glaubt das Meer zu schauen, aber es ist nur Luftspiegelung. Ab und zu passiert man Schiffe und Signalstationen. Kapitän, Mannschaft und Passagiere sind nervös, alles ist sehr nervös, denn man fürchtet, jeden Augenblick festzufahren und dann stundenlang liegen bleiben zu müssen. Wir haben nur zwei Fuß Wasser unter

Digitized by Google

dem Schiff und bewegen uns schneckenartig fort, um von den Dämmen kein Erdreich zu lockern. Jahrein, jahraus sind Baggermaschinen zur Sicherung der Kanaltiefe tätig.

19. November. Nachmittags vier Uhr in Suez. Die Einfahrt bietet einen entzückenden Anblick. Dutzende von Kähnen liegen in der Bucht verstreut; mit geblähten, weißleuchtenden Segeln, gleiten sie selbstbewußt auf den dunkelfarbigen Wassern daher. Sobald wir halten, nahen blaue und rote mit hohen Mastbäumen und noch höheren Segelstangen ausgestattete Fahrzeuge, von handeltreibenden Muselmännern besetzt, unserm Schiffe. Aber es ist ihnen das Betreten desselben verboten. Sie legen deshalb ihre Barken fest an den Dampfer, und nun beginnt ein höchst spaßhaftes, affenartiges Klettern, erst mittels einer Strickleiter an den Mastbäumen empor und dann an der steil gestellten Segelstange hinauf, die bis zum ersten Promenadedeck reicht. Hier oben hocken nun in schwindelnder Höhe die Leutchen in lange, grüne, weiße und gelbe Kaftans gehüllt, behängt mit allem, was es zum Handeln gibt. Sie haben klug ersonnene Vorrichtungen zur Hand, um dem Kauflustigen Gewünschtes darzureichen. Die Kühneren versuchen von der Segelstange aus durch eine behende Schwingung aufs Schiff zu kommen und stehlen sich dann mit Zeitungen, Postkarten, Korallen und Bernsteinketten heimlich auf das obere Deck. Wieder andere bleiben in echt orientalischer Ruhe auf dem Boden ihrer Barke sitzen und bieten nur einen Strick zum Auffangen an. Hat man den Strick erhascht, so befestigen sie einen Korb an denselben, füllen ihn mit Muscheln, Tinten- und Schweinefischen, und senden alles zur Auswahl herauf. Es ist ein lustiges Treiben voll Liebenswürdigkeit und ohne sichtliche Enttäuschung, wenn der Kauf mißlingt. Ein Obsthändler, welcher mit seinen grünen Früchten keinen Käufer findet, beginnt mit Humor

Digitized by Google

seine unreifen Aepfel selbst zu verzehren, um so die Lust danach zu reizen. Alles geschieht mit Grazie, in sorglosem Gleichmut.

Mittlerweile ist es fünf Uhr geworden, und die Abendbeleuchtung hat die Welt in magischen Glanz gehüllt. Am Horizont entlang zieht sich die Wüste als lichter, rosafarbiger Nebelstreif. Der Meeresstrand scheint uns ganz nahe gerückt. Hell schimmernd und klar sind die buntfarbigen Häuser von Suez deutlich sichtbar. Vom sanften Abendwind bewegt, kräuselt sich in hundertfältigen Nuancen das Wasser. In all der Helligkeit bleibt nur ein einziger dunkler Ruhepunkt für das Auge: der große, schattige Baum neben dem Hause am Ufer. Die noch vor einer Stunde prosaischen Berge verschwimmen in märchenhaften Tinten. Wir gleiten aus der Bucht mit zweifelnden Gefühlen, ob es auch Wirklichkeit, was wir schauen, oder ob es nur Schein ist. So kommen wir ins Rote Meer, das grün, blau und klar vor uns wogt. Abends liegen wir bei Vollmondschein auf dem sogenannten Sonnendeck. Die silbernen Strahlen Lunas strömen in glitzerndem Glanz dem Schiffe zu und lösen sich in dem weißschäumenden Kielwasser auf, das mit breiter Welle in die Weite strebt.

20. November. Meer — Meer — Meer. Die Temperatur ist ideal. Der Ober-Stewart stellt Gegenwind in Aussicht und das Barometer fällt. Eben zieht Herr Federer seinen Ueberzieher an und ich meinen Mantel. Käme uns der Wind entgegen, wir würden wahrhaftig im heißen Roten Meer frieren. Der Sonnenuntergang ist heute besonders schön. Die feurige Kugel schwindet hinter dem Horizont, ein breiter, glühender Streifen umzieht den ganzen westlichen Himmel, schwarzer Dunst steigt auf, ein grün-grauer Schleier bedeckt halb durchsichtig den brennenden Himmel. Die tiefdunkle See wälzt sich in schweren Wellen unter das Schiff, um auf der andern Seite des-

Digitized by Google

selben als ultramarinblauer Strom hervorzuwogen. Der Mond kämpft mit den Wolken und dringt schließlich in völlig veränderter Gestalt durch die Trübung; er sieht sehr nüchtern aus, ganz wie ein Topf ohne Deckel. — Meerleuchten sahen wir bis jetzt noch nicht; nur dort, wo das Kondensatorwasser aus dem Schiffe strömt, beobachteten wir es manchmal.

21. November. Nachts in der Kabine fünfundzwanzig Grad Reaumur — doch soll es die kühlste Nacht sein, deren sich die bekannten „ältesten Leute" um diese Jahreszeit erinnern! Als wir auf Deck kamen, blies eine kräftige Nordwest-Brise, und ich fürchtete, der Tag werde ein Ende mit Schrecken nehmen. — Aber der Schrecken trat nicht ein. Obwohl der Wind furchtbar sauste und brauste und das ganze Meer mit sich überschlagenden weißköpfigen Wellen bedeckt war, glitt unser Dampfer doch ruhig dahin. Kein neues Erlebnis. — Fliegende Zwergfische sollen gesehen worden sein; ich gewahrte nichts als endlose, leere Weite.

Heute planen die Amerikaner einen Fancyball — als ob man dergleichen nicht zur Genüge in der Heimat hätte! Ueberhaupt, als ob man nicht schon an Bord den ganzen Tag hinreichend zu packen und zu räumen hätte, um der verlangten Eleganz gerecht zu werden!

22. November. Eine schrecklich heiße Nacht, sechsundzwanzig Grad Reaumur ohne den geringsten Luftzug.

Um acht Uhr passieren wir die Insel Perim. Auf unserer Seite des Schiffes erblicken wir durch die Kabinenluke eine Reihe Inseln mit ganz kleinen Bergen, spitz- und kegelförmig, wie aus der Puppenschachtel. Eine leichte Brise hat etwas abgekühlt. Wir fahren der sandigen Küste Arabiens entlang. Eigentümlich geformte Höhenzüge bilden hier die Ufer. Sie sehen aus, als bestünden sie aus

Schlamm und als wären die einzelnen Ablagerungen je nach der Anschwemmung getrocknet. Die Berge wirken wie Silhouetten, die Luft zeichnet die Konturen mit unendlicher Schärfe. Oft glänzt ein weißer Punkt zwischen eintönig gelbgrau gefärbten Hügeln, die nur durch die auf ihnen ruhenden samtweichen Wolkenschatten Gestalt bekommen. Die weißen Punkte sind Häuser der Kamelherdenbesitzer, welche sich in einiger Entfernung von dem Araberdorfe angesiedelt haben, um dem entsetzlichen Geruch zu entfliehen, der aus den Hütten der Eingeborenen aufsteigt, von denen als Brennmaterial Kamelmist verwendet wird. Außer Kamelkraut wächst hier nichts.

Nach vier Uhr nahen wir uns Aden, das in verzweifelt schattenloser Lage an fahlem Bergabhang liegt. Ein einsamer grüner Baum im Garten des Gouverneurs ist alles, was man von Pflanzen zu sehen bekömmt. Brennende Hitze scheint von dem kahlen Boden aufzusteigen, den die Strahlen der glühenden Sonne ganz versengt haben. — Wir fahren nicht in den Hafen ein, sondern bleiben außerhalb liegen, um die Hafensteuer zu sparen; hat doch die Durchfahrt des Suezkanals bereits 62000 Frcs. gekostet.

Der „König Albert" dessen Masse nach der Kanalmessung 7195,31 Tonnen beträgt, zahlt pro Tonne 8,50 Frcs. Ferner wird ein Kopfgeld vom Norddeutschen Lloyd für die an Bord befindlichen Passagiere erhoben und zwar Frcs. 10 pro Erwachsene und Frcs. 5 pro Kind. Achtzehnhundert Personen können mit dem „König Albert" befördert werden. Das Schiff war auf dieser unserer Reise beinahe ganz besetzt.

Sobald unser Dampfer gestoppt hatte, kamen Scharen kleiner Boote mit Somalijungen von allen Seiten heran und umlagerten uns, die Gelegenheit erspähend, an Bord zu gelangen.

Die Frau des Gouverneurs von Aden hatte die „Ausreise" mit uns gemacht, eine geschminkte, zierliche Dame mit

Digitized by Google

tadellosen Löckchen, die bei Sturm und Hitze ihre Position nicht änderten und wohl ein Perückchen waren. In seinem von einer Dampfbarkasse geschleppten großen, schlanken Boot mit dreizehn Matrosen als Bemannung, alle weiß mit rotem Fez, kam der Gouverneur der Gattin entgegen. Es ist ein alter, vertrockneter, hinkender Mann. Die Begrüßung bildete ein Händedruck, kühl und förmlich. Nur von November bis Januar währt dieses alljährliche Zusammensein. — Dann erschien der deutsche Konsul in einer eleganten Dampfbarke. Der Kapitän, der in diesen gefährlichen Gewässern die ganze Nacht auf der Kommandobrücke gestanden hatte, würde den Besuch mit Vergnügen entbehrt haben, man sagt jedoch, die Herren kämen immer gerne deshalb an Bord, weil sie dann einmal wieder etwas Gutes zu essen erhielten.

Einige Reisende gehen an Land, aber das Meer ist bewegt und nur ein kurzer Aufenthalt vorgesehen, so daß wir auf die Fahrt verzichten und an Bord bleiben. Hier geht denn auch bald wieder ein buntes, lebhaftes Treiben los. Aus den das Schiff umkreisenden Barken sind die Händler auf Deck geklettert. Bernsteinketten, Pfauen-, Straußenfedern, Bastgewinde, Muschelarbeiten, Antilopenfelle usw. werden gehandelt. Eine Engländerin kaufte eine Bernsteinkette, die ihr um 3 Pfund = 60 Mark angeboten wurde, für 15 Schillinge. Sie ist sicher falsch und „made in Germany“, wie so manches, was man hier zum Kaufe angeboten bekommt. Merkwürdig sehen große geflochtene Flaschen aus, die man als Körbe verwendet. Die Juden, die eigentlichen Straußfedernhändler, fehlen heute, denn es ist Samstag und wir sind nach Sonnenuntergang nicht mehr vom Lande aus zu erreichen. — Es wimmelt von jungen Burschen, mageren Gestalten mit langen, affenartigen Armen ohne alle Muskeln, aber teilweise mit ganz angenehmer Physiognomie. Als größte Schönheit gilt helles Haar und, um dies zu erreichen, rasieren sich die Kerls

Digitized by Google

den Kopf, schmieren ihn dann mit Kalk an, der die Farbe des durchwachsenden Haares auslaugt und blondet! Wie die Teufel sehen diese blonden Schwarzen aus. Ich versuchte einige photographische Aufnahmen, gab es aber wieder auf. Es lag auf den armen schwarzen Gesichtern so viel schmerzliche Verzweiflung, als ich das Objektiv auf sie richtete, daß es mir ein Verbrechen schien, ihre religiöse Anschauung, die jede bildliche Darstellung der Person verbietet, zu verletzen. Einige ergriffen, sobald sie meine Absichten bemerkten, ein großes Tuch und mummelten sich derart ein, daß nur noch ein Auge listig hervorblinzeln konnte. Wie die Katzen klettern die Somalis an den Wandungen des Schiffes herauf, laufen auf dem äußeren schmalen Rande unter dem ersten Promenadedeck entlang und vermitteln den Handel zwischen ihren im Kahn sitzenden Kameraden und den Passagieren. Stricke gibt es hier keine mehr; kurze, festgedrehte und aneinandergeknüpfte Bastenden ersetzen sie.

Das große Lastboot, in dem die Waren an und von Bord kommen, liegt zur Hälfte geleert an Backbord und bildet den Tummelplatz aller jener Somalibuben, die nichts zum Handeln haben, als höchstens ein paar Süßhölzer, welche zur Pflege der Zähne benutzt werden. Da es nicht mehr erlaubt ist, „to have a dive" (nach Geld zu tauchen), weil die Haifische zu viel Unheil angerichtet und zu viele Kinder verstümmelt haben, begnügt man sich damit, der kleinen Bande Kupfermünzen ins Boot zu werfen, auf die sie sich wie die Wiesel stürzen. Für einen Augenblick sieht man nur einen Haufen krabbelnder und strampelnder Beine, lauter Fußsohlen; dann stehen plötzlich die Buben wieder mit grinsenden schwarzen Gesichtern, aus denen wie ein weißer Strich die schneeweißen Zähne blitzen, aufrecht da. Wenn unsere Geberlaune erlahmt, erschallt von unten ein Lied, begleitet von wilden Sprüngen. Sie singen „Taradibumdiä", das, für die Tropen umgearbeitet, die kleine Schar

Digitized by Google

mit taktmäßigem Anschlagen der Ellenbogen gegen den Körper lachend vorträgt. Jeder Schlag der Ellenbogen klang, als ob eine Schweinsblase platzte. Flog dann wieder ein Geldstück herunter, so wiederholte sich mit beispielsloser Unermüdlichkeit dasselbe Spiel. Der Anblick erinnerte mich an den Plansee, wo an einem Stückchen Brot Legionen kleiner Fischlein zerren.

Lauernd und berechnend stand abseits ein kräftiger Junge mit blondem Teufelshaar, der immer, wenn alles auf dem Boden lag, sich mit langem, froschartigem Sprung unter die Suchenden schob und meist das Geld erwischte. Erst später, als all unser kleines Geld hinabgeflogen war und der Junge im Boote stand, sah ich, daß er sich einer Krücke bediente. Es fehlte ihm das untere Bein, wohl auch die Folge des früher erlaubten Tauchens nach Geld. — — Große, mächtige Aasgeier umkreisen zutraulich unsern Dampfer; es sind schöne, dunkelfarbige Vögel mit braungefiederten Flügeln. Wir werfen Brot ins Meer, auf das sich die Tiere stürzen. Sie nehmen das Stück mit in die Luft, um es dort behaglich aus der Klaue zu verzehren.

Wie in Suez, so liegen wir auch hier in Aden wieder zur günstigsten Tageszeit vor Anker, kurz vor Untergang der Sonne, die noch in vollem Glanz stand und doch den Abend ahnen ließ. Das Land wirkt wie ein Luftgebild, umwallt von lichtem, diaphanem Nebelschleier, der, opalgleich schillernd, Himmel, Berge, Wasser und Felsen tönt. Die kurze, Aden gegenüberliegende Bergkette ist höchst bizarr geformt. Es sind feine, spitze Zacken, wie Nadeln oder mächtige Säulen, und breite Felsenmassen. Sie wecken die Vorstellung einer weiten Burg mit Zinnen, Türmen und Bogen; man hat die Empfindung, als wären es versunkene Bergriesen, auf deren Höhen Paläste ruhen, die mit ihren märchenhaften Bewohnern allabendlich aus geheimnisvoller Meerestiefe auftauchen, um die letzten Strahlen der scheidenden Sonne zu trinken. — Es scheint nämlich wirklich,

Digitized by Google

als wären die Berge, die man erschaut, nur der obere Teil eines wilden Gebirges, das aus den Wassern ragt: eine fein ziselierte Dolomitenkette, deren obere sechshundert Meter dem Auge sichtbar sind. — Ein unbeschreiblicher Eindruck. Wonnevoll, wonneselig gleiten wir, von goldenem Lichtglanz umflossen, auf dem ruhig fahrenden Schiffe dem Ozean zu.

Nun entschwindet für acht Tage alles Land; bis Ceylon nur Wasser, Wasser, das manchmal breiter als lang, dann wieder länger als breit erscheint. Das Kap Guardafui und Sokotra werden wir wohl nicht mehr zu Gesicht bekommen. Wir sind jetzt auf der Höhe von Madras, zwölf Grad nördlicher Breite; bis Colombo müssen wir noch vier bis fünf Breitengrade südlicher. Der frische Nordost wirkt wahrhaft erquickend und macht die Nacht auf dem Deck geradezu herrlich; selbst die Temperatur in der Kabine ist angenehm.

23. November. Sonntag. „Lord have mercy upon us“ tönt es gedämpft aus dem Speisesaal der ersten Kajüte, wo die englischen und amerikanischen »miserable sinners« ihren Gottesdienst abhalten.

Die Chinesen haben heute großen Rasiertag. Sie sitzen am Bugspriet, sich mit einem Fächer gegen die Sonne schützend und lassen sich von einem Freund den vorderen Teil des Haares entfernen, was die Stirne unsympathisch verlängert. Jede Bewegung wird mit einem kleinen Spiegelscherben kontrolliert. — Abends sind wir bei Kapitän Pollack zum Kaffee geladen. Er ist ein höchst liebenswürdiger, gemütlicher Mann und hält sein Schiff in ganz musterhafter Ordnung. — Sein Diener, der Chinese Bankock, mit ein paar großen, hilflosen Augen, lebt seit zwölf Jahren bei ihm; er spricht geläufig deutsch, trägt einen langen Zopf, dessen Enden in seinen Rocktaschen stecken, und einen Kranz 2 cm breit abgeschnittener Haare, die ihm wie ein Heiligenschein vom Kopfe ab-

Digitized by Google

stehen. — Die beiden Punkah-Chinesen sind weniger angenehme Leute, obwohl sie ihren Dienst mit verständigem Gemüte erfüllen. Mit rührender, stiller Ergebenheit hocken sie stundenlang mit der Mauer zugewandtem Gesichte am Boden und ziehen unermüdlich und gleichmäßig den Strick, der die Punkah bewegt, hin und her. Letztere ist eine nahe am Plafond befestigte, freihängende Holzrolle, über die ein Teppich geschlagen ist. Das Ganze, über unsern Köpfen hin- und herbewegt, bringt einen angenehmen, belebenden Luftzug hervor.

24. November. Infolge einer Erkältung fühlt sich Alfred sehr unwohl. Herr und Frau Frowein, die die Reise um die Welt machen, stehen mir freundlich zur Seite. Trotzdem die Wellen hochgehen, der Wind unheimlich stöhnt und pfeift, fahren wir gleichmäßig schwankend, ohne unangenehmes Rollen. Miß Cook wird auf der obersten Stufe der Hintertreppe ohnmächtig und wäre unfehlbar tot gewesen, hätte sie nicht die „grüne Miß" mit der falschen Amberkette und Baron Gemmingens starker Arm aufgefangen. Heute beginnt das viertägige Abschiedsfest zu Ehren von jenen, die in Colombo das Schiff verlassen. Den Anfang macht ein großes Diner mit maskiertem Menu, die Gäste werden in den Speisen verewigt, und eine Schleimsuppe heißt heute Soup à la Hase — die kleinen Reiskrustaden werden à la Nerrazini serviert, Savarin gibt es à la Frowein.

25. November. Nach dem Lunch beobachteten wir fliegende Fische — sie streichen wie die Bekassinen, sind so groß wie Heringe und sehen aus wie Schwalben. — Dr. Roques, der liebenswürdige Erzähler, Dr. Baum, der ruhige Witwer, und Alfred, der wieder gesund ist, spielen Skat. — Abends Konzert mit Gesang, Klavier, Deklamation in allen Tonraten und Sprachen. Der Kapitän rezitiert erst

Digitized by Google

ein deutsches Soldatenlied, dann ein englisches Gedicht und die kleine königliche Hoheit Prinz Benja von Siam produziert sich als Mandolinenvirtuose.

26. November. Wasser, Wasser, Wasser. Abends führen die Engländer Scharaden auf.

27. November. Großer Maskenball. Mit erstaunlichem Geschick haben sich die Passagiere maskiert. Frau Frowein ist eine reizende Küchenfee. Die „kranke Dame", die nur die Kabine verläßt, wenn getanzt wird, hat ihren Mann und sich als „Römer und Römerin" kostümiert. Er trägt eine aus den rohseidenen Vorhängen seines Bettes angefertigte Toga; sie ist stilgerecht in ein Betttuch gehüllt. Der „Aequator" schreitet langsam über das Promenadedeck, halb schwarz, halb weiß. In seinem ineinander gesteckten Doppelanzug, halb im Frack, halb im Tropensmoking, muß der junge Mann echte Aequatorhitze leiden. Ein „Globetrotter" kann sich vor lauter praktischen Unentbehrlichkeiten nicht rühren, und der englische Prediger ist als „Baby" sehr, sehr kurz geschürzt, dabei sehr ausgelassen. Eine Menge netter und ingeniös ausgedachter Masken erschienen hier; jeder tut sein möglichstes, um den Preis zu erringen, der einerseits für die schönste, und anderseits für die witzigste Maske ausgesetzt worden ist.

28. November. Morgen früh um sechs Uhr sollen wir vor Colombo die Anker auswerfen. Eine gewisse Unruhe hat sich der Passagiere bemächtigt. Man wettet leidenschaftlicher, denn bisher, auf die Schnelligkeit des Schiffes. Alle vierundzwanzig Stunden, um zwölf Uhr mittags, wird nämlich die Zahl der Seemeilen bekannt gegeben, die das Schiff in dieser verflossenen Zeit zurückgelegt hat. Man setzt eine Mark auf diejenige Ziffer, von der man annimmt, daß sie voraussichtlich jene sein wird, welche der Anzahl

Digitized by Google

der zurückgelegten Meilen entspricht. Nach Abzug eines Prozentsatzes für die Witwen und Waisen der Marine, wird der Rest auf drei Preise verteilt, welche jene erhalten, die am besten geraten haben.

Abends ist das sog. Kapitänsessen und jeder erscheint nochmals in großer Toilette. Statt seinen Koffer schließen zu können, muß man wieder alles mögliche auspacken. Diese Abschiedsfeier ist nicht sehr bequem, aber der Lenker des Schiffes muß im Festgewande gefeiert werden. — Die Abendtafel ist reich dekoriert. Statt der Blumenarrangements schmücken Leuchttürme und Fregatten die Tische. Die Stewards haben ihre weißen Jacken, die sie seit Port Said tragen, mit ihrem Galaanzug vertauscht und sehen ungemein elegant aus. Das Menu ist noch reicher, als gewöhnlich. Es gibt Feldhühnerragout, Gänsebraten und eine Reihe von Delikatessen, die den Gaumen erfreuen.

Der Kapitän hält eine deutsche, dann eine englische Rede. Die Engländer erwidern, während wir Deutschen, die übrigens ganz in der Minderzahl gegenüber den englischen Passagieren sind, uns recht unhöflich benehmen. Wir bedanken uns weder für die Rede, noch lassen wir den Kapitän leben. Briefchen fliegen hin und her, jeder will den Toast dem andern zuschieben, aber alle schweigen. Es ist ein Glück, daß das elektrische Licht plötzlich ausgeht, und so unsere Schmach in Dunkel gehüllt wird. — Ein Festmarsch ertönt. Im Gänsemarsch spazieren nun die sämtlichen Stewards des Schiffes herein. Jeder trägt einen japanischen Lampion, jeder eine Platte mit prachtvoll illuminiertem Gefrorenem, vereiste Festungen, Segelschiffe, Dampfer und Leuchttürme. Am Schlusse des Zuges schreitet würdig der edle Bankock mit dem langen Zopf und einem aufgespannten chinesischen Schirm. Alles applaudiert und ruft: Bravo! — Der Zug verschwindet. — Das Licht erstrahlt. Die Stewards erscheinen wieder und präsentieren die glühend beleuchteten Eisbauwerke. Große Knallbonbons

Digitized by Google

werden abgefeuert, die ihnen entfallenden Hauben, Mützen und Kragen aufgesetzt und umgenommen. Die Flaggen aller Länder, mit denen die Tafel verziert ist, werden ins Knopfloch gesteckt. Man erhebt sich von den Sitzen, und beim Klange der Musik beginnt eine große Polonaise, welche die Amerikaner mit einem Niggertanz und dem Cake Walk beschließen. (Der „cake walk“ hat einen Kuchen zum Ziel, in den ein Schmuck oder Geldstück hineingebacken ist.) — Die Aufmerksamkeit der Stewards muß belohnt werden. Wir erhöhen die Trinkgelder für die Dinner-Stewards um fünf Mark. Der Ober-Steward bekommt zwanzig Mark, der Deck-Steward zwölf Mark, der Kabinen-Steward, der uns auch bei Tisch servierte, fünfundzwanzig Mark, Badefrau und Bademeister je fünf Mark, Gepäckmeister zehn Mark und der Stiefelputzer drei Mark. — Es wird bis zwei Uhr getanzt.

Wenn ich je wieder eine Reise mache, werde ich meine Kabine nie mehr auf einem Promenadedeck wählen, sondern immer eine auf dem Oberdeck belegen, was den Vorzug größerer Ruhe und frischerer Luft bietet.

Früh sechs Uhr ankern wir vor Colombo. Der Adams-Pik ist hoch in den Wolken sichtbar.

Nach der langen, eintönigen Fahrt macht Colombo mit seiner wahrhaft überreichen Vegetation schon von weitem einen unbeschreiblich fesselnden Eindruck. Im Hafen herrschte ein unsagbar tolles Treiben. Hunderte von Kähnen umgeben uns. In ausgehöhlten Baumstämmen, auf Schwimmhölzern sitzen Dutzende von kleinen Burschen, sie singen, schreien und betteln, stürzen wieder und wieder ins Wasser und tauchen fidel empor, krabbeln in unser Boot, singen „Traradibumdiä“ und schlagen sich in wahnsinniger Hast mit den Ellenbogen in die Seiten, um unsere Aufmerksamkeit in diesem Chaos auf sich zu lenken. Alles ist in wilder Aufregung.

Digitized by Google

Konsul Freudenberg war mit einer Dampfbarkasse gekommen. Alfred und Baron Gemmingen fahren mit ihm ans Land, während wir die Hotelbarke benutzen. Ringsum ist ein Gewimmel, Gewirre, Geschreie, Getue, daß uns die Gedanken vergehen. — Nachdem wir eben ein schwimmendes, europäisches Hotel verlassen hatten, sind wir wie durch Zauberkraft in ein wundervolles Märchenland versetzt. — Mit benommenen Sinnen lauscht und blickt man um sich, man horcht, ob nicht Musik ertönt, die all dieses fremdartig bunte Leben begleitet. Wie in einer Feerie ist uns zumute. Kleine Zwergwagen werden bestiegen, in denen man bequem zurückgelehnt sitzt. Von herrlichen, bronzefarbenen Kulis gezogen, fahren wir in gleichmäßigem Trab dahin, vorbei an nie gesehenen Gestalten und nie geahnten Farbenwirkungen. — Wie auf dem Theater scheint uns alles und doch wieder so ganz anders. — Der Eindruck, so fremd und neu, ergreift uns plötzlich und unvermutet. — Er übersteigt alle unsere bisherigen Vorstellungskreise.

Auf einer breiten, roten Straße, dem Meere entlang, geht es dem Galle-Face-Hotel zu. Das Hotel ist ein großer, luftiger, roter Ziegelbau mit Veranden, Säulenhallen und Balkons, beschattet von den Kronen der Palmen, bevölkert von Vertretern sämtlicher Nationalitäten der Welt. Neben Europäern in allen möglichen und unmöglichen Toiletten, Inder in herrlichen Kostümen, Soldaten in weißen, faltigen Unterkleidern, mit strammer, roter, goldglitzernder Jacke und mächtigem Turban, dann Singhalesen in lose, um die Hüften geschlungene, bis zum Boden reichende weiße Tücher gehüllt. Vor dem Hotel produzieren sich Fakire mit dem Mangobaum, Schlangen und Mungos. Alles tritt uns in wirrem, verwirrendem Durcheinander entgegen. Und in dem vielen Fremdländischen begrüßt uns ein zuvorkommender deutscher Wirt, der wie ein Boxer aussieht und dessen erste fürsorgliche Tat ein

Digitized by Google

kräftiger Faustschlag auf die Brust meines Rickschaw-Kulis ist — Rickschaw heißen die kleinen Wagen —, weil er die ihm gebührende Rupie (1,33 Mk.) nicht nehmen will, sondern vier verlangt.

Als ich in die Halle trat, kam ein affenartiges Wesen auf mich zu, meine Jungfer, die Aya; klein wie ein Zwerg, mit einem Bäuchlein wie eine Weltkugel und über alle Maßen häßlich. Sie glich einem Pavian. Daneben hatte sich eine Reihe junger und älterer Männer aufgestellt, unter denen wir uns einen Boy — Diener — auswählen sollten. Wir engagierten einen älteren Singhalesen mit einem Kamm, dessen spitze Ecken wie kleine Teufelshörner rechts und links von seinem Kopfe abstanden und dem gutmütigen Gesicht einen mephistophelischen Ausdruck gaben. Er trug ein langes weißes Tuch um die Hüften geschlungen, gestärkten Kragen und Manschetten und eine weiße europäische Jacke. Dies war Charles Appoo, unser Boy. Graf Lippe hatte sich einen schönen Tamilen ausgesucht, der sehr malerisch drapiert war, sich aber leider später ganz europäisch in Rock und Hose kleidete. Nachdem wir uns mit Dienerschaft versehen hatten, schlossen wir den üblichen Kontrakt mit derselben ab, wonach wir berechtigt sind, die Boys bei unbotmäßigem Betragen ohne Vergütung der Rückreise sofort zu entlassen. Der Boy bekommt monatlich fünfundvierzig Rupien Lohn, die Aya fünfundzwanzig und beide extra zwanzig Rupien zur Anschaffung warmer Kleider für das nördliche Indien. Wir müssen für die Dienerschaft nur noch die Eisenbahnfahrt bezahlen, für alles andere haben sie selbst zu sorgen.

Wir besichtigen unsere Zimmer, die wir von Europa aus bestellt hatten. Sie sind kühl und luftig und bieten einen ganz unbeschreiblich reizvollen Ausblick: Von meinem Fenster übersehe ich eine weite, eingezäunte Wiese, auf der sich kleine Höckerochsen jagen. Im Kreise um den Rasenplatz herum führt eine breite, rote Fahrstraße.

Digitized by Google

Phantastisches Getriebe herrscht überall. Elegante Damen reiten auf kleinen Pferdchen, Herren radeln, ein Parse mit seiner, wie eine Römerin drapierten Frau kutschiert einen feinen Einspänner. Schwarze Ayas mit weißen Säuglingen, weiße Bonnen mit dunkeln Kindern werden auf Rickschaws in schnellem Lauf dahingezogen. Dazwischen fahren überdeckte „Bullock"-Karren, europäische Droschken und Karossen mit zirkusartig aufgezäumten Pferden, theatralisch kostümierten Dienern und Läufern, die mit großen Fliegenwedeln hinten auf dem Wagen stehen, um Mücken und Staub von den Insassen fern zu halten. Und zwischen all diesen bekleideten Menschen schlendern gemächlich auf ihren entsetzlich dürren, krummen, schwarzen Beinen, nur mit einem kurzen Lendenschurz bekleidet, die Eingeborenen. Plötzlich geht ein sintflutartiger Regenschauer nieder. — Die nackten Herren und Damen sperren einen Regenschirm auf und ziehen ein leichtes Tüchlein um die Schulter. Dies alles ist umgeben von hohen, himmelanstrebenden Palmen. Im Vordergrunde sehe ich einen Zaubergarten: lilienartige Blumen auf hohen, feierlichen Stielen mit goldenen Blüten stehen zwischen tief grünen, hohen Bäumen, an denen mächtige, gelbrote Glocken hängen, und bunten Sträuchern, deren blaugrüne Aeste in hellgelben Sprossen enden. — Ein ernster Ton erklingt. Dort im Gebüsch ist eine katholische Kirche. Von allen Seiten strömen die Schwarzen mit Rosenkranz und Gebetbuch herzu. Hochmütig, sich ihres Wertes bewußt, blicken sie um sich. —

Einladung bei Konsul Freudenberg, der ich leider nicht Folge leisten konnte.

29. November. All unser Gepäck ist richtig abgeliefert worden, nur die Kiste mit den hundert Konserven, die ich mitgenommen hatte, um mich gegen Magenverstimmungen möglichst zu schützen, fehlt. — Baron Gemmingens sind nach Madras vorausgereist. — Besuch bei Konsul

Digitized by Google

Freudenberg, dessen Anwesen ein fürstliches Gepräge zeigt. Es besteht aus zwei Häusern, von denen das eine für die Eltern, das andere für die Söhne eingerichtet ist. Das Parterre bildet ein großer Raum, der durch verstellbare Wände nach Belieben in verschiedene Zimmer abgeteilt werden kann. Eidechsen huschen als nützliche Haustiere zum Schnakenfressen an den Wänden des Salons auf und ab und geben kleine, seltsame Laute von sich. Die Eidechsen heißen Geckos.

30. November. Durch das heiße, staubige Viertel der Eingeborenen, das malerische Pettah, fahren wir per Wagen nach dem Tempel von Kelani. Die Landstraße befindet sich in vorzüglichem Stande, nur ist gegenwärtig in der Regenzeit der Boden sehr aufgeweicht. Die Fahrt gestaltet sich märchenhaft schön. Rechts und links der Straße dichter Palmenwald, durch den kein Sonnenstrahl dringt, vorbei an Seen mit überragenden, nie erblickten Bäumen, an denen üppige, rotschimmernde, schwere Dolden hängen; durch Musahaine, deren übergroße, weiche Blätter wirr und zerzaust durcheinander wachsen, und inmitten von all dieser Pracht und Fülle ein öder, kahler Hügel mit ein paar im heißen Sonnenbrande abgestorbenen Palmen. — Es ist ein Kirchhof. Abseits unter einem primitiven Schilderhaus (ein Palmbrett ruht auf vier Bambusstangen) hält ein Soldat die einsame Wacht. — Dieser verdorrte, verbrannte, tote Boden, auf dem kein Grashalm wächst, steht in ergreifendem Gegensatz zu den sich ringsum mächtig offenbarenden Naturkräften. Immer dichter wird das wild wuchernde Grün des Waldes. Ein erdiger Geruch erfüllt die schwere, schwüle, feuchte Luft. Es ist uns zumute, als führen wir durch ein ungeheures, großartiges Treibhaus. Seltsam berauschender Duft umfängt und ermattet die Sinne. Mächtige Brotbäume, Frangipanis, Taliputpalmen, Papeyos mit ihren schlanken, smaragd-

Digitized by Google

artig schillernden Früchten, und der Jackbaum, ragen aus dem undurchdringlichen Dickicht empor. Eingebaut in diese tiefgrüne Waldwand, halb versteckt unter schweren Schlinggewächsen, liegen der Straße entlang die Hütten der Eingeborenen: vier Lehmwände mit einem Palmblattdach und einem kleinen offenen Vorbau, der eine Veranda bedeutet. Hier ruht alt und jung auf Matten oder niedrigen Bänken und sucht sich (pardon) gegenseitig das Ungeziefer ab. Selbst Kinder, die kaum stehen können, sind schon in der mütterlichen Frisur mit größter Aufmerksamkeit beschäftigt. Wenn man beobachtet, wie hier die Leute den ganzen Tag fegen, kehren und putzen und nach dem täglichen Bade mit fliegenden, nassen Haaren, um sie zu trocknen, herumgehen, so begreift man kaum, daß bei all der Reinlichkeit nirgends eine Gruppe beisammen sitzen kann, ohne sich gegenseitig die Köpfe zu „behandeln".

Der von der Hauptstraße nach dem Tempel von Kelani abzweigende Weg ist wie durch einen Urwald gehauen; am Wegrand stehen enge Buden, in denen die Opfergaben für den Tempel, Reis und Blumen, feilgeboten werden. Komische Puppen, große und kleine englische Ladies in merkwürdigen, völlig mißverstandenen europäischen Toiletten, einen Bindfaden durch den Kopf gezogen, hängen lang aufgereiht in den kleinen Läden und bilden das Entzücken der nackten Eingeborenen. — Ueberall liegen hoch aufgehäuft herrliche Bananen, gewaltige Büschel, deren Früchte, dicht gedrängt am Stengel hängend, wie eine kolossale Riesentraube wirken, und Stöße von reifen Kokosnüssen, deren erfrischende Milch zum Trunk gereicht wird. Wir verlassen den Wagen. Der nahe Tempel ist rings durch eine hohe Mauer von der Außenwelt abgeschlossen. In die innere Seite der Mauer sind unzählige kleine Dreiecke eingehauen, welche beim großen Vollmondfest im Mai zum Aufstellen der brennenden Opferlampen dienen, was ein entzückender Anblick sein muß. In dem

Digitized by Google

schönen Hof mit prachtvollen Bäumen, deren weitreichende, saftgrüne Aeste den ganzen Platz beschatten, befindet sich der Tempel. Ein glockenartiger Bau (Dagoba) steht daneben.

Wie ein großer, weißgetünchter Steinhaufen sieht der Schrein aus, in den vor achthundert oder neunhundert Jahren heilige Reliquien eingemauert wurden. Der Tempel ist ein kunstloser Bau, mit von Säulen getragener Vorhalle. In einem seiner inneren Räume treffen wir auf einen einfachen Glasschrank. Hier sitzt der große Buddha mit einer kostbaren Perle auf der Stirne, die den Gedanken bedeutet, während der kolossale, lang ausgestreckte, schlafende Buddha daneben Buddha Nirvana darstellt. Beide sind umgeben von zahllosen silbernen Weihgeschenken, die Pilger von weither gebracht haben. Vor den Glasschränken stehen lange, schmale Holztische, auf denen die Opfergaben niedergelegt werden. Besonders sind es Blumen in herrlicher Fülle, goldene Blütenbüschel der Arica- und Taliputpalme, bleiche Wasserlilien, gelbe Malven und die weiße Tempelblume, die wie eine Tuberose aussieht, aber einen noch viel sinnberauschenderen Duft verbreitet als diese. In eine hohe, kupferne Urne wird Reis als Opfergabe geschüttet. Interessant sind die Götterbilder, welche die Wände schmücken. Sie erinnern im Schnitt des Bartes und des Haares an Porträts von Velasquez. — Die Priester in ihren amberfarbigen Togen, mit kahlen Köpfen, feinem Gesichtsschnitt und ernstem Ausdruck stimmen schön zu der fremdartigen Umgebung; würdevoll bringen sie uns ein Buch, in das wir unsere Namen eintragen sollen — doch dies bedeutet keine Huldigung, sondern eine Bitte um ein Opfer in bar.

Wir verließen den Tempel, begleitet von einer Anzahl mild blickender Singhalesen und einer Schar niedlicher Kinder, die uns Blumen anboten. Im äußeren Hof steht ein Bo-Baum, den wir erst jetzt bemerkten. Er ist ein

Digitized by Google

Ableger des berühmten Ahnherrn in Anuradhapura, der vor zweitausend Jahren aus Indien auf wunderbare Weise dorthin gebracht wurde. Unter dem Bo-Baum fand einst Buddha Erleuchtung, und deshalb fällt ihm reicher Anteil an den Tempelopfern zu. Blumen liegen in Menge hingestreut vor ihm; häßliche Idole sind in seinem Schatten aufgestellt, indische Götter, die Ganesha, Vishnu und Shiwa darstellen. Shiwa erscheint höchst merkwürdigerweise in der für Buddha charakteristischen Stellung abgebildet. Es ist eine überraschende Tatsache, daß auf Ceylon die Hindugötter in vielen Buddhatempeln ihren Platz gefunden haben, ja, daß Buddha sozusagen nur den alten Hindugöttern hinzugefügt ist. Die Erklärung für den stark korrumpierten Buddhismus in Ceylon führt auf das Eindringen von Priestern aus Siam zurück, die sowohl den Aberglauben der Hindus als ihre Kastenvorurteile mit sich brachten. Reiner ist die von den Engländern unterstützte Amarapurasekte, die 1802 durch aus Birma eingewanderte Mönche gestiftet wurde. Sie verkündet Gleichheit aller Menschen, verbietet aufs strengste die Vielgötterei und verbannt die Symbole der Hindus aus ihren Tempeln. Die Amarapurasekte unterscheidet sich äußerlich durch das rund um die Schulter gelegte gelbe Priestergewand von den Mönchen der Sekte aus Siam, die immer ein Ende des Gewandes über die linke Schulter schlagen, wodurch die rechte Schulter, sowie der rechte Arm nackt bleibt. Beide Parteien haben den Schädel glatt geschoren, dagegen ist über das Rasieren der Augenbrauen ein Kampf entbrannt, so heiß, wie seinerzeit über die Tonsur in der christlichen Kirche. Auf Ceylon tragen alle Buddhabilder die rechte Schulter entblößt, ein Beweis, daß sie unter siamesischem Einfluß entstanden sind.

1. Dezember. Gestern nachmittag und heute morgen war ich auf der Suche nach meiner Konservenkiste. —

Digitized by Google

Hoffentlich höre ich nie mehr etwas von der unglückseligen Kiste. Sich hier in Colombo nach einem verlorenen Gegenstand erkundigen oder gar danach suchen zu müssen, bedeutet eine Anstrengung, die jeder Beschreibung spottet. — In Schweiß gebadet, werde ich von Pontius zu Pilatus geschickt, überall begegnet man mir mit ausgesuchter Höflichkeit, nur ist fast immer die Hauptperson im nächsten Café und kommt meist „sogleich". Ich werde dann im Warteraum unter die Punkah gesetzt, die mich beinahe zum Fenster hinaus fächelt, der Halfcast-Sekretär drückt mir eine Zeitung in die Hand und geht, den Mr. Soundso zu suchen — ich sitze und warte — — bis Mr. Soundso geruht, ausgeschlafen zu haben, denn er sitzt gar nicht im Café, sondern schnarcht nebenan. Ich höre nämlich nach einer Weile flüstern, man gähnt, man räuspert und erscheint. Der Official weiß ganz genau, daß die Kiste da und da steht und befiehlt, daß mich der Kuli hinführe. Ich stürze hin und erfahre, daß die Kiste gerade in ein anderes Depot gebracht worden ist. — Ich fliege nach, „ach diese Kiste gehört Ihnen", sagt der Kulivorstand, „o, vor einer Stunde wurde sie in den Lagerraum verbracht, in dem die mangelhaft adressierten Stücke aufbewahrt werden." „Aber meine Kiste war doch gar nicht mangelhaft adressiert", sage ich verzweifelt — er zuckt verbindlichst die Achseln, und ich gehe nach dem Lagerraum. Hier durchsuche ich alles, krieche hinter und unter Kisten und Kasten, finde nichts.

Jetzt erscheint ein Singhalese mit der Feder hinter dem Ohr. Würdevoll bedauernd erklärt er mir, er habe die Kiste zu Mr. „Frudenberg" dem German Konsul gesandt. Ich atme auf und fahre zum Konsul Freudenberg, aber der weiß nichts, gar nichts. Und nun fällt es mir wie Schuppen von den Augen. Keiner von allen, niemand hatte je von der Kiste etwas gehört. Schwindel war alles. Ueberall ließen mich die Officials und Vorsteher meine

Digitized by Google

Kistengeschichte ausführlich erzählen, um mir dann die Auskunft zu geben, durch welche sie mich am schnellsten los wurden. Die Leute besitzen ihre Erfahrung und kalkulieren ganz richtig, daß, wenn man genug gesucht hat — und das ist bei der unerträglichen Hitze sehr bald der Fall — man das Suchen aufgibt und sich freut, wenn man seine Ruhe wieder erhält. Ich zum Beispiel könnte mir keinen größeren Schrecken denken, als wenn jetzt auf einmal die Kiste wieder auftauchen würde, und ich nochmals mit dieser Schar übelriechender, nackter Schwarzen zwischen den Kisten und Gepäckhaufen herumkriechen müßte. Die Kerls sehen alle so gutmütig und und hilfsbereit aus und waren doch solch durchtriebene Spitzbuben! Haben mich so zum besten gehalten! — „Verschenken, ans Krankenhaus, oder wer sonst die Kiste will", rief ich auch deshalb, aufs höchste erschrocken, ins Telephon, als der junge Herr Freudenberg, kurz, ehe wir uns nach Tuticorin einschifften, anfragte, ob er sie mir nachsenden solle, er habe Aussicht, die verlorene Kiste wiederzufinden. Nachsenden — nein, ins Meer versenken, wo es am tiefsten ist, nur nichts mehr von ihr hören, ist mein einziger Wunsch — aber der Wunsch ging nicht in Erfüllung. Die erste Nachricht, die mich nach meiner Rückkehr von Indien im Hotel zu Colombo empfing, war, daß das Krankenhaus mein Geschenk nicht angenommen habe, weil acht Rupien Rollgeld auf der Kiste lagen. Nun hatte ich sie wieder, die schreckliche Kiste, aber nicht auf lange, denn ich fand einen freundlichen Mann, der es übernahm, sie zu versteigern. Dann hörte ich nie wieder etwas von der Kiste, noch von dem freundlichen Mann, welcher wohl seine Rechnung bei der Versteigerung gefunden haben muß.

Unsere Billetts für die Reise durch ganz Indien haben wir uns hier in Colombo bei Cook genommen, der uns mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit ein Coupé von Tuticorin nach Madura reservieren ließ, kurz, in jeder Hin-

Digitized by Google

sicht von umsichtiger Aufmerksamkeit war. Die Gesellschaft besteht, da Baron Gemmingens gestern vorausgereist sind, für die nächste Zeit aus Frau von R., Herrn Federer, Graf Lippe und uns beiden. Doch ist mit dem gemeinsamen Reisen keinerlei Abhängigkeit verbunden. Jeder richtet seine Tage nach eigenem Belieben ein. — Wir haben die Abreise von Colombo so beschleunigt, weil hier noch die Regenperiode andauert, jeden Nachmittag ein furchtbares Gewitter niedergeht und eine feuchte, schwüle Hitze herrscht, die alle Lebensgeister lähmt, außerdem aber auch deshalb, weil wir Delhi vor den großen Krönungsfestlichkeiten (dem Durbar) erreichen wollen, da die Herren den Trubel fürchten. — Heute nach vier Uhr schifften wir uns auf einem elenden alten Dampfer, der „Afrika", ein. Das Schiff ist schmutzig und eng; alle bequemen Sitzgelegenheiten fehlen. Ich belege sofort das Rauchzimmer, um mit Alfred auch die Nacht darin zuzubringen. Es sind wenig Passagiere an Bord. Außer uns ein Rajah mit seinem Begleiter, zwei Engländer und ein junges Ehepaar mit einem Neugeborenen, das in einem Waschkorb reist. Seine Aya will sich mit dem Kleinen für die Nacht bei uns im Rauchzimmer einlogieren. Ich erlaube es nicht. Meine Hartherzigkeit erscheint ihr unbegreiflich.

Außerdem machen nur noch Eingeborene die Ueberfahrt mit. Sie liegen, als ein ungeheuer großer, schwarzer Haufen im Zwischendeck zusammengeballt, aus dem nur weiße Punkte blinken, die auf Lebendiges da unten deuten; es ist das Weiße in ihren Augen, und die blendenden Zähne, was heraufffunkelt. Alles sind Südinder, denen es in ihrer Heimat zu heiß ist, und die Jahr für Jahr im „kühlen Ceylon" einige Monate Feldarbeit tun, um dann daheim von dem Erlös die übrige Zeit zu leben. — Es regnet in Strömen, aber das Meer ist ruhig; so können wir, ohne Seekrankheit zu befürchten, in der engen, dumpfigen Kajüte das „Dinner" einnehmen.

Digitized by Google

2. Dezember. Morgens um halb acht Uhr ankern wir sieben Meilen vor Tuticorin. Die See wird unruhig, und die „Afrika" schaukelt bedenklich. Etwa eine Stunde vergeht, bis unser Gepäck auf ein Segelschiff verladen ist und wir einen kleinen Dampfer besteigen dürfen, der uns und das Segelschiff ans Land bringen soll. Es regnet nicht mehr, wohl aber ist das Meer noch sehr bewegt, und die Wellen spritzen über Bord. Etwa eine Meile vor Tuticorin fahren wir fest; von einem Flottwerden ist keine Rede. Wir müssen unser kleines Dampfboot verlassen und zu unserm Gepäck in das Segelschiff klettern. Es war bei dem wiegenden Schwanken, bei dem auf und ab der beiden Schiffe kein ganz leichter Umzug, und wir krochen auf Händen und Füßen hinüber. Pferdestände teilen den Schiffsraum ab; wir können uns deshalb nur mit der größten Vorsicht bewegen. Wir hocken auf Segelstangen oder sitzen auf der Kante des Decks und unsere Füße baumeln ins Leere, das unter uns gähnt. Jeden Augenblick sind wir in Gefahr, durch einen ungeschickten Stoß der hin- und herrennenden Matrosen oder durch die Kulis, die das Schiff mittels langer Stangen ans Land bugsieren, in die tiefen Pferdestände unter uns abzurutschen. Herr Federer sitzt auf einer Kiste, seine Beine hängen über Bord und er denkt erstaunt über die Situation nach, in die der Kulturmensch geraten kann, so er eine Reise tut. — Wir nahen uns der Küste; sie bietet einen trostlosen Anblick. Sie ist kahl und in eine trübe, rauchige Wolke gehüllt. In der Ferne sieht man ein paar große Fabriken mit hohen Kaminen, ganz europäisch. Dagegen wirkt die weit hinausgebaute Landungsbrücke sehr fremdartig. Sie ist dicht gedrängt mit Eingeborenen besetzt, die in ihren grellfarbigen, malerisch drapierten Gewändern oder in ihrer absoluten Nacktheit ein buntes Bild bieten. — Wir betreten das Land.

Ein unbeschreiblicher Wirrwarr umgibt uns; wir fühlen uns wie verloren. Einer reißt uns die Billetts aus

Digitized by Google

der Hand, die der nächste wieder verlangt, oder uns nicht passieren lassen will. Die Kulis bemächtigen sich unserer Sachen und laufen davon. Alles rennt und schreit! Unsere Reiseeffekten sind verschwunden. Wir irren verzweifelt umher. Unsere Boys sind auch nicht zu sehen. Es fängt an, ganz fein zu regnen, dabei herrscht eine Gluthitze, und dazu diese Aufregung! Wir sind wie gebadet. Und nun zeigt sich alles in bester Ordnung. Die Boys stehen beim Gepäck, das auf einem ungeheuren Haufen zusammenliegt; wir brauchen lediglich unsere Sachen zu bezeichnen, weil die Diener unsere sechsundzwanzig Kollis noch nicht kennen, und die Sache ist geregelt. Man darf hierzulande nur seine Ruhe nicht verlieren — Gleichgültigkeit gilt stets als erste Bürgerpflicht. Hundert Hände strecken sich uns jetzt mit Eßbewegungen, unterbrochen durch Magenreiben, entgegen. Jeder will etwas getan haben. Bettler, Krüppel, Kulis, Kinder, Greise, alles bettelt und ruft „Dalli". Ein kleiner Junge mit schönen Augen hüpft wie ein Frosch durch die Menge, seine beiden Arme sind ihm amputiert. Mit den Zähnen pickt er das zugeworfene Geld vom Boden auf und tut es in die ihm um den Leib befestigte Geldtasche. Jedermann achtet auf ihn, niemand stößt das arme, unglückliche Wesen, und im wildesten Gedränge huscht er unversehrt hindurch.

Nach einem leidlichen Frühstück auf dem Bahnhof fahren wir mit einer Stunde Verspätung gen Madura ab. — Das Coupé, das uns Cook telegraphisch hatte reservieren lassen, war durch den Rajah vorweggenommen worden, und wir sitzen wie Märtyrer in einem nur zum Liegen eingerichteten Wagen. Graf Lippe pendelt ohne alle Lehne zwischen Alfred und Herrn Federer; Frau v. R. und ich sitzen Fuß gegen Fuß, was auch keine ganz angenehme Stellung ist. Und doch sind die Coupés der I. und II. Klasse für lange Fahrten in Indien viel bequemer, als unsere in Europa. Die über alles Erwarten langen Züge setzen sich

Digitized by Google

aus drei Wagenklassen zusammen. Ein Wagen dritter Klasse hat meistens fünf Abteilungen, die durch Wände getrennt sind. Die sehr schmalen Coupés sind für acht Personen berechnet. Ueber den Köpfen der auf der Bank sitzenden Passagiere läuft eine Liegebank an der Querwand des Wagens entlang, damit bei den langen Fahrten die Insassen sich unten oder oben ausstrecken können. Eine sehr wohlgemeinte Einrichtung, die aber den gegenteiligen Erfolg hat. Bei der ungeheuren Menge reisender Eingeborenen werden diese Coupés statt mit acht Personen mit dem dreifachen und mehr besetzt; die armen Leute hocken zwischen und auf den Bänken in entsetzlichster Weise zusammengepreßt.

Die dritte Klasse wird vor Abgang des Zuges mit einem Schlüssel abgesperrt und nur an der Ankunftsstation der Reisenden geöffnet. Außer dieser allgemeinen dritten Klasse gibt es noch ein Coupé dritter Klasse für „Females" und solche für Europäer, die hauptsächlich von Missionarinnen benutzt werden. Die zweite Klasse ist der ersten ähnlich, nur weniger reinlich und statt für vier Personen sind die Abteilungen für acht Personen eingerichtet. Die erste Klasse bietet sehr geräumige Coupés mit anschließendem Waschkabinett und Toilette. Die Betten laufen längsseits des Wagens in der Richtung des Zuges. Die Sitze sind wie breite Divans, meist mit schwarzem Leder überzogen und ruhen auf Federn. Des Nachts legt man die eigene Matratze und weiteres Bettzeug auf die Bank, wodurch eine viel bequemere und bessere Lagerstätte hergestellt wird, als die meisten Hotelbetten bieten. Neben dem Compartiment erster Klasse befindet sich gewöhnlich ein halbes Coupé dritter Klasse für die „Servants". Beide sind durch ein kleines Schubfenster verbunden, das aber wegen des von dort eindringenden Geruchs selten benützt wird. Alle Personenwagen haben ein doppeltes Dach, im Zwischenraum zirkuliert Luft und hält die direkten Sonnenstrahlen

3*

Digitized by Google

ab. Seitlich reicht das Schutzdach bis auf die halbe Höhe des Fensters herab, so daß die Sonne nur abends, wenn sie tief im Westen steht, belästigen kann. Die Fenster sind außerdem mit vielerlei Schutz- und Schließvorrichtungen gegen Sonne, Staub und Regen versehen; mit weißen und bunten Scheiben, Läden und Fliegengittern.

Gegen ein Uhr treffen wir in Madura ein, wo wir uns gleich im Bahnhofsgebäude Betten sichern, was nach dem Verlassen des Zuges stets sofort geschehen muß, will man darauf rechnen, ein Unterkommen zu finden. Meist gibt es nur vier bis fünf Betten auf den Stationen, die man gegen eine Rupie Schlafgeld vierundzwanzig Stunden, aber nicht länger, benutzen darf.

Madura hat 73 000 Einwohner, meist Drawiden, die hinduisierte Urbevölkerung Südindiens, zu denen auch die Tamilen gehören, welche durch arische Ansiedler den brahmanischen Glauben erhielten.

Eine breite, lange, prachtvolle Straße, fest und sauber, als wäre sie makadamisiert (Lateritboden), führt durch die Stadt. Nächst dem Bahnhof im neuen, aber ärmlichen Teile der Stadt, steht rechts und links am Wege dicht gedrängt Häuschen an Häuschen mit kleinen Vorbauten. Diese Buden müssen als typisch für die Basare Indiens betrachtet werden. Sie sind wohl deshalb so eng, daß man sich kaum in ihnen rühren kann, weil der Kaufherr doch nur mit untergeschlagenen Beinen in der Mitte des Ladens auf dem Boden hockt und sich nicht von der Stelle bewegt, ja alle seine Waren auf Armlänge rings um sich aufgebaut hat, so daß er sie bequem von seinem Sitz aus erreichen kann. Muß er wirklich einmal aufstehen, so hängt eigens zu diesem Zweck ein Strick von der Decke herab, mit dessen Hilfe er sich emporrichtet. Der Estrich erhebt sich etwa einen Meter hoch über die Straße und dient zugleich als Ladentisch, an welchem außen die Käufer stehen, die sich die Zeit mit langwierigem Handeln vertreiben. Die alte

Digitized by Google

Stadt mit ihren hohen Steinhäusern und reichen Fassaden zeugt von der vergangenen Glanzperiode unter Tirumal Nayak, der im 17. Jahrhundert lebte, und auf den all die bedeutenden Bauten, wie auch der große Shiwatempel zurückzuführen sind.

Dieser berühmte Tempel ist gleich allen andern Südindiens im Drawidastil ausgeführt, der ganz verschieden von jenem der Hindus Aryawarta, der arischen Hindus, ist. Die drawidische Tempelanlage wiederholt sich in der Hauptsache immer, nur die Zahl der Höfe, die sich um den Hauptbau herumziehen, resp. die äußere Umfassungsmauer rückt, je nachdem der Pilgerandrang zu einem Tempel wächst, weiter hinaus, d. h. es wird eine weitere Umfassungsmauer hinzugefügt. Den Mittelpunkt der Höfe bildet der Tempelhof, der die Hauptgebäude: den Tempel, die Wimanah, einen viereckigen Teich, ein paar offene Säulenpavillons und anderes umschließt. In der Wimanah liegt das Heiligentum, eine schmucklose kubische Zelle, die durch ein kleines pyramidenförmiges Dach bedeckt ist. Der hiesige Shiwatempel ist ein Doppelbau, der eine Teil dem Gotte Shiwa, der andere seiner Gattin Minakshi, „der Fischäugigen" geweiht. Durch die hohe Mauer, die den ganzen Komplex in seiner äußeren Peripherie umzieht, führen mächtige Tore, über denen sich Gopuras erheben.

Die Gopuras sind eine Eigentümlichkeit Südindiens, die durch farbenreiche Skulpturen einen wundervollen Eindruck machen. Sie wurden erst später als Verteidigungsbauten gegen fremde Ueberfälle auf die Umfassungsmauern der Pagoden, d. h. Tempel, gesetzt und gehören nicht dem ursprünglichen Drawidabaustil an, sondern lassen den Rückgang der Kunst im 16. und 17. Jahrhundert erkennen. Unter „Gopura" versteht man eine abgestumpfte Pyramide, die durch einen halbrunden Wulst abgeschlossen wird, dessen Schmalseite oben einen kleinen, eckigen Aufsatz mit reich ornamentierten Seitenflächen trägt. Der ganze Turm ist

Digitized by Google

mit stufenförmig übereinander aufsteigenden Säulen, Nischen mit Gruppen von Figuren in oft wildleidenschaftlichen Bewegungen überladen.

Durch ein von herrlichem Grün umschattetes Tor, über dem eine hohe Gopura emporwächst, treten wir in die Halle der acht Statuen Lakshmis, der Gattin Vishnus. Auf Skanda, den Mars der Hindu, auf Subrahmanya, der auf einem Pfau reitet und uns ebenfalls als Kriegsgott bezeichnet wurde, lenkte man unsere Aufmerksamkeit. Vier Bettelelefanten, mit den Querstreifen der Shiwa-Anbeter auf dem breiten Kopfe, machten hier die Honneurs. Sie schwingen einen großen Grasbüschel im Rüssel und verscheuchen damit die sie quälenden Fliegen, sie knixen, verbeugen sich und fordern ihren Bakhschisch. Die Halle ist mit Händlern aller Art dicht besetzt. Heilige und profane Dinge werden hier ausgeboten. Eine ungeheuere Menschenmenge wogt zwischen den zahlreich darin aufgeschlagenen Buden hin und her. Alles gafft uns an, voll Ueberraschung, wie wir dies abenteuerlich Fremdartige bestaunen.

Wir durchwandern den Tempel in seiner ungeheueren Weite und Breite. Wie im Traum irren wir durch dies Labyrinth seltsamer Herrlichkeiten, prächtiger Ungeheuerlichkeiten, schreiten durch Säulenhallen, die im düsteren Dämmerlicht die phantastischen Bildnereien, die grotesken Gestalten an den Wänden nicht erkennen lassen. Wir gehen durch lange Korridore mit kolossalen Granitpfeilern, über denen entsetzliche Ungetüme mit fürchterlichen Gebissen von der Decke herabgähnen. Da plötzlich fällt in diese schwüle Dunkelheit durch eine runde Oeffnung im Gewölbe das weiße Tageslicht und beleuchtet grell einen der unzähligen Pfeiler, die in endloser Reihe sich vor uns hinziehen. Welch Fabelwesen tritt hier drohend aus der Wand hervor? Es ist der „Yali“, der Löwe des Südens. Steil aufgerichtet, auf seinen Hinterbeinen, steht er da, mit einem reich verzierten Kettenpanzer bedeckt. Sein stumpfer, greifenähnlicher Kopf

Digitized by Google

weist eine wilde Fresse auf. Ein S-förmiger Stab, den er mit den Tatzen festhält, reicht bis zu seinen Füßen, wo ein junger Yali sitzt und den unteren Teil dieses Stabes im Maule hat. Das Ganze ruht auf einem kleinen Elefanten. Man steht und starrt. Was ist das für eine Welt monströser Ungetüme? Auf Schritt und Tritt sinnlos häßliche Ungeheuer, mit ungezählten Köpfen und Armen, übergroße Götzen mit dem Leib einer Kuh, dem Schweif eines Pfauen, der Brust, dem Kopf einer Frau.

Ueberall die Verkörperung unheimlicher Dämonen, finsterer Mächte; nirgends eine erhabene Gestalt. Weiter, immer weiter durch Kreuz- und Quergänge, die mit Göttern, Helden und Tieren ausgestattet sind, nahen wir uns dem Altar, an dem Shiwa Blumenopfer empfängt. Auch uns werden durch blumenbekränzte Priester weiße und gelbe Blütenguirlanden um den Hals gelegt. Hierdurch sind wir geweiht und dürfen uns jetzt dem inneren Raum des Tempels nahen, allerdings nicht ohne daß jeder von uns erst eine Rupie auf den Opferteller gelegt hat. Jetzt gelangen wir zu einem seltsam tiefen Schacht, in dem man, durch eine reich verzierte kleine Bogentür blickend, ein nahes und ein unendlich fernes Licht gewahrt, das mystisch Unsichtbares beleuchtet. — Durch die feierlich wirkende grandiose „Halle der tausend Säulen" treten wir aus tiefem Dunkel hinaus unter den hellglänzenden Himmel an den grünschimmernden „Tank der goldenen Lilien". Auf weißen Stufen schreiten Tempelmädchen mit dem goldgelben Gesicht und dem schwarzen Seidenhaar hinab zum Wasser, um sich durch heilige Waschungen von allen Sünden zu reinigen. Die goldenen Kuppeln des Heiligentums ragen über die Mauer herüber, sie heben sich vom türkisblauen Himmel strahlend ab und glitzern in den sich leicht kräuselnden Fluten. Um den Teich zieht sich, durch feine Säulen getragen, eine Galerie, deren Rückwand in Bildern die

Digitized by Google

vierundsechzig Wunder zeigt, die der Gott Sandara hier vollbracht hat.

An diesen Tank der „goldenen Lilien“ knüpft sich eine tiefsinnige Legende. Hier stand vor Zeiten die berühmte Bank der „Dichter-Akademie von Madura“. Als einst Brahma zum Bade in die heilige Ganga hinabzog, wurde seine Gattin Saraswati durch die herrlichen Melodien eines himmlischen Sängers zurückgehalten. Zur Strafe belegte Brahma die Schuldige mit dem Fluch einer achtundvierzigmaligen Wiedergeburt auf Erden. Durch der Gattin Bitten ließ er sich jedoch dahin erweichen, daß sie die achtundvierzig Existenzen zu gleicher Zeit abmachen durfte. Er spaltete ihr Wesen in achtundvierzig Teile, und jeder Teil wurde als menschliches Einzelsein geboren, um später ein ausgezeichneter Dichter zu werden. Vom Berge Meru wanderte die Dichterschar zu dem König von Madura, der sie freundlich empfing und ihnen im Tempel eine eigene Halle erbaute. Doch bald drängten sich, wie die Herren Akademiker fanden, unwürdige und unlautere Elemente in ihr Kollegium. Sie baten deshalb den Gott des Tempels, ihnen eine Bank zu schenken, auf der nur sie allein Platz hätten. Und Sandara schenkte eine wunderbare Bank, „weiß glänzend, wie Mondlicht, nur eine Elle lang und breit“, die die Eigenschaft besaß, je nach der Zahl der anwesenden Akademiker sich auszudehnen oder zusammenzuziehen. Da legte eines Tages der Paria Turuwallur, der größte aller Tamildichter, seine herrliche Dichtung „Kural“ neben die auf der Bank sitzenden Akademiker, und siehe da, die Bank schrumpfte zusammen, bis nur noch das Buch auf ihr Platz hatte, und die „Dichterfürsten“ purzelten alle ins Wasser.

Durch neue Hallen und Gänge wenden wir uns dem Ausgange zu. Verwirrt, überwältigt, kann man die Umgebung kaum fassen. Welch' prahlerische Pracht, welche maßlose Ueberladung aller Teile! Kaum ein Fleckchen, das frei von plastischem oder gemaltem Zierat ist. Und doch,


Digitized by Google

sieht man von der Fratzenhaftigkeit der figürlichen Darstellung ab, so findet man in den einzelnen Hallen Anklänge an die Spätrenaissance. Man entdeckt an den Konsolen der Decken schöne Pflanzenmotive mit feingezeichneten Blüten, sieht Wandflächen mit geschmackvollen geometrischen oder stilisierten Flächenornamenten, und man könnte sich wohl manchmal in Italien wähnen. Der Gesamteindruck dieses ungeheueren Tempels ist von gewaltiger Wirkung. Verwirrend stürmte all das toll Fremdartige auf uns ein, und wir hätten gerne diesen ersten Tag auf indischem Boden ohne weitere Sehenswürdigkeiten beschlossen. Aber wir mußten noch das herrliche Schloß von Tirumal Nayak besuchen, das jetzt als Justizpalast dient. Welch' neue Ueberraschung erwartete uns hier! Nach der wirren, maßlosen Ueberladung des Tempels ein vornehmer Bau im Renaissancecharakter. Allerdings sind die Motive anderer Stilarten vielfach verwendet, so z. B. verbinden sarazenische Hufeisenbogen die kolossalen, vierzig Fuß hohen Granitsäulen, welche einen mit mächtigen Palmen bepflanzten Hof umziehen. Hunderte von bunten Papageien schwirren durch die Luft. Der südindische Löwe, der Yali, hält Wache. — Das Schlafgemach Tirumals ist ein prachtvoller achteckiger Kuppelbau.

Der Jesuitenmissionar Robert de Nobili, der sich den religiösen Formen des Brahmanismus geschickt fügte und sich für einen römischen Brahmanen erklärte, gewann das Interesse des prachtliebenden Königs; er beeinflußte auch seinen Geschmack. Tirumal büßte die einem Europäer bewiesene Huld mit dem Tod. Die Priester fühlten, daß er ihrer Macht entschlüpfe, lockten ihn in das Heiligtum der Minakshi und mauerten ihn daselbst ein.

Vom Justizpalast aus fuhren wir durch eine herrliche Allee von Feigenbäumen, die ihre Aeste wie zu einer grünen Halle zusammenfügen, nach der großen Banyane im Garten des Richters von Madura. Die Luftwurzeln des Baumes senken sich zur Erde und schaffen einen herrlichen Säulen-

Digitized by Google

saal. Grauer Nebel liegt darunter, und wir eilen fort, die gefürchteten Fieberdünste fliehend. Gegen unsern Willen, da der Abend feucht war, aber sehr zu unserer Befriedigung, fuhr uns der Kutscher noch an einen reizenden Tank, an dem die fashionable Promenade Maduras liegt, wo wir aber keinen Europäer sahen, wie wir denn überhaupt keinen einzigen hier zu Gesicht bekamen.

„Tepa Kulan", den wir im letzten Schein der Dämmerung erblicken, ist ein großer, mit Mauern aus weißen und rosa Quadersteinen umgebener Teich. In der Mitte liegt eine reizende Insel. Aus dem hohen Gesträuch blickt ein gopuraähnlicher Turm hervor, der das hier befindliche Mausoleum des Königs Tirumal überragt. An den vier Ecken der Insel stehen ebensoviel kleine Gopuren, die alle wie Baumkuchen aussehen. Das Bild im scheidenden Tageslicht war wie aus Tausend und einer Nacht.

Todmüde kamen wir an die Station zurück, speisten und gingen gleich zu Bett. Unser Zimmer war ein pompöser Raum, groß und luftig. Eine kolossale Punkah durchquerte den Saal, unter der zwei breite Betten standen. Prachtvoll sah alles aus, soweit man etwas sehen konnte. Denn nur mit einer armseligen, rauchenden Petroleumlampe als Leuchte, mußte man sich tastend im Zimmer orientieren. Nichts war zu finden, und wie Blinde tappten wir nach unsern Sachen. Und nun gar das Badezimmer! Grauen erfaßte mich bei dem Gedanken, in diese schwarze Badewanne zu steigen. Ich versuchte wohl oder übel in einer großen Schüssel meine brennend heißen Glieder zu kühlen, und die Aya mußte während dieser Zeit unaufhörlich hin- und herstampfen, um Schlangen und ähnliches Ungetier, das ich in dieser gräßlichen Düsterheit überall witterte, zu verscheuchen. Die Nacht war unbeschreiblich furchtbar. Fenster und Türen, alles stand wegen der Glühhitze offen, doch hätte man sie, da sämtliche Schlösser fehlten, auch gar nicht schließen können. Es war, als lägen wir auf dem Perron.

Digitized by Google

Markerschütterndes Schreien und gellendes Pfeifen ließen uns keine Minute Ruhe finden. Ratten piepsten und pfiffen, und alles mögliche Unsichtbare huschelte über die Strohmatten.

3. Dezember. Um vier Uhr früh mußten wir aufstehen, nachdem wir uns gerade an das unerhörte Lärmen gewöhnt hatten und eingeschlafen waren.

Es war noch dunkel, als wir den Zug erwarteten. Auf dem trübbeleuchteten Perron ging es sehr lebhaft zu. „Khana Wallahs" — Verkäufer von Eingeborenenkost — zündeten Fackeln an, um ihre Eßwaren zu beleuchten. Doch sieh nur, was ist das für komisches Zeug: Runde Kuchen aus Mehl, längliche aus Kokosnuß, Stangen, die wie Makkaroni aussehen, aber zu Kringeln gedreht sind, braune Scheiben von irgendetwas Undefinierbarem, und dann gequollene Erbsen und gedünsteter Reis, die hauptsächlichste Nahrung des Hindu. Die Leute sind sehr genügsam, und ich glaube, wir essen an einem Tage mehr, als sie in einer Woche zu sich nehmen, das heißt, wenn sie nicht gerade ihren großen Fütterungstag haben, an dem sie dann so viel und so lange die landesüblichen Gerichte verschlingen, bis das vorgesteckte Ziel und höchste Glück — Platzen des Gürtels — erreicht ist.

Die Idee, bei Abgang eines Zuges rechtzeitig einzutreffen, scheint dem „Native" völlig fremd zu sein. Er weiß, daß im Laufe von vierundzwanzig Stunden der Schnellzug geht und kommt, wenn es ihm paßt; er wartet mit derselben Gemütsruhe zwanzig Stunden wie zwanzig Minuten. Für ihn ist Zeit wertlos. Er führt seine Steppdecke mit sich, in die gehüllt, er sich beruhigt in eine Ecke legt und schläft. Gestern abend, als wir unser Schlafzimmer erreichen wollten, konnten wir kaum über den Perron gehen. Wir stolperten und stießen an unzählige dunkle Haufen, die umherlagen; alles schlafende Eingeborene, die auf den

Digitized by Google

Schnellzug warteten, der um fünf Uhr morgens durchfährt. Deshalb sind auch sämtliche Stationen überfüllt, herrscht solche Menschenansammlung und nachts ein Spektakel, daß man meint, eine Revolution bräche aus.

Der Zug dampfte aus der Dunkelheit daher. Mit Stoßen, Drängen und Schreien gelangten wir unter der Direktion des liebenswürdigen „Stationmaster" an das Coupé, welches er für uns reserviert hatte. Will man nämlich sicher sein, in Indien von einem Schnellzug mitgenommen zu werden, so muß man seine Plätze vierundzwanzig Stunden vorher bestellen. Wir fuhren äußerst angenehm und holten, auf drei sehr bequemen Chaiselonguen vorzüglich liegend, den versäumten Schlaf nach. Als der Tag leuchtend angebrochen war, ließen wir, behaglich ausgestreckt, die reiche Landschaft an uns vorübergleiten. Die Fahrt ging den Bergen zu. Die Vegetation war frisch und üppig. Hohe Aloehecken und Opuntien zogen sich wie Mauern am Bahngleise entlang. Zahllose Kakteenarten mit weißen und gelben Blüten, Agaven, Yukkas, Schirmakazien, zartbelaubte Bäume, deren Kronen flach wie Pilze wachsen, machen die Gegend, die oft durch zerklüftete schroffe Felspartien unterbrochen wird, sehr eigenartig.

Alles ist überschwemmt; die Reishalme stehen handhoch saftig grün über dem Wasser. Hin und wieder sind lebendige Vogelscheuchen aufgestellt, die auf einem von vier Pfählen getragenen Brett Wache halten. Diese Eingeborenen haben einen großen Sonnenschirm aus Bast mit kurzem Stiel, der sie gegen die brennende Sonne schützt. Alle Stationen, an denen wir vorbeikommen, sind überfüllt, und es herrscht ein Lärm, der mit dem Zunehmen des Tages zu wachsen scheint. Infolge der zahllosen Dialekte und Sprachen — über 400 in Indien — verstehen sich die Leute schwer, und zu der Aufgeregtheit der Eingeborenen, die sie beim Eisenbahnfahren überhaupt erfaßt, kommt noch ein eindringliches Schreien hinzu, dabei häufiges Wiederholen eines und des-

Digitized by Google

selben Wortes, um sich verständlich zu machen, so daß jede Konversation wie Streit klingt. — Sehr interessant sind die Kostüme, die wir hier sehen. Die Bevölkerung besteht teils aus Mohammedanern, teils aus Hindus, die in ihrem Aeußeren sofort kenntlich sind. Die Mohammedaner tragen nach dem Körper geschnittene und genähte Kleider, während der Hindu sich mit fünf bis sieben Meter langen, siebzig Zentimeter breiten Tüchern in einen antiken Faltenwurf hüllt. — —

Die ganze Hindubevölkerung ist mittels sichtbarer Zeichen durch das sogenannte „Nama" in die beiden Konfessionen der brahmanischen Religion geteilt. Die Shiwa-Anbeter malen sich drei Querstreifen, das Tripundra, die Vishnu-Anbeter zwei aufrecht stehende Striche oder ein aufrechtstehendes offenes Dreieck auf die Stirn und bezeichnen auch durch kleine Unterschiede in Farbe und Zeichnung die Sekte, zu denen sie gehören. Die Frauen des Shiwaglaubens tragen nur einen runden, weißen Fleck an der Nasenwurzel, das „Pottu". — Die Haartrachten der Männer und Frauen sind sich in Südindien ziemlich ähnlich. Beide tragen das Haar lang, hinten durch einen geschickten Schlung zu einem spitz abstehenden Schopf gebunden. Viele Männer lassen sich die Kopfhaare teilweise, andere bis auf einen buschigen Büschel hinter dem Scheitel rasieren, was ihnen das Aussehen indianischer Wilder gibt, andere gleichen südafrikanischen Buschmännern mit ihrem halblangen Haar, das wie toupiert rings vom Kopfe absteht.

Unter den Frauen fallen die „Dewadaschis" (die Konkubinen der Priester) durch ihre sorgfältige Frisur auf; das glattgescheitelte Haar gibt ihnen einen vornehmen Ausdruck. — „Dewadaschis" heißt „Götterklavinnen". Sie gelten als dem Gotte angetraut, waren ehemals die Vestalinnen oder Nonnen des Brahmanentums, dabei ohne Gelübde; sie rekrutieren sich meist aus der Kaste der Waisjas, der Ackerbauer und Gewerbetreibenden. Früher sollen sie

Digitized by Google

Muster der Reinheit, Keuschheit und Frömmigkeit gewesen sein; jetzt haben sich die Verhältnisse geändert, und die Tempel beziehen durch das Preisgeben der Mädchen große Summen. Außerdem verdienen sich die Dämchen privatim noch so viel, daß ihr Schmuck oft ein Vermögen repräsentiert.

Entsetzlich ist die Sitte, den Kindern schwere Ringe in die Ohren zu hängen, wodurch die Ohrläppchen lang heruntergezogen werden. Von Jahr zu Jahr fügt man einen weiteren Ring hinzu, bis das Ohrläppchen auf die Schulter reicht. Oft wird dieses Ohrloch einfach ohne Ringe durch das Einschieben eines Korkpfropfens erweitert. Die Nasenflügel der Frauen sind meist durchbohrt und mit Edelsteinen reich verziert, außerdem tragen sie einen großen Ring durch die Nase gezogen. An den Füßen, Zehen und Knöcheln, an den Handgelenken, am Oberarm glänzen und klingen Gold- und Messingreifen.

Um elf Uhr gelangten wir nach Trichinopoli mit 80 000 Einwohnern, lauter nackte Schwarze. So wie Trichinopoli von den Engländern geschrieben wird — sie sprechen immer nur von Tritschi — denkt man unwillkürlich an Trichinen, doch die Stadt ist älter als die Entdeckung dieser lieben Tierchen durch Virchow, sie heißt eigentlich Tirisirapali, was „der Sitz des Dreiköpfigen" bedeutet, mit welchem Namen die drei großen Felsenhäupter bezeichnet werden, die sich senkrecht in und vor der Stadt aus der Ebene erheben.

Eine geschlossene, mit einem elenden Gaul bespannte Gepäckdroschke brachte uns zum Felsentempel. Der Tempel liegt auf einem schroff aufragenden, freistehenden Gneisfelsen und erinnert aus einiger Entfernung an die Akropolis, ja auch der daneben stehende kleine Säulen-Pavillon zeigt Aehnlichkeit mit dem graziösen Tempel der Nike Apteros. Zweihundertundneunzig hohe Stufen, von denen die letzten in das Urgestein eingehauen sind, führen durch den Vorraum des Shiwatempels hinauf zum Pavillon, vor-

Digitized by Google

Füllenreiche" und Goethe schrieb in seinem Verdammungsurteil in den zahmen Xenien:

„Die indischen Götzen sind mir ein Graus.
Nichts Schrecklicheres kann dem Menschen geschehn,
Als das Absurde verkörpert zu sehn. —
Und so will ich ein für allemal
Keine Bestien im Göttersaal. —
Die leidigen Elefantenrüssel,
Die umschlungenen Schlangengenüssel,
Die Urschildkröt' im Weltensumpf,
Viel Königsköpf' an einem Rumpf,
Die müssen uns in Verzweiflung bringen." —

Die Rückfahrt vom Tempel war für unser armes Pferd zu viel, es blieb mitsamt dem Wagen im Lehmboden stecken und wir mußten uns zu Graf Lippe in den Wagen setzen, dessen Tier uns aber auch beinahe nicht weiter gebracht hätte. Die ganze Fahrstraße zurück nach dem Bahnhof ist ein dichter Laubgang. Rechts und links der Straße entlang liegen alte Weiber auf Matten, Lebensmittel, Opferspenden und heilige Andenken zum Verkaufe anbietend. Zahlreiche Säulenhallen stehen am Wege hin. Es sind die Unterkunftsstätten der Pilger. Dazwischen sieht man häufig mannshohe Bänke zum Absetzen der Lasten. Eine der Hallen, die an einem Tank liegt, ist dicht besetzt. Eben bekommt unter furchtbarem Geschrei ein Neugeborenes, das noch ganz weiß ist, sein erstes Bad. Malerisch waren die Pilger, meist Weiber in bunten Gewändern, gruppiert. Es ist alles armes Volk, das seine kleinen Ersparnisse den wohlgenährten Brahminen als Opferspenden bringt und selbst hungert.

Wir kommen todmüde wieder zur Station. Nachdem wir uns durch Tee gekräftigt, nehmen wir ein Bad, speisen um halb acht und gehen gleich nachher zu Bett. Bei offenen Türen und Fenstern, die sich alle nicht schließen lassen und auf einen Balkon gehen, der von den übrigen Reisen-

Digitized by Google

den zum Promenieren benützt wird, müssen wir Toilette machen.

4. Dezember. Ich sitze auf dem Balkon vor unserm Zimmer und schreibe. Eichhörnchen und Ratten huschen über den Boden; Geier, graue Tiere, wie große Gänse, spazieren auf der Umfassungsmauer des Balkons herum. Alfred und Graf Lippe sind in die Stadt gegangen, aber bei der außerordentlichen Hitze ist es unmöglich, mehr als ein paar Schritte zu machen und sie kommen eben mit einem Wagen zurück.

Um elf Uhr reisen wir nach Tanjore weiter. Die ganze Gegend, durch die wir fahren, steht unter Wasser; der Reis fängt eben an, aufzugehen. In der weiten grünenden Ebene sehen wir oft kleine Tempelbauten, riesige Steinelefanten und Plattformen mit Figuren, wohl alles Reste von Tempeln aus vergangener großer Zeit. Den Bahndamm entlang führt eine Aloehecke, hinter dieser fällt derselbe ab, um unten durch ein Drahtgitter abgegrenzt zu werden, an dem sich ein schmaler Pfad hinzieht, der wieder an einer Aloehecke hinläuft. Wahrscheinlich sind all diese Einzäunungen, die durch ganz Indien die Bahn begleiten, errichtet, um diese vor Beschädigungen der Eingeborenen und Tiere zu schützen. — Die Stationen, an denen wir vorüberfahren, werden durchwegs mit hohen, schwarzen Gittern gegen das Land hin abgetrennt. An diesen klettern die außenstehenden Natives herauf, kreischen, schreien und winken. Gewöhnlich liegt dicht hinter dem Gitter eine Zisterne mit mächtigem, nie still stehendem Rad, durch welches das Trinkwasser heraufgezogen wird.

In Tanjore kommen wir um drei Uhr nachmittags an und fahren sofort in einer höchst wunderlichen Kutsche zur Besichtigung der großen Pagode, wie die Tempel in Südindien heißen, eine Bezeichnung, die man in Nordindien nicht kennt. Ein kleiner, zweirädriger Karren mit

Digitized by Google

einer Kokosnußmatte bogenförmig überspannt, ist unsere Droschke. Als wir in das sonderbare Gefährt kriechen, in dem man nur mit untergeschlagenen Beinen kauern kann, senkt unsere Schwere den Karren nach rückwärts. Das arme Zwergpony hängt zwischen der Gabel in der Luft und strampelt hilflos mit den Beinen. Um das Gleichgewicht herzustellen, müssen wir ganz nahe auf unsern Kutscher rücken, der wie aus Bronze gegossen auf der vorderen Kante des Wagens sitzt. Leider ist es jedoch nicht kühles Metall, dem wir uns nähern, sondern der heiße nackte Körper eines mit Narben und Pusteln bedeckten Tamilen, welcher einen penetranten, ranzigen Oelgeruch ausströmt. Aengstlich vermied ich jede Berührung, aber bei den holprigen Straßen flog man im Karren ohne Federn von einer Seite zur andern und stieß dabei entsetzt an den gefürchteten Schwarzen. Alfred fluchte wie ein Heide und mir war das nahe Zusammensein mit einem so ekeln Menschen höchst unheimlich. Bald aber vergaßen wir Pest und Cholera und gaben uns ganz dem Zauber der lieblichen Gegend hin.

Tanjore (24 000 Einwohner) liegt im Garten Südindiens. Wir fahren an üppigen, mit prachtvollen Bäumen geschmückten Wiesen, an Teichen, bedeckt mit weißen und roten Wasserlilien vorbei. Die Landstraße wird durch Palmyrapalmen eingefaßt, und Rizinushecken markieren die Feldgrenzen. Nach einer halbstündigen Fahrt halten wir vor einer bunt bemalten Gopura. Sie scheint, wie aus Holz geschnitzt. Ornament an Ornament, Götterbild an Götterbild bedeckt sie und läßt das Einzelne kaum erkennen. Durch Tore, über welchen sich stets diese reich verzierten pyramidenartigen Türme erheben, blicken wir in eine glanzvoll leuchtende Ferne. Grüne Bäume, farbige, blaue und gelbe Pfeiler verbinden die einzelnen Vorhöfe. Schön drapierte Wächter stehen ernst und still am Wege, den wir betreten. Als Abschluß dieses malerischen Blicks gewahren

Digitized by Google

wir die Nandihalle, unter der der heilige Stier, dem Heiligtume zugekehrt, sich die Schnauze leckend, behaglich ausgestreckt, ruht. Der fünf Meter lange Stier (Nandi) ist aus einem einzigen, schwarzen Granitblock gearbeitet und steht der guten ägyptischen Skulptur näher, als alle Menschenbilder der indischen Tempel.

Die rechte Seite des Hofes, in der die Nandihalle steht, wird durch einen Portikus begrenzt, in dem zwischen jedem Säulenpaar ein von Butter und Oel schwarz glänzender Lingam-Phallus (etwa hundert im ganzen) zur Anbetung aufgestellt ist. Hier werden die Opfergaben dargebracht. Auf der linken Seite des Hofes ziehen sich die Priesterwohnungen hin, kleine Häuser, die versteckt und heimlich in dichten Büschen liegen. Geht man um den sich frei und stolz zum Himmel erhebenden großen Shiwatempel herum, so steht man überrascht und bewundernd vor einem kleinen Schrein, der dem Shiwasohn Subrahmanya geweiht ist. Im Gegensatz zu allen andern Pagoden, die wir bisher besucht, herrscht hier heiliger Friede; die einsame Verlassenheit, welche diesen entzückenden Schrein umgibt, stimmt feierlich. Wieder, wie so oft in diesem Land der Wunder, wähnt man sich in „Tausend und einer Nacht". Auf schlanken Palmen wiegen sich Papageien; Nachtigallen schlagen in dem Gesträuch; langgestreckte, stolze Pfauen schreiten gemessen mit weit ausgebreitetem, schleppendem, schillerndem Schweif über den geheimnisvollen, stillen Hof; Geier und Adler gleiten schweigend in den Lüften auf und nieder. In mildem Abendleuchten liegt der phantastische Bau. Die fremdartigen, kleinen Figuren, die in langer Prozession die Gopura umziehen, schimmern zart in goldenem Schein. Tief bewegt durch den wunderbar harmonischen Eindruck, waren wir unfähig, unserm Empfinden Worte zu verleihen.

Der Schrein des Shiwasohnes „Subrahmanya" ist nicht nur der älteste (er stammt aus der Blütezeit der

Digitized by Google

indischen Kunst, 11.—13. Jahrhundert), sondern auch der schönste. Im reinen Drawidastil gehalten, bildet er ein wahres Schmuckkästchen dieser eigenartigen Architektur. Nicht überschwänglich in der Ausschmückung, erinnert er an Bauwerke aus der Zeit der Renaissance. Schlanke Säulen mit reichen Kapitälen umziehen den unteren Teil des Schreins, weiter oben stehen Gruppen von Säulen und Halbsäulen mit muschelartigen Aufsätzen gekrönt, in die Statuetten eingestellt sind. Zwischen diesen architektonischen Gliederungen sind einzeln und paarweise Gestalten aus der indischen Götterwelt eingeordnet. Nirgends aufdringlicher Bilderschmuck, alles maßvoll verteilt, sehr im angenehmen Gegensatz zu jenen Gopuren, an denen über- und durcheinander abstruse Götzenbilder aufgehäuft erscheinen.

In nächster Nähe des Tempels befindet sich der von einer hohen Mauer umgebene heilige Teich, aber das gelbe Lehmwasser wird nicht zum Baden, nein, nur zum Trinken benutzt. Wieder ein Beweis, daß beim Hindu materielle Reinheit sich nicht mit innerer Reinheit deckt. Das schmutzigste, übelriechendste Wasser, wenn es aus einem heiligen Teich geschöpft wird, reinigt den Menschen, während das reinste Quellwasser aus der Hand eines Mannes von niedriger Kaste als etwas Verderbliches mit Abscheu zurückzuweisen ist. In Gefäße gebracht, erscheint das Wasser dieses Tanks einigermaßen klar, was als ein besonderes Wunder betrachtet wird. Männer und Frauen füllen hier ihre Lotas, kleine Trinkgefäße aus Messing oder größere Tonkrüge, die sie gefällig auf den Hüften aufstellen oder stolz auf dem Kopfe tragen. Die Frauen sind schöne, stramme Gestalten, im Gegensatz zu dem schwächeren, männlichen Geschlecht. Die Weiber haben eine vorzügliche Haltung, einen intelligenten Gesichtsausdruck und hüllen sich in eine höchst malerische, meist rote Gewandung, deren eines Ende shawlförmig über die linke Schulter geworfen wird.

Digitized by Google

Am Ufer des eben erwähnten Teiches bietet die „Schwarzkirche" einen recht überraschenden Anblick. Schwarz war im 18. Jahrhundert hier Missionar, und seiner Verwendung bei der englischen Regierung verdankte der vorletzte Maharadja Scharfodschi, daß er nicht abgesetzt wurde. Der dankbare Regent stiftete ihm dafür eine Marmortafel, auf der zu lesen ist, daß „Herr Schwarz aus Preußen" bei Christen, Hindus und Moslim gleich beliebt war.

Von hier aus fuhren wir zum Palast des letzten Maharadja von Tanjore, der in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts starb und denselben seinen achtzehn Königinnen hinterließ, von denen noch vier am Leben sind. Es ist ein weitläufiges Gebäude. Durch ein Wirrsal von Toren, Gängen und schachtartigen Korridoren gelangt man zu der fünfstöckigen Residenz der alten Damen. Neben dem Palast wird in einem eigenen Gebäude die sehr bemerkenswerte Bibliothek verwahrt, die achttausend höchst interessante Palmblattbücher besitzt. Ein solches Buch besteht aus einer Reihe linealförmiger Palmblätter, in welche der Text mittels eines Griffels eingeritzt ist; sie werden übereinandergelegt, auf einen Faden gereiht und dann zwischen zwei Holzplatten gepreßt. Außerdem besitzt diese Bibliothek, die reichste Indiens, noch achthundert Manuskripte in Sanskrit. Nun folgt die Schatzkammer, auf die unser Führer sehr stolz schien, in der aber wenig zu sehen war. Die kostbaren silbernen Howdahs — die von Elefanten getragenen Pavillons — sind nach Delhi verschickt und die paar zurückgebliebenen Elefantengeschirre, Sternschilde mit daraus hervorspringendem Schwert, erscheinen minderwertig; nur die goldenen Ringe und Hülsen für die Zähne der Prunkelefanten dürften als wertvoll erachtet werden. Die Ecken und Nischen dieser „Schatzkammer" sind mit sehr komischen kleinen Bildern, Farbendrucke in glatten, verblichenen Mahagonirahmen aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts ausgeschmückt.

Digitized by Google

Außerdem bleibt noch der Tulugu-Durbar zu sehen, ein großer Empfangssaal, der mit verblaßten, europäischen Möbeln ärmlich ausgestattet ist. An den Wänden hängen die Porträts der Maharadjas von Tanjore, das Hauptkunstwerk ist aber die von Flaxman ausgeführte große Granitfigur des Fürsten Scharfodschi, die mit gefalteten Händen auf der Estrade steht. In einem andern Saale, der bei weitem festlicher aussieht als der Tulugu-Durbar, gewahrt man eine große, weiße Marmorstatue des Missionars Schwarz — ob die Farbe des Materials wohl die des Modells andeuten soll? Hinter einer der hohen Mauern, die einen engen Hof umschließen, erklingt traurige Musik. Es sind die „Gärten" der vergessenen Königinnen, in denen die „Hofkapelle" spielt. Wir begegnen einer der armen Damen, deren Vermögensverhältnisse sehr reduziert sein sollen, als sie eben von ihrer täglichen Spazierfahrt im Schritt heimkehrt. Sie sitzt in einem zweirädrigen, geschlossenen, gelben Kasten, der mit weißen Ochsen bespannt ist. Neugierig lugt sie durch die Spalte der Läden, die den kleinen Fenstern vorgeschoben sind. Der Palast der Königin liegt im Fort. In einem äußeren Hofe wird exerziert und kaum bekleidete Eingeborene machen ihre Reitübungen auf sehr gut gehaltener Bahn. Beim Verlassen des Palastes und der Festung kommen uns die Elefanten der Königinnen entgegen, acht ungeheure Tiere; ihre Wärter, die Mahouts, sitzen hinter ihren Ohren auf dem Halse. Die Elefanten wiegen sich auf ihren Riesenbeinen hin und her und strecken den Rüssel weit vor, was soviel als Bakhschisch heißen soll.

Auf den Bahnhof zurückgekehrt, nahmen wir in dem neuen, ganz vortrefflich eingerichteten Stationshause ein Bad, und fanden die Zimmer von überraschender Reinlichkeit. Unser „Dinner" bekamen wir im Wartesaal des alten Stationsgebäudes serviert. Hier hatten sich Händler mit allen Erzeugnissen der Stadt eingefunden. Be-

Digitized by Google

sonderes Interesse erregten höchst feine Schnitzereien von Tempeln und Phantasietieren, die auf den ersten Blick aus Elfenbein gefertigt zu sein scheinen, aber aus dem Mark eines Baumes hergestellt werden. Dieses „pith“, wie es englisch heißt, ist dasselbe Material, aus dem auch hier die leichten Tropenhelme angefertigt werden.

Mit dem Abendzug um elf Uhr verließen wir Tanjore, um nach Madras zu fahren. Wir hatten versäumt, dem Beispiel der Frau von R. zu folgen, und nicht, wie sie, ein ganzes Coupé bezahlt, sondern gehofft, wie bisher, auf unsere drei Billetts allein in einem Abteil untergebracht zu werden. Aber der Zug war überfüllt. Ich mußte mich in ein Coupé II. Klasse stecken und als eine Reisende zweiter Güte behandeln lassen. Es war eine entsetzliche Reise. Die ganze Nacht hindurch befand ich mich, zusammen mit einer englischen Dame, die sich als Gouvernante auf fünf Jahre nach Bangalore verpflichtet hatte, in einem Verteidigungszustand gegen all die Eindringlinge, welche Platz bei uns suchten. Bald stürzte ein Europäer in das Compartiment, mit einigen Verwünschungen wieder aussteigend, weil es das Damencoupé, bald sauste ein Paket durchs Fenster, bald ein Bettballen durch die Türe, gefolgt von einem beturbanten Mohammedaner oder einem Halfcast.*) Jedesmal sprangen wir kampfbereit aus unsern Betten, ergriffen das Gepäck und schleuderten es zum Fenster wieder hinaus. Mitten in der Nacht, als wir das Licht verdunkelt hatten und eingeschlafen waren, hörten wir ein Geräusch, erwachen und sehen eine weiße Gestalt in unser Coupé kriechen, die plötzlich hoch und lang vor uns aufsteht. Wir erheben ein furchtbares Geschrei, der Eingeborene flüchtet, und wir verbarrikadieren nun die Ausgänge mit allem, was

---

*) Halfcast und Eurasier = Halbblut. Abkömmlinge von Asiaten und Europäern.

Digitized by Google

wir an Gepäck haben, und binden mit einem langen Shawl die sich gegenüberliegenden, ausnahmsweise nach außen sich öffnenden Türen an den Klinken fest. Aber von Schlafen war gar keine Rede mehr, und wir verplauderten den übrigen Teil der Nacht. Die arme Gouvernante erzählte mir, daß sie direkt von England käme und vollkommen fremd ohne irgendwelche Vorstellung über die sie erwartenden Verhältnisse zu einer englischen Familie reise, welche in Bangalore, einer südindischen Bergstadt, wohne. Der Gehalt der Gouvernante ist sehr hoch; aber so ein armes Geschöpf muß in seiner Stellung fünf Jahre ausharren, will es Anspruch auf Vergütung der Rückreise erheben.

5. Dezember. Wir kommen morgens um acht Uhr in Madras an. Nach dieser schlechten, halbdurchwachten Nacht war der Wirrwarr, der Tumult, welcher uns beim Verlassen des Zuges empfing, Sinne raubend. Welch' eine Menschenmenge umwogte uns! Ganz nackte Schwarze, völlig bekleidete Mohammedaner, Weiber grellrot drapiert und mit klirrendem, glitzerndem Schmuck rings behängt. Alles stößt und schreit aufeinander ein. Man versteht niemanden und wird von niemandem verstanden. Eine große Menschenwelle erfaßt uns und schiebt uns aus der Bahnhofshalle in neues Gewühl hinaus, das uns von allen Seiten umschließt. Wagen jeder Art halten dichtgedrängt auf dem Platze. Equipagen, Karren, Nutkas (die Droschke der Eingeborenen), Riclas — Stangensitz auf der Achse eines leichten, mit einem Zebuochsen bespannten Deichselgestells, einem Rennwagen gleichend — gedeckte und offene Bullokcarts, geschlossene Droschken, offene Viktorias, und zwischen Wagen, Pferden und Zebus eingekeilt, angeschrien von tausend Kutschern und Kulis, stehen wir verwirrt und wollen eben in einen Wagen einsteigen, da schlüpft auch schon von der andern Seite ein frecher

Digitized by Google

Eurasier herein und fährt davon. Kleinlaut und froh, daß wir das Leben haben, sehen wir uns nach einem andern Gefährt um und fühlen uns wie aus großer Lebensgefahr gerettet, als wir endlich in einem kleinen Einspänner, gleich Heringen zusammengequetscht, Platz genommen haben. Die Boys haben wir natürlich verloren, aber auf den langen Arm der englischen Justiz vertrauend, bekümmern wir uns nicht weiter um unsere sechsundzwanzig Stück Gepäck und überlassen alles der Dienerschaft, die dasselbe auch nach etwa anderthalb Stunden seufzend und stöhnend auf zwei Ochsenwagen ins Hotel bringt. Die Aya hatten die Boys, ich glaube aus Bosheit, unterwegs verloren. Ohne eine „Anna" Geld im Sacktuchzipfel, wurde sie heulend unter einem Baume sitzend von einem Policeman aufgefunden, der sie unter Verzicht auf Belohnung im Hotel ablieferte. Der arme Pavian hockt halb besinnungslos an der Wand und kann sich vom Schrecken nicht erholen.

Wir waren, wie gesagt, zum Hotel vorausgefahren. Der Weg führte durch breite, ruhige, herrliche, von Riesenbäumen beschattete Landstraßen, wovon eine, wie wir später hörten, die Hauptstraße der Stadt Madras — Mount Road — gewesen war. Jedoch von Häusern nirgends eine Spur; ab und zu blitzte hinter dichtem Grün in parkähnlichem Garten mit ein paar Kilometer Straßenfront etwas Weißes hervor — das Bungalow (Landhaus) irgendeines Reichen. Dann kommen wir über einen Platz, wo ein großes Gebäude steht mit der Firma „Spencer & Co." Es ist dies ein englisches Warenhaus, in dem man sozusagen alles bekommt; hierauf folgt eine große, breite, sonnige Straße mit ein paar kleinen, einstöckigen Häusern, dann wieder eine dunkle, prachtvolle Allee, in der man zwischen ein paar Palmen „Chimistri" (Apotheke) lesen kann oder unter Schlinggewächsen eine Anzeige erblickt, daß hier Räder repariert und gekauft werden können. Aber

Digitized by Google

das ist doch keine Stadt, das ist ein phantastisch großer Riesengarten! Endlich, nach dreiviertelstündiger Fahrt, erreichen wir das „Hotel Connemara", und vor einer von Säulen getragenen Halle hält unser Wagen. Eine Schar Menschen stürzt auf uns zu. Sie reißen uns vor lauter Hilfsbereitschaft förmlich aus dem Vehikel heraus. Jeder will helfen, jeder verdienen. Doch wir haben nur uns selbst und die Schirme bei uns, welche wir seit dem großen Volksgedränge auf dem Bahnhof krampfhaft, als wären sie ein Rettungsanker, umklammert halten.

Das Hotel liegt in einem Garten. Es besteht aus zwei langen, schmalen, vierstöckigen Bauten mit Balkons ringsum. Die Häuser sind durch einen Hof getrennt. Der Aspekt des Hotels deckt sich jedoch leider nicht mit dem inneren Komfort, und wenn auch der große luftige Salon mit seiner kolossalen Punkah ganz einladend wirkt, so sind die Zimmer, das Essen, die Bedienung keineswegs auf gleicher Höhe mit dem äußerlich ganz luxuriös aussehenden Haus. Graf Lippe bezieht einen Verschlag, der von dem Speisesaal durch eine leichte Bretterwand abgegrenzt ist, wodurch er den Vorzug hat, allen Rauch, Lärm und Eßgeruch mitzugenießen. Wir bekamen wohl einen größeren Raum, aber von ganz seltsamer Einteilung. Derselbe durchkreuzt den ganzen, schmalen Hausbau und wird in der Mitte durch eine hohe nicht ganz bis zum Plafond reichende Wand in zwei Zimmer geteilt. Das vordere Gemach ist der sogenannte Salon mit einer nicht schließenden Flügeltür und einem Fenster. Der andere Teil dient als Schlafzimmer und wird nur durch die spärliche Oeffnung über der Bretterwand ventiliert und beleuchtet. In diesem dunkeln, dumpfen Raum, in dem es feucht und modrig riecht (es herrscht noch die Regenperiode), stehen zwei schmale, kurze Betten mit einem Holzkreuz als „Sprungfeder" und einer zweifingerdicken Baumwolldecke als „Roßhaarmatratze"; darüber ein defektes

Digitized by Google

Moskitonetz auf einer Stellage, die ich jeden Abend an ein paar Stühle anbinden muß, damit sie nicht umfällt. Hinter diesem Schlafzimmer liegen Toilette und Badekabinett mit Türen auf den Hof, während Fenster und Türen des sogenannten Salons auf eine von Fremden und Eingeborenen begangene Halle münden, so daß man wirklich ganz gleichgültig dagegen werden muß, ob man in mäßig bekleidetem Zustande gesehen wird oder nicht. Ratten, Mäuse und Eichhörnchen schlüpfen durch Türe und Fenster und lassen sich trotz des Nachtlichts nicht von ihrem vergnügten Rendezvous unter meinem Bette abschrecken. Es piepst, raschelt und quiekt die ganze Nacht. Hier und da gleitet etwas seltsam zart über die Strohmatte — ob es wohl eine Schlange ist —, mir fehlt der Mut, nachzusehen, trotzdem ich bisher überhaupt noch keine Schlange in Indien sah, außer jenen der Schlangenbändiger. Selbstverständlich gibt es auch bessere Zimmer, als die beschriebenen, wenngleich die Einteilung immer ähnlich, aber das Hotel ist so überfüllt, daß wir überhaupt froh sein müssen, ein Unterkommen zu finden.

Nach einem erfrischenden Bade begaben wir uns in den Speisesaal. Es ist ein luftiger Gartensalon mit dem Blick ins Grüne. Viele einzelne größere und kleinere Tische stehen gedeckt bereit, unzählige barfüßige Muselmänner in einst weiß gewesenen Gewändern mit schwarzen Kokarden auf dem Turban und mit einem schwarzen Streifen am Arm, versehen Kellnerdienste. Aber sie sind schlecht verteilt. Entweder stürzen sich alle zugleich auf unsere leeren Teller, oder keiner bringt etwas zu essen. Und was war das für ein Essen, wenn wir es endlich bekamen! Wie soll der Mensch davon satt werden! Da erhält man ein mit Tomaten gefärbtes, fettes Wasser, das nennt sich Suppe; als Entrée auf einem sehr großen Teller ein sehr kleines, rundes Croûton, auf dem eine beinahe unsichtbare, mit einem Atom Mayonnaise gefüllte Olive liegt, dann

Digitized by Google

ein talergroßes Stück kalten Fisches voll Sandkörner — alle Fische werden zum Schutz gegen die Fliegen in den Sand eingegraben — mit einer Scheibe Kartoffel, einer Scheibe Gurke, einer Scheibe rote Rübe und einem Blättchen Salat garniert; ein wirklich reizendes Bukett, aber kein „Gang". Hierauf als pièce de resistance ein Fleischpflanzerl als Kotelett maskiert. Ferner Kohl in Rauchwasser gekocht, und als Braten wieder auf großem Teller eine Achtel-Schnepfe auf kleinen Croûtons serviert. Zum Schluß gab es wieder den ewig sitzenbleibenden Sagopudding — Käse, Obst —.

Das Menu klingt beinahe üppig, und wenn man das Zeug essen könnte, stände es mit der Ernährung nicht so schlimm, aber alles hat einen so seltsam spezifisch indischen Geschmack — halb rauchig, halb modrig. Das mulstrige Brot läßt sich nur als Toast genießen. Der geschmacklose Tee ist eine grünschwarze Brühe und darf nur ohne Milch getrunken werden, denn Butter und Milch sind aus hygienischen Rücksichten verpönt. Roastbeef sieht aus wie bleichsüchtiges Pferdefleisch, Kalbfleisch wie helles Leder und die Hühner sind so zäh und langfaserig, daß sie sich in die Zähne verwickeln und man sie nicht zu kauen vermag. Bananen und Mandarinen erweisen sich eigentlich als der einzig ungetrübte kulinarische Genuß; sie sättigen und erfrischen. Die Herren behaupten zwar, daß Curry und Reis nicht zu verachten sei, nun das ist Geschmacksache, ich konnte das gepfefferte Zeug, das sich wie ein Feuerbrand in den Magen senkt, nicht genießen. Jedenfalls ist es die Speise, von welcher der Engländer in Indien lebt, und die, wie man sagt, nur in Indien mit Raffinement bereitet wird.

Obschon wir uns durch die eben geschilderten Mahlzeiten weniger gesättigt und gekräftigt fühlen, als die Länge des Menus voraussetzen läßt, ziehen wir aus, die verborgene Stadt zu suchen. Wir nehmen einen Wagen, da

Digitized by Google

die Entfernungen für Rickshaws, die hier wie auf Ceylon gebräuchlich, zu groß sind. Die armen Kulis, die den Dienst des Zugtieres versehen, können die Anstrengung höchstens fünf Jahre ertragen, dann kranken und sterben sie, und wenn man das erst einmal weiß, verliert man alle Freude an diesen paradiesischen Wägelchen. Wir fahren endlose Strecken durch lange Alleen von prachtvollen Akazien über Rasenplätze, auf denen Vieh weidet, am Fort vorbei über die mit großartiger Raumverschwendung angelegte, von breiten Straßen durchquerte Esplanade, welche Affenbrotbäume mit efeuartigem Blatt beschatten. Jenseits dieser Anlage, auf der sich das ganze Sportsleben der Madralesen wie der Europäer abspielt, sehen wir ein paar palastartige Bauten. Das ist die Stadt, das muß sie sein. Dorthin fahren wir. Aber es ist nur eine Reihe großer Gebäude, das Gouverneurhaus, das aus roten Ziegeln halb in arabischem, halb im Hindustil errichtete Justizgebäude, das Museum, halb gotisch, halb Renaissance, die elegante Bibliothek und das Observatorium, dessen Zeitbestimmung für ganz Indien maßgebend ist. Dann steht man wieder auf einer Wiese. Wo ist nur die Stadt, wo wohnen die Menschen, die von hier aus regiert werden? Man weist uns zum Hafen.

Eine neun Meilen, sage fünfzehn Kilometer lange Straße mit ein paar Häusern bildet das Geschäftsviertel der Europäer (4000 E.). Die wichtigsten Handelsartikel sind Baumwolle, Getreide, Indigo. Ist das eine Stadt? Madras erscheint sehr merkwürdig, es ist so weitläufig gebaut, daß man selten einen Häuserkomplex beisammen stehen sieht, der eine größere Stadt vermuten läßt. Freilich ändert sich der Eindruck sofort, wenn man durch die „Blacktown", das Viertel der Eingeborenen, fährt. Man sieht hier Häuser und Menschen die Fülle und glaubt schon eher an eine Einwohnerzahl von 460 000 Köpfen. Die Straßen sind reinlich. Die Häuser bestehen aus freundlichen Erdgeschoß-

Digitized by Google

sen von Stein, mit dem schon öfter beschriebenen Vorbau. An der Wand dieser Halle stehen Bänke oder niedrige, vierbeinige, divanartige Gestelle mit einem Rahmen, den kreuzweise gespannte Gurten oder ein Gitter von Palmblattfasern überziehen. Beide sind Schlafstellen, auf denen die Bewohner des Hauses während der „Periode der Unreinheit" schlafen, d. h. nach Begräbnissen, nach Geburten, und auch die Witwe ist hierher verbannt. — Wenn man morgens an den Häusern der Eingeborenen vorbeikommt, kann man beobachten, mit welcher Sorgfalt das Hinduweib ihr Haus putzt und fegt. Der Eingang und die Straße vor demselben wird mit Arabesken in farbigem Sand kunstvoll verziert. Die Arabesken zeichnet die Frau aus freier Hand, während die einrahmende Bordüre, Fische, Vögel, Blumen, mittels einer Schablone geschickt in verschiedenen Farben ausgeführt wird. Natürlich ist das Resultat dieser alltäglichen mühevollen Arbeit, die zu großem Wetteifer zwischen den Nachbarinnen anregt, sehr vergänglicher Natur, denn kaum vollendet, wird sie auch schon durch die Vorübergehenden wieder zerstört. Hier in der „Blacktown" herrscht ein überaus lebendiges Treiben; es wimmelt von Menschen. Die Männer wirken verblüffend nackt, sehr viel nackter als alle, die wir bisher in Indien gesehen hatten. Sie fallen mehr auf, weil es lauter starke, kräftige, wohlgenährte Gestalten sind, nicht dürr und schwach wie jene in den südlichsten Provinzen des Festlandes. Die Frauen sind hübsche Erscheinungen. Viel trägt zu diesem Eindruck ihr malerisches Kostüm bei. Rote, grüne und blaue Schleier mit andersfarbigen Bordüren, umhüllen togaartig ihre Figur, und reicher Schmuck, wenn auch meist nur aus Messing, glitzert überall an ihnen. Das glattgescheitelte Haar tragen sie am Nacken zu einem chignonartigen Knoten geschlungen. Reizend sind die kleinen nackten Knaben und Mädchen, die auf ihrer samtartigen Haut an einer silbernen Gürtel-

Digitized by Google

kette als Feigenblatt ein silbernes Pfeifchen oder Herzchen tragen.

Wir wollten einige Einkäufe in Musselinen machen, und hätten dieselben gerne vom Wagen aus besorgt, denn die zahlreiche, fettsäuerlich riechende Nacktheit um uns herum hatte etwas Beängstigendes und Anwiderndes. Aber wir mußten aussteigen, da half kein Widerstreben. Einer von den nackten Eingeborenen, mit langen mächtigen Armen, straff vom Kopfe abstehenden schwarzen Haaren, wild funkelnden, tatendurstigen Augen, hatte uns in Entreprise genommen, und wir waren gezwungen, ihm zu folgen. Wollten wir Stoffe ansehen, so mußten wir aussteigen, drückten seine sehr energischen Bewegungen aus. Wir verließen deshalb den Wagen und traten in die kleine Vorhalle, von der aus wir widerwillig, rein aus Artigkeit, weil wir die Leute zu beleidigen fürchteten, in einen inneren, fast licht- und luftleeren kleinen Raum weitergingen, wo der Besitzer des Ladens auf dem Boden kauerte. Würdevoll werden wir von ihm empfangen, feierlich auf eine Kiste gesetzt, und nun drängt die ganze nackte Gesellschaft nach. Es ist zum Ersticken. Von großem Unbehagen erfaßt, denkt man plötzlich an alle die Erkrankungsmöglichkeiten, die solch nahes Zusammensein mit den Eingeborenen schafft.

Aber hier ist ein Entrinnen schwer. Wir sind umzingelt, die Türe ist belagert. Mehr als ein Dutzend diensteifriger Schwarzer beeilt sich, aus Kisten, Kasten und Schränken, aus einem noch finstereren Nebenraum, aus dem Nachbarladen Stoffstücke herbeizuholen. Wir fanden nicht, was wir suchten, und wollten gehen. Doch wir hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Unser Impresario rollte die Augen fürchterlich, fuchtelte mit seinen Affenarmen durch die Luft, pries die Ware in seinem englischen Gestammel über den Schellenkönig, behauptete, es gebe nicht besseres, rief den Boy als Zeugen für seine Worte auf, benahm sich wie ein Besessener — kurz, es blieb nichts anderes

Digitized by Google

übrig, als das zu kaufen, was er ausgesucht hatte. Kaum war dann der Einkauf bezahlt, als er uns mit Grazie und Gewandtheit, alle andern Unterhändler ferne haltend, zum Laden hinausbugsierte. Jetzt wußte er auf einmal, was wir suchten, ja, dafür gab es einen bestimmten Laden, den er kannte. Wieder machten wir dieselben Szenen durch. Unser Native war wirklich ein unvergleichlich geschickter Handelskommis. Mit liebenswürdiger Verschmitztheit verstand er es, dem Käufer, dem Verkäufer, vor allem aber sich selbst gerecht zu werden. Als wir Abschied nahmen und er seine Prozente bekommen hatte, hob er triumphierend seinen Buschmannskopf und lachte, als ob all sein Tun nur ein Scherz, nur ein Vergnügen gewesen.

Die batistartigen Musseline, welche für die kostbaren Schleier der Eingeborenen bestimmt sind, bilden eine Spezialität von Madras; sie werden mittels Handwebestühlen hergestellt, bei denen die geschickten Finger der Hindus einhundertsechsundzwanzig Werkzeuge in Bewegung setzen und Stücke von solcher Feinheit liefern, wie gleichwertiges in Europa nicht angefertigt wird.

Auf dem Rückweg nach dem Hotel kamen wir an einem Hindutempel vorbei, in dessen Umgebung alt und jung damit beschäftigt war, die Straßen mit Palmblättern zu überdachen, und lange Bambusstangen mit Querhölzern zu versehen, welche, mit vielen Lämpchen behängt, bei dem bevorstehenden Fest in dem großen abendlichen Zug als Leuchte zu dienen haben. In einer Umzäunung stand unter einem Mattendach, mehrere Etagen hoch, ein schön aus Holz geschnitzter und farbig bemalter Prozessionswagen, der bei den religiösen Akten eine Hauptrolle spielt. Die auch hier im Drawidastil gehaltenen Hindutempel bleiben in Madras allen Europäern verschlossen. Als hervorragendste „Pagode" gilt der Krishatempel am heiligen Teich, im Stadtteil Triplecani, der südlich von unserm Hotel gelegen ist, wo sich noch ein Kranz weitläufiger Vorstädte ausbreitet. —

Digitized by Google

Die fünfzigtausend Moslims in Madras haben nur kleine Moscheen. — Wir begegneten dem Gouverneur, dessen Equipage mit der Zirkuskarosse eines Jahrmarktes viel Aehnlichkeit zeigte. Die Fahrt zum Hotel zurück war sehr heiß. Der rote Sand des eisenhaltigen Erdbodens wehte uns glühend entgegen.

Nachmittags produzierte sich eine Gauklerbande vor unserm „Salon". Die Leute ließen den bekannten Mangobaum wachsen, und führten uns als überraschendstes Kunststück das gefesselte Mädchen vor. In einem runden Korb liegt, fest an die Wandungen angeschmiegt, das junge Hinduweib, und ohne es zu verletzen, wird das Bastgeflecht nach allen Seiten hin mit einem langen Schwert durchstochen. Der Korb ist verhältnismäßig klein, das Mädchen dabei groß und kräftig, so daß es mir völlig unverständlich blieb, wie es möglich war, daß es sich während des Durchstechens wirklich im Korbe befand. Es schien in der Tat Hexerei im Spiel zu sein.

Abends lasse ich mein Wackelbett in den „Salon" stellen. Eine Punkah hängt am Plafond, die während drei Stunden von einem alten Weibe für zwei Annas — fünfzehn Pfennige — gezogen wird. Das elende Geschöpf hält sich für gut bezahlt. Leider weint und kracht die luftspendende Vorrichtung so sehr, daß ich auf Erfrischung verzichten muß und erst in der Morgenkühle einschlafe.

Frau von R. und Herr Federer, die mit uns in Madras eintrafen, sind gestern gleich nach Bombay weitergefahren. Heute folgen Baron Gemmingen und Frau, mit denen wir hier für einen Tag zusammen waren. Wir teilen uns in drei Parteien und treffen uns in größeren Städten immer wieder. Die letzte Erfahrung auf der Eisenbahn hat bewiesen, daß gemeinsames Reisen fast unmöglich ist.

6. Dezember. Es regnet. Heißes Wasser scheint vom Himmel herabzufallen, und man fühlt sich wie in einem Dampfbad.

Digitized by Google

Heute morgen besuchten wir gleich nach dem Frühstück den prachtvoll gehaltenen botanischen Garten. Er ist voll der schönsten und seltensten Pflanzen, und insbesondere wegen seiner wundervollen Taliputpalmen berühmt. Diese Palmenart blüht erst mit fünfzig oder achtzig Jahren. Die ganze Baumkrone soll dann in einem dreißig Fuß hohen gelben Blütenbüschel aufgehen, welcher nach dem Abblühen abknickt. Hiermit ist die Lebenskraft der Palme erschöpft, sie stirbt.

Das Museum, in das wir uns jetzt begaben, gilt besonders wegen der naturhistorischen Abteilung als sehenswert. Man bekommt durch dessen Besuch eine Vorstellung von der indischen Tierwelt, der Schlangen und Vögel, sowie der Pflanzen und der Steine, unter denen der Glimmer eine wichtige Rolle spielt.

Auf der sogenannten „Insel", einem Stadtteil von Madras, liegt der „peoples park", ein unendliches Stück Land mit großen Gartenanlagen, Laub- und Palmwäldern, Flüßchen, Weihern, alles viel zu weitläufig, als daß wir Zeit gehabt hätten, diesen riesigen Volksgarten zu umfahren. Eine Menagerie bildet den Mittelpunkt des Gartens und übt die größte Anziehungskraft auf alle Eingeborenen. Es sind wenig Tiere in dem Zwinger untergebracht, aber lauter ausgesuchte Exemplare, die zu Ehren der Besucher von den Wärtern extra gereizt werden, um recht lebenswahr interessant und fürchterlich zu wirken.

In Madras ließen wir zum erstenmal auf indischem Boden unsere Wäsche waschen. Nach ein paar Stunden hat man seine Sachen wieder, aber mit welchem Geruch, und wie sieht die Wäsche aus? Die „Dhobis" (Wäscher) schlagen die Stücke mit aller Kraft auf Steine, sie werden selten oder nie ausgekocht und statt der Seife mit einer grauen Schmiere behandelt. Alles kommt zerrissen und verschlissen wieder. Die Herrenhemden sind so zerfetzt, daß man nur mit der Schere helfen kann. Die Berechnungsweise für

Digitized by Google

gewaschene Wäsche ist in ganz Indien dieselbe und ganz verschieden von der bei uns in Europa üblichen. Man zahlt nach der Stückzahl, etwa hundert Stück vier bis fünf Rupien.*) Doch die Dhobis lassen mit sich handeln.

In den Hotels werden keine detaillierten Rechnungen aufgestellt. Man zahlt einen bei der Ankunft ausgemachten Pensionspreis, gleichgültig, ob man einen Tag oder eine Woche bleibt. Ein angebrochener Tag muß selbstverständlich voll bezahlt werden. Alles, was extra bestellt wird, erhält man nur gegen Bons mit Unterschrift. Letztere werden der Rechnung zur Kontrolle angeheftet und es kann bei solcher Einrichtung niemals ein Irrtum unterlaufen. Die gleich praktische und nachahmenswerte Einrichtung findet man auch auf den Lloyddampfern. Jetzt, zur Zeit des Durbars, sind die Preise erhöht, und statt fünf bis acht zahlt man sieben bis zehn Rupien per Tag. In diesem Preis ist Zimmer und Verköstigung einbegriffen. Letztere besteht aus einem Frühstück, das durch den eigenen Boy ins Zimmer gebracht und meist noch im Bett genommen wird. Das Frühstück, „Tschota hazerie" — oder Frühtee — besteht aus Tee, Toast, Jam und Früchten. Um neun Uhr folgt das Gabelfrühstück, um zwei Uhr das Tiffin, um fünf Uhr oder nach Belieben Tee, und abends acht Uhr das Dinner, zu dem man stets Toilette macht, die Damen im Abendkleid, die Herren im Smoking erscheinen. Ueber die Reichhaltigkeit und zugleich Armseligkeit des Essens habe ich mich bereits ausgesprochen, aber nicht gesagt, wie monoton es ist. Man bekommt beinahe zu allen Mahlzeiten immer dieselben Speisen, nur daß der Braten zwischen Hühner-, Hammel- und Bullokfleisch abwechselt, was aber alles gleich schlecht ist. Vom Tafelgetränk gilt Whisky und Sodawasser

*) Eine Rupie ist infolge des gesunkenen Silberwerts statt zwei Mark nur eine Mark dreißig Pfennig wert. Sie repräsentiert die indische „Landesmünze" und wird in sechzehn Annas à zwölf Pais eingeteilt. Hunderttausend Rupien sind ein Lakh.

Digitized by Google

als das Gesündeste, aber es gibt auch einige andere Erfrischungen, Limonaden aller Art nebst Pilsener Bier. Wein wird wenig getrunken, obwohl in den besseren „refreshment-rooms“ wie die Restaurationen auf den Bahnhöfen heißen, Batterien von Weinflaschen mit heimatlichen Etiketten, Deidesheimer und Liebfrauenmilch, auf den Tischen eingestellt sind. Auch St. Julien und Burgunder stehen wohl seit Jahren hier, denn ich sah nie jemanden, der sich an den Schaustücken vergriffen hätte.

Nachdem wir heute früher als gewöhnlich diniert hatten, begaben wir uns auf den Bahnhof, wo die bestellten Coupés, mit unserm Namen versehen, bereitstanden. Um acht Uhr begann unsere sechsunddreißigstündige Fahrt nach Bombay. Der von uns benutzte sogenannte „mailtrain“ hatte übrigens keineswegs den Charakter eines Schnellzuges. Auf jeder Station wurde gehalten, gepfiffen, getobt, und von ruhigem Schlafen war in dieser Nacht nicht viel die Rede.

Es ist Vollmond. Als ich einmal während der Fahrt in die hellglänzende Mondlandschaft hinaussehe, erblicke ich ein seltsam phantastisches Bild. Weich gezeichnete Höhen ziehen sich an ausgedehnten Wasserflächen hin. Ein eigenartig geformtes Boot mit kühn geblähten, hellen Segeln gleitet über sie weg. Ein Mann mit flatterndem Schleier steht am Steuer. Man glaubt, an Buchten des Meeres entlang zu fahren, und doch sind wir tief im Binnenlande. Es sind durch die Regenzeit hoch angeschwollene Nebenflüsse, die sich hier mit dem Hauptstrom, dem Pennar, vereinigen, und die mit ihren sich stauenden Wassern ein großes Gebiet überschwemmen. Vom Meere her ziehen die pittoresken Fischerkähne herauf und befahren weite Strecken, die in wenigen Wochen smaragdgrüne Reisfelder decken, um nach ein paar weiteren Wochen wieder trockenes dürres Land zu sein, auf dem kaum ein paar Halme wachsen.

Digitized by Google

7. Dezember. Gegen Morgen halten wir in Raischoor und haben das Gebiet des Nizam von Haidarabad betreten. Haidarabad ist das größte der unter englischer Oberhoheit stehenden sogenannten unabhängigen Fürstentümer Indiens. — Ein Arzt geht den Zug entlang und inspiziert alle männlichen Reisenden; eine Halfcast-Doktorin klopft an mein Fenster und verlangt meine Hand. Ich reiche sie schlaftrunken hinaus, sie fühlt meinen Puls, sagt: „thank you", und ich bin nicht mehr pestverdächtig. Die Wagen der dritten Klasse sind alle unter strengem Verschluß, und auch die Boys befinden sich hinter Schloß und Riegel, so daß unser „Tschota hazerie" lange auf sich warten läßt und wir dasselbe, als es erscheint, nicht mehr nehmen können, weil der Tee zu heiß ist und der Zug nicht länger wartet.

Zum Breakfast, das beste, welches wir auf der ganzen Reise trafen, sind wir in Wadi, wo die Bahn nach der Hauptstadt Haidarabad abzweigt, deren Besuch wir leider aufgeben müssen, um nicht in Delhi gerade mit dem Festtrubel zusammenzutreffen. — Waffenstarrende, kriegerische Männer, herrliche große Gestalten, stehen auf dem Bahnhof. Soldaten in der kleidsamen Uniform des Nizamschen Reiterregiments stiegen in unsern Zug. Die Leute sehen malerisch und zugleich theatralisch aus, in ihren rotpassepoilierten, auf beiden Seiten bis zur Taille geschlitzten, langen grünen Waffenröcken, mit ihren glitzernden Kettenepauletten und der roten spitzen Mütze, die mit einem blaugelbkarierten Turbantuch umwunden ist, dessen Enden über den Rücken herabfallen. An einem braunen Ledergürtel, der über einer hochroten Schärpe schließt, hängt der lange Säbel. Unter dem Waffenrock gelbbraune Hosen, an den Füßen braune Schuhe mit nach oben gebogenen Spitzen, weiße Strümpfe an den Beinen, die mit schwarzen langen Tuchstreifen bis unter die Knie umwickelt sind und unsere Gamaschen ersetzen. Diese Art Gamaschen werden auch von allen Europäern hierzulande in gleicher Weise getragen.

Digitized by Google

Die Eingeborenen zeigen im Durchschnitt eine hellere Gesichtsfarbe als die, welche wir bisher sahen, und beinahe alle gehen bekleidet. — Die Stationsgebäude sind hübsche Steinbauten mit Kuppeln. Das Land ist sehr kultiviert, und die Provinz macht den Eindruck der Wohlhabenheit. — In Scholapoor werden wir nochmals auf Pest und Cholera untersucht, und dann verlassen wir das Reich des Nizam, um eine Gegend zu durchfahren, die in ihren Reizen auffallend jener von Feldmoching gleicht.

8. Dezember. Es ist noch stockfinster, als wir früh um halb sechs Uhr in Bombay ankommen. Das bunte nervöse Treiben auf dem Bahnhof hat noch nicht begonnen. Wir können ohne Drängen und Stoßen ruhig eine enge Gepäckdroschke besteigen, in welche sich die Aya im letzten Augenblick einschiebt, aus Todesangst, sie möchte wieder verloren gehen. Durch die noch stille, schlafende Stadt fahren wir zum „Wattson Anex Hotel", einem hohen fünfstöckigen Bau, in dem wir Quartier bestellten und bekommen. Aber was für eines erwartet uns wieder! Das ganze Haus ist überfüllt, und Graf Lippe muß mittels einer Hühnertreppe einen Holzbau erklettern, über unzählige schlummernde Boys wegsteigen, um ein Zimmer zu erhalten, dessen Fenster in einen gedeckten Abfallhof geht, während die Türe in einen Korridor mündet. Wir beziehen eine Art Höhlengang, lang, schmal und dunkel. Das sogenannte „Zimmer" liegt mit dem Hof auf gleicher Höhe, hat zwei Glastüren, die zu einer Art Veranda führen, in der Kisten und alte Möbel aufgestapelt sind, und die nur durch ein Holzgitter von dem Platz abgetrennt sind, auf dem die bestellten Wagen der Fremden stehen, deren Kutscher mir jetzt belustigt zusehen, wie ich in luftigem, sehr luftigem Gewande eifrig schreibe. Außer dieser Türe hat unsere Höhle noch ein dunkelrotes Fenster, das man aber nicht benutzen kann, denn vor demselben promeniert die Ge-

Digitized by Google

sellschaft des Hotels auf und nieder. In einem kleinen finsteren Loch neben unserm Schlafraum steht das tragbare Klosett und eine große Badewanne, aber das Wasser tröpfelt nur, und die Wanne füllt sich kaum handhoch mit dem ersehnten Naß.

Ich war durch die lange Fahrt ermüdet, ließ mir deshalb mein Breakfast durch unsern Boy, den die Aya hoheitsvoll dirigierte, im Zimmer servieren und kam erst zum Tiffin wieder zum Vorschein, während die Herren unterdessen die Umgebung des Hotels durchforschten. — Nach dem Tiffin machten wir eine Rundfahrt durch die Stadt.

Bombay, mit zirka 900 000 Einwohnern, liegt auf einer Insel, die dem Festland vorgelagert ist. Das „Fort", wie der Stadtteil kurzweg heißt, macht mit seinen Verwaltungsgebäuden und den Geschäftshäusern der Europäer einen ganz modernen und sehr eleganten Eindruck. Erstere ähneln Palästen und sind in einem von den Engländern vielfach in Indien angewandten Stil erbaut, einer Mischung von Hindustil, italienischer oder englischer Gotik, mit Loggien, Türmen und hohen Bogenfenstern. Die zwischen prachtvollen Anlagen und schattigen Bäumen liegende Gruppe von Palästen grenzt an die weitläufige Esplanade, den Sportsplatz von Bombay, der von schönen Alleen durchzogen wird und sich bis nach der Back Bay ausdehnt, an deren sandigem Strand abends die ganze fashionable Gesellschaft der Stadt zusammentrifft. Von Appollo Bander, dem Landungsplatz der Passagierdampfer, zieht sich durchs Fort eine schöne breite Straße bis zur „Native-town" (Eingeborenenstadt), in der sie sich in tausend Straßen und Gäßchen verliert.

Es hatte angefangen, ganz fein zu regnen. Schwüle, feuchte Luft versetzte uns in einen fast unerträglichen Zustand. Wir waren in Schweiß gebadet und fröstelten, wenn vom Meere her ein kühler Windstoß über uns hinblies. — Mit geteilten Gefühlen (es starben im Bezirk Bombay allwöchent-

Digitized by Google

lich 7000 Menschen an der Pest) fuhren wir durch die Menschenmenge, die sich wie ein großer wirrer Knäuel in den engen, schmutzigen Gassen des Basars einherwälzte. — Die Basars sind meist lange Kaufmannsstraßen, in denen sich rechts und links endlose Reihen von Läden hinziehen. Hier findet der Eingeborene alles was er braucht, Lebensmittel sowohl wie die Erzeugnisse des Handwerks und des Kunstgewerbes, Fabrikate aller Art und tausend Dinge „made in Germany", die dem orientalischen Geschmack angepaßt sind. Jede Branche hat ihre eigene Straße. Der Basar für Kleiderstoffe z. B. umschließt ein ganzes überdecktes Straßenviertel. Alle Produkte des großen indischen Reiches findet man hier aufgestapelt. Sie bestehen hauptsächlich in: Reis, Hirse, Weizen, Gerste, Kartoffeln, Indigo, Gewürzen, Tee, Kaffee, Chinin, Zucker, Tabak (aber nur für einheimischen Gebrauch), Opium (unter Staatskontrolle), Jute, Wolle, Seiden-, Samt- und Teppichgeweben, Töpferarbeiten (einfachen bis zu reich dekorierten Stücken), Waffen, Götterbildern, Goldspitzen, Intarsien, Elfenbein- und Holzschnitzereien, kostbaren Kaschmirshawls, Musselinen, Stickereien in Leder, Tuch, Seide, Samt und Flanell, gedruckten Stoffen usw. — Seit europäische Kapitalisten sich des Handels bemächtigt haben, ist die einheimische Industrie außer Wettbewerb gesetzt, und nur jene Handwerke, die manuelle Geschicklichkeit und künstlerische Begabung erfordern, sind noch immer mit Europa konkurrenzfähig. Der Handwerker in Indien arbeitet mit ungemein primitiven Werkzeugen, da sich aber die einzelnen Gewerbe von Geschlecht zu Geschlecht in der Familie forterben, so ist die Uebertragung der Fertigkeit erleichtert.

Die indische Bevölkerung wird bekanntlich von altersher in vier Gesellschaftsklassen eingeteilt: 1. Die Brahmanen-Priester und Gelehrte. 2. Die Xatrijas, entsprechend unserm Adels-, Militär- und Beamtenstand. 3. Die Waishyas, welche Ackerbau und Gewerbe treiben. 4. Die Shúdras,

Digitized by Google

annähernd gleich unserer Arbeiterschaft. Die ursprüngliche Benennung für die vier Stände ist im Sanskrit „Warna", während „Kaste" — „Casta" portugiesischen Ursprungs ist und erst viel später in Aufnahme kam. Die Bezeichnung Warna legt bei der Einteilung der einzelnen Stände das Gewicht auf die Hautfarbe, Abstammung und Vererbung, während Kaste mehr die Familienangehörigkeit oder auch Art, Gattung bedeutet. „Djatis" dürfen nicht mit Warna und Kaste verwechselt werden. Die Djatis sind gewissermaßen Unterabteilungen der Kasten. Sie stellen eine Vereinigung dar, etwa wie es unsere alten Zünfte und Innungen waren, nur daß z. B. bei den Brahmanen andere Bestimmungen als bei den Waishyas bestehen, welche die Zusammengehörigkeit der einzelnen Djatis bedingt. Bei den Brahmanen ist die Familienangehörigkeit allein maßgebend. Jede solche Familiensippe (Djatis) führt ihren Ursprung auf einen aus Brahma direkt entsprungenen halbgöttlichen Stammvater zurück. Bei den Waishyas dient zur Unterscheidung der Djatis vor allem die Spezialisierung des Gewerbes. Alle Familien, an denen z. B. das Schusterhandwerk haftet, bilden Djatis. — Die Djatis, die teils durch Familienangehörigkeit, aber vor allem durch die Gewerbebetriebe bestimmt werden, verteilen sich oft auf mehrere, manchmal auch auf viele Gemeinden. Die einzelnen Djatis haben eine unbedingte Macht über ihre Mitglieder, sie schreiben das Alter vor, in denen das Mädchen heiraten soll, verbieten die Wiederverheiratung der Witwe, den Genuß des Fleisches, des Weines und narkotischer Mittel; von ihnen hängt es ab, ob eine Reise ins Ausland (zu dem auch Ceylon gehört), die für gewöhnlich verboten ist, erlaubt wird; sie stoßen ihre Mitglieder aus, machen sie kasten- und familienlos, wenn sie sich nicht ihren Gesetzen unbedingt fügen. Die Djatis haben allein organisatorische Bedeutung, und ihre Vorschriften müssen unweigerlich befolgt werden. Jede Djatis übt gewissermaßen

Digitized by Google

eine private Polizeiaufsicht über all ihre Angehörigen aus, und achtet auf die genaue Erfüllung aller religiösen und andern Gesetze, und so bestehen Tausende und Abertausende von abgeschlossenen Machtbezirken, die in den Ansprüchen an ihre Mitglieder ebenso rigoros sind, wie es seinerzeit die Warnas waren, die jetzt nur mehr ideell fortbestehen. Alle Angelegenheiten werden in den Djatis erledigt, und in dieser neuen Kasteneinrichtung, welche die Bevölkerung in unzählige kleine Teile mit Privatinteressen scheidet, liegt zusammen mit dem Neid und Haß, der den Hindu von dem Moslim trennt, der Hauptgrund für die Möglichkeit, daß die Engländer mit einer Handvoll Leute Indien regieren.

Die Fahrt durch den hiesigen Basar ist außergewöhnlich interessant. Welch ein Völkergemisch: wollhaarige Neger, bezopfte Chinesen, Araber mit grünem Turban, Männer aus Guzerat mit spitzen, roten Mützen und weißem Turban, Mahraten mit rot-weiß umschlungenen flachen Hüten, Parsen in schwarzem Gehrock, weiß umhüllte Hindus, ernst und verschlossen, dunkle Afghanen, gelbe Malaien, Eurasier und Europäer, und in einer Schneiderwerkstätte an einer Nähmaschine heftig tretend ein Tamile „wie ein Adam, bloß und nackt!“

Die Moschee, in der die Unruhen zwischen Moslims und Hindus 1894 ausbrachen, ein einfacher Bau mit zwei Minaretts in engem Hofe zwischen Häuser eingekeilt, wurde uns gezeigt. Sie sieht mit ihren beiden übereinander gebauten Betsälen recht uninteressant aus. Wir konnten uns deshalb nicht entschließen, den Wagen zu verlassen, um uns in das unheimliche Menschengewühl zu mischen. Auch von den dreihundert Hindutempeln, die es in Bombay geben soll, besuchten wir keinen einzigen. Es sind alles geschmacklose, überladene und bemalte Barockbauten, die nichts von dem alten eigenartigen Hindustil bewahrt haben.

Als wir zu unserm Hotel zurückkehrten, wurde eben ein Mensch aus demselben fortgeschafft. Zwei hinterein-

Digitized by Google

ander gehende Kulis trugen resp. balanzierten die ganz geschlossene, lange, schwarze Bahre auf ihren Köpfen, ohne sie auch nur mit den Händen zu halten. Eine unvorsichtige Bewegung des Getragenen mußte die Bahre unfehlbar zum Schwanken oder zum Sturze bringen. War es ein Kranker oder ein Toter, der in ihr lag? Wir haben die Wahrheit nie erfahren.

Nach dem Dinner, das wir im großen Speisesaal im Zug der Punkah und der offenstehenden Fenster und Türe einnahmen, gingen wir bald zu Bett, denn wir wollten den nächsten Morgen sehr früh zu den „Türmen des Schweigens", der Begräbnisstätte der Parsen, fahren. — Die Parsen gelten als die reichsten Leute Bombays und die geschultesten Kaufleute Indiens, als die Juden des Ostens. Sie sind Perser, die der Religion Zoroasters treu blieben, aber durch die fanatische Verfolgung der Mohammedaner aus Persien vertrieben wurden und im 7. Jahrhundert nach Indien zogen, wo sie sich hauptsächlich in Bombay und seiner Umgebung niederließen. Die Parsis sind Arier von ziemlich heller Gesichtsfarbe und an ihrem uniformartigen Anzug kenntlich. Sie tragen einen langen, bis an den Hals zugeknöpften, schwarzen Gehrock und eine hohe, schwarze Wachstuchmitra.

9. Dezember. Unsere erste Nacht in Bombay verlief sehr unruhig. Wir schlafen sozusagen im Garten, und Gott weiß, was alles durch das weite Holzgitter ein- und aussteigt, denn die Glastüren können wir nicht schließen, wollen wir nicht ersticken. Ich hatte zwar ein Nachtlicht angesteckt, aber was bedeutet so ein armseliges Kerzchen in unserer tiefen Höhle. Die ganze Nacht hörte ich viel — und sah nichts. — Eine wirklich beinahe unerträgliche Zugabe des hiesigen Aufenthaltes ist das ganz entsetzliche, im höchsten Grade enervierende, unausgesetzte Geschrei der Millionen Raben, die vom frühesten Morgen

Digitized by Google

an bis zum späten Abend die Luft mit ihrem mörderischen, sinnenraubenden Gekrächz erfüllen, hinter dem jeder andere Lärm verschwindet. Lange vor Tagesgrauen hatten die gräßlichen Tiere, denen die Reinigung der Stadt obliegt, ihr spektakulierendes, kreischendes Geschwätz begonnen, und ich lag schon wach, als die Aya mir das „Tschota hazerie" brachte, während es Alfred durch den Boy gereicht wurde.

Der Morgen war trübe und der Himmel grau, als wir unsere Fahrt zu den „Türmen des Schweigens" antraten. Auf einer vortrefflichen Straße führt der Weg an den Totenstätten der Hindus, Mohammedaner und Christen vorbei, den Malabar Hill hinauf, durch wundervolle Anlagen zu den schaurigen Begräbnisstätten der Parsen. Schon von weitem sieht man die herrlichsten Palmen aus dunkeln Bosketts emporragen: gewaltige Kronen, so dicht und massig, wie wir noch keine sahen. Doch kommt man näher, so gewahrt man entsetzt, daß die übermächtige Fülle nicht durchaus üppiges Grün. Zwischen den Wedeln der Palmen sitzen eng zusammengedrängt, kolossale Aasgeier. Sie putzen sich die Federn, wetzen die Schnäbel und halten Umschau, ob nicht ein neuer Fraß in Sicht. Viele Hunderte — siebenhundert, sagt der Führer — dieser ekelhaften kahlhalsigen Tiere hocken fett und faul rings auf den Bäumen. Durch ein düsteres Tor gelangen wir in den schattigen Vorhof der Begräbnisstätte und verlassen den Wagen. Ein ernster Parse geleitet uns die breiten, steilen Stufen hinauf in den nächsten Umkreis der geheimnisvollen Türme. Ein Blick, wie wir ihn wunderbarer kaum je gesehen, breitet sich vor unsern Augen aus. Der Nebel hat sich gelichtet, die Sonne dringt hellleuchtend durch die Wolken. In violettem Schein tauchen die Berge, die Inseln aus der blauen Flut, der ganze Hafen liegt in blendender Pracht zu unsern Füßen. Ein sich weit ausdehnendes Amphitheater mit den prächtigsten Steinpalästen und den ärmlichsten Lehmhütten,

Digitized by Google

baute sich vom Meer aus bis zu unserer Höhe auf. Inmitten der prächtigsten Gärten Indiens liegen, Land und Meer beherrschend, die düsteren Todestürme.

Um die Elemente durch tote Körper nicht zu verunreinigen, läßt der Parse seine Toten von Aasgeiern fressen, und die Asche von reich und arm vereinigt sich, wie es die Lehre vorschreibt, in einem tiefen Schacht. Fünf weißgetünchte Türme stehen in den Gartenanlagen verteilt. Der größte ist fünfundzwanzig Fuß hoch und hat zweihundertzweiundsiebzig Fuß im Umkreis, ein kleinerer dient für Selbstmörder, und einer befindet sich im Privatbesitz einer reichen Parsenfamilie. Die Türme sind rund und nach oben offen. Der sich trichterförmig nach unten verjüngende Innenraum ist ganz mit Steinen ausgelegt. Drei Kreise umziehen den Mittelpunkt; in dem innersten, dem tiefsten Kreis, werden die Kinder, in dem nächsten die Frauen, in dem dritten, höchsten Kreis, die Männer, nackt und der Sonne zugekehrt, niedergelegt. An einem kleinen Modell kann man die Einteilung studieren. In weniger denn zehn Minuten haben die Vögel eine Leiche bis auf die Knochen abgenagt. Diese bleiben liegen, bleichen, zerfallen und werden dann in die schachtartige Grube des Mittelpunktes gekehrt, wo sie, übereinander gehäuft, einen chemischen Prozeß durchmachen, der sie zu Staub auflöst. Was übrig bleibt, ist so wenig, daß sich in 40 Jahren kaum ein Aschenhaufen von fünf Fuß Höhe ansammelt.

Die Parsen sind Feueranbeter, aber Wasser und Erde ist ihnen gleich heilig, nur, daß das Feuer der einzige Gegenstand ihres Kultus ist. Allreinigend verkörpert das Feuer den Kern ihrer Ethik, die sich in die Worte faßt: „Rein denken, rein sprechen, rein handeln."

Die mit einer Leichenbestattung verbundenen Zeremonien bestehen, nachdem der Tote durch die Träger in die Türme niedergelegt ist, aus reinigenden Waschungen

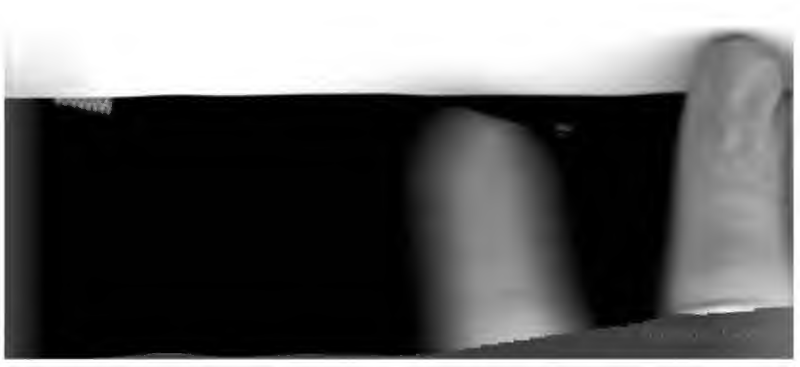

Digitized by Google

und Gebeten. Kein Lebender, außer den Trägern, darf den Turm je betreten, und es kursiert eine entsetzliche Geschichte, wonach ein junges Mädchen scheintot in den Turm gebracht wurde und dort sterben mußte. Der Vater, ein reicher Mann, versuchte alles, sein Kind zu retten, als er die schaudervolle Kunde von ihrem Erwachen durch die von Grauen erfaßten Wärter vernahm, aber es gab keine Möglichkeit, die religiösen Satzungen zu durchbrechen. Die Geschichte ging durch alle Zeitungen.

Die Träger, welche die Leiche in den Turm bringen, gehören einer eigenen, gemiedenen Klasse an, und obwohl sie Handschuhe tragen, werden sowohl diese, als auch die Kleider jedesmal nach dem Betreten der Türme verbrannt, ehe sie das reinigende Bad nehmen, wozu ein eigenes Badhaus errichtet ist, das nur von diesen Bediensteten benutzt werden darf.

Für die Leidtragenden stehen am Ausgang des Gartens große Bassins, aus denen sie mit einer Lota Wasser schöpfen und sich Hände und Füße abspülen. Die Angehörigen bleiben in den Anlagen beisammen. Sie nähern sich den Türmen nicht, nehmen, nach Hause gekehrt, ihre reinigenden Waschungen, Bäder, Gebete vor und ziehen sich dann für eine fest normierte Zeit, je nach dem Verwandtschaftsgrad des Toten, von allem Verkehr mit der Außenwelt, zurück, bis sie ihre „Reinheit" wieder gewonnen haben. — Der Parse glaubt an eine Wiederauferstehung der Atome, an eine Wiedervereinigung derselben, und sieht in der gerade nach oben strebenden Zypresse das Symbol des Weges zum Himmel.

Es rauscht in den Bäumen. Mit schwerem Flügelschlag erheben sich die raubgierigen Vögel und umkreisen in langsamem Flug die Türme, um sich dann auf der Mauer in enger Runde nebeneinander niederzulassen. Sie sind auf ihrem Posten. Es ist neun Uhr, und der erste



Leichenzug des Tages naht; wir müssen eilen, den friedlich stillen Garten zu verlassen.

Umschlossen vom tiefen Grün der üppig sich ausbreitenden Mimosen, Musa- und Mangobäume, der farbigen Fülle tropischer Blumen, inmitten der lautlosen Ruhe, der tiefen Einsamkeit, vergißt man des Schauders, den die Stätte anfänglich ausübt; feierliche und ernste Empfindungen regen sich, leise beginnt man die Schönheit des Gedankens zu fassen, welcher der brutalen Wirklichkeit zugrunde liegt. — Langsam schritten wir die achtzig steilen Stufen hinab, die vom Tore des Gartens zu einem malerischen, in tiefem Baumschatten liegenden Vorhof führt.

Viele reiche Parsenfamilien haben in der Nähe der Türme kostbare Besitzungen und locken sich einen der unheimlichen Leichenfresser in ihre Gärten — eine Art fliegendes Erbbegräbnis.

Zurück nach dem Hotel fuhren wir am Meer die Backbay entlang und kamen dabei an dem Tummelplätz aller uneingefahrenen und unzugerittenen Pferde vorüber. Ein prachtvoller, kräftiger, vor einen schweren Karren gespannter Schimmel verliert bald seinen kühnen Uebermut und wird lammfromm. Ein metallglänzender Goldfuchs scheint durch die Luft zu galoppieren und steht auf zwei, statt auf vier Beinen, aber nach ein paar Runden trabt er zahm an der Longe im Kreise herum. Der tiefe Sand bändigt alle. Dort kommt eine Gruppe prachtvoller Pferde; auf jedem Tier sitzt ein Reiter; Troßdiener in bunten Kostümen laufen nebenher. Es ist der Rennstall eines Nawabs.

Wir nähern uns dem Fort. In den Lüften ertönt das markerschütternde: „Rab, rab". Rund um uns beginnt das Gewimmel der Stadt: Menschen von allen Hautfarben, in allen Kostümen oder in gar keinem, mit flatternden Gewändern oder eng anliegenden Kleidern! Unmassen von Vögeln: Geiern, Habichten, Stößern in den



Straßen, auf den Dächern! Stolz aufgeschirrte europäische Equipagen und Hunderte von zweirädrigen Zebukarren! Alles in wirrem Gedränge. Zum ersten Male begegnen wir einem halbnackten Eingeborenen mit kleinen, spitzen, roten Schuhen an den Füßen, der leicht und graziös auf seinem Rad flüchtig dahinschwebt. Nichts hemmt seine Bewegung, und sein weißwallender Schleier gleicht Flügeln, die ihn tragen.

Zum Tiffin waren wir bei Graf Pfeil, unserm deutschen Konsul, geladen. Er residiert, wie Europäer und Parsen überhaupt, auf Malabar Hill. Die Europäer bewohnen meist gemietete Bungalows, wofür sie monatlich etwa vierhundert Rupien zahlen. Alle diese Landhäuser liegen inmitten herrlicher Gärten. Sie haben gewöhnlich nur ein rings von Veranden umzogenes Erdgeschoß, in welches zahlreiche Türen führen. Diese stehen immer offen, um die Luft durchziehen zu lassen, da der Aufenthalt in geschlossenen Räumen unerträglich wäre. Ganz im Gegensatz zu diesen gartenhausartigen Villen, sind die Häuser der Parsen Prunkpaläste mit hohen Fassaden und Balkons. Ihre Bewohner scheinen „musikalisch" zu sein, denn beinahe aus jedem Gebäude tönt eine Drehorgel oder ein Musikwerk. Graf Pfeil hatte uns der größeren Bequemlichkeit halber in den nahen Jachtklub geladen. Wir trafen beim Dejeuner den österreichischen Konsul, Herrn Jelitschka, einen liebenswürdigen, feingebildeten Mann, der aber nicht für Indien schwärmt. — Uebrigens ist niemand, der länger hier lebt, von dem „Wunderland" auf die Dauer entzückt. Für einen bleibenden Aufenthalt scheint es doch sehr viele Mängel zu haben. Graf D. . ., welcher kürzlich hier war, soll Indien für einen „großen Schmutzhaufen" erklären, was mir aber ein zu einseitiges Urteil scheint.

Seit Mittag regnet es wieder in Strömen, es ist sehr heiß, und man befindet sich unausgesetzt in entsetzlicher Transpiration.

Digitized by Google

10. Dezember. Die Fahrt nach Elephanta, die wir für heute projektiert hatten, mußten wir wegen eines Zyklons aufgeben. Es ist sehr schade, aber da keine Aussicht auf Verminderung des Seegangs besteht, haben wir unsere Weiterreise für heute abend festgesetzt. — Wir promenieren morgens dem Meere entlang. Ein herrlich schönes, imposantes Bild liegt vor uns. Der Hafen mit seinen vielen Inseln, seinen jäh aufsteigenden Bergen, die sich kulissenartig ineinanderschieben und hintereinander aufbauen, erscheint unbeschreiblich reizvoll und großartig. Selbst Neapel muß hinter diesem Eindruck zurückstehen. Türkisblau wölbt sich der Himmel, tiefschwarz wogt das Meer, ungeheure Wellen wälzen sich vom Ozean herein und brechen sich in hoher, weitspritzender Brandung an den Felsen und der Hafenmauer. Der Strand ist sehr belebt. Der Steamer, mit dem die englischen Gäste des Vizekönigs erwartet werden, befindet sich in Sicht. Eine größere Anzahl eleganter Herren, Nawabs und Offizials hat sich zur Begrüßung versammelt. Prachtvolle Karossen mit Kutschern, Dienern und Vorläufern in glänzenden Kostümen sind für die zum Durbar geladenen Gäste an der Landungsbrücke aufgestellt. Der Dampfer tanzt auf den Wogen; die Passagiere sehen sehr angegriffen aus, als sie das Land betreten. Sie erzählen von einer außerordentlich stürmischen Ueberfahrt .— Wie glücklich waren wir dagegen gewesen!

Zwischen fünf und sieben Uhr findet am „Apollo Bandar" Korso statt, aber er ist heute wenig besucht, da die Begrüßung der Festgäste mit Musik im Jachtklub vor sich geht. Nur die Parsenfrauen, in farbenreiche, kostbare Gewandungen wie Römerinnen aus der Kaiserzeit drapiert, sitzen mißvergnügt in ihren hocheleganten Equipagen. In langen Reihen stehen sie längs des Trottoirs, das sich am Jachtklub hinzieht. Verlangend schauen die schönen Frauen nach dem unerreichbaren Ziel ihrer Sehnsucht hin-


Digitized by Google

über, wo die europäische „Monde“ sich zum „five o'clock tea“ Rendezvous gegeben hat. Auf einer ins Meer hinausgebauten Terrasse genießt die elegante Welt sogenannte „Abendkühle“, die aber trotz des heftigen Windes erdrückend schwül ist.

Abends um halb neun Uhr fuhren wir nach Colaba-Station. Colaba ist eine schmale Insel, auf der sich die Kaserne und Hospitalbauten der europäischen Truppen, sowie die Baumwolllager befinden. — Auf der Fahrt nach dem Bahnhof kamen wir an ausgedehnten, mit Bäumen bepflanzten Plätzen vorüber, die mit großen, hell erleuchteten Zelten bedeckt waren. Man konnte genau ihre innere Einrichtung übersehen. Hätte man nicht gewußt, daß dies nur Zelte seien, man würde geglaubt haben, in das höchst gemütliche Zimmer eines Landhauses zu blicken. Der Boden des Salons ist mit Teppichen belegt, die Wände sind mit Bildern geschmückt. Eine grün beschattete Lampe hängt über dem großen, runden Tisch, an welchem die Familie sitzt und Zeitungen liest. Komfortable Sofas, Sessel und Liegestühle stehen gemütlich verteilt, kurz, der Einblick in dieses Zeltheim ist sehr einladend; man möchte wohl selbst gern einmal diese Art des Wohnens probieren.

Die „Servants“ brachten heute eine große Aufregung in unsere Abreise, denn als wir nach neun Uhr auf den Bahnhof kamen, waren sie nicht da. Graf Lippe fuhr nach dem Hotel zurück, aber dort waren sie auch nicht mehr. Endlich, um halb zehn Uhr kamen sie mit zwei Bullockcarts an — der Zug geht allerdings erst um zehn Uhr — aber welche Umständlichkeit ist mit der Abfertigung des Gepäckes verbunden! Wie lange dauert sie, und wie schwierig ist es, die richtige Stelle zu finden, an der sie vor sich gehen soll. In der großen Bahnhofshalle stehen einzelne Pulte zerstreut, um die sich die Kollis auftürmen, und es ist Glückssache, gleich das richtige Pult zu finden, an dem z. B. nach Ahmedabad registriert wird. Zweimal

Digitized by Google

mußten wir heute abend mit unseren Effekten von einem Pult zum andern wandern. Die Boys hatten den Kopf verloren, weil Eile not tat; sie waren darüber so nervös, daß sie sich nicht mehr verständigen konnten, und die vierhundertundsiebzehn Sprachen Indiens, die hier um die Ohren schwirren, raubten ihnen vollends ihr bißchen Verstand. Der ganze Wirrwarr und das Durcheinander, das Stoßen, Drängen und Schieben, das Schreien und Lärmen wäre zum Verrücktwerden gewesen, hätten wir nicht schon gelernt, jedem Ereignis die größte Ruhe, ja Gleichgültigkeit entgegenzusetzen, denn schließlich kam doch immer alles in Ordnung. So geschah es auch heute. Nach vielem Hin und Her bestiegen wir kurz vor zehn Uhr unser reserviertes, schönes, geräumiges Coupé. Die Boys hatten die Betten bereit gemacht. Wir freuten uns, nach der dumpfen Höhle von Bombay, des guten, federnden Lagers, der frischen Luft im laufenden Wagen, hatten eine ausgezeichnete Nacht und schliefen vortrefflich, trotzdem wir zweimal Quarantäne passierten, zweimal die Hand zum Pulsfühlen und die Zunge zur Besichtigung zum Coupéfenster hinausstrecken mußten.

11. Dezember. Um sieben Uhr halten wir in Baroda, der Hauptstadt eines wichtigen Marathästäätes, dessen Fürst alljährlich Europa besucht, um eine Kur in Karlsbad zu brauchen und sich für unsere Damen zu begeistern. Die Stadt liegt zwischen dichten Bäumen versteckt. Wir konnten deshalb den modernen, phantastischen Lakshmi-Villa-Palast nur flüchtig durch die Zweige glänzen sehen.

Die Provinz Guzerat (spr. Guscherat), die wir jetzt durchfahren, ist außerordentlich fruchtbar. Ueberall üppiges Laub an den uralten Bäumen. Jedes Dorf hat seinen Tank und seinen Tempel. Frische Bäche, kleine Flüsse durchqueren Wiesen und Felder, die mit grünen blatt-



Digitized by Google

losen Röhrensträuchern (dem Milchstrauch) eingefaßt sind. Den Bahndamm entlang springen langgeschwänzte, gelbe Affen. Bunte Papageien sitzen wie Schwalben auf den Telegraphendrähten, graue Reiher mit roten Köpfen spiegeln sich im Weiher, hochbeinige Störche suchen kleine Kinder im Sumpf, und die Antilope schaut, zur Flucht bereit, gespannt zu uns herüber. Wir fahren wie durch einen herrlichen Park.

Um neun Uhr kamen wir nach Ahmedabad, das von weitem den Eindruck einer europäischen Industriestadt macht; es ist in den Rauch von zwölf hohen Kaminen gehüllt, die zu den hiesigen, großen Webereien gehören. Verläßt man den Zug und tritt hinaus vor den Bahnhof, so erscheint das gewonnene Bild verwischt, und nichts erinnert mehr an Fabriken, Maschinen und europäischen Betrieb.

Ahmedabad wurde 1114 von Sultan Ahmed I. erbaut und hat heute 148 000 Einwohner. Es galt einst für „die schönste Stadt Hindostans, vielleicht der Welt", und wird viel zu selten von europäischen Reisenden besucht. — Zwischen den landesüblichen Droschken, den „Sighrams oder Dumnis" — viereckigen, kleinen Kasten mit zwei Quersitzen, von denen man die der Türe zunächstvorliegende Bank beim Einsteigen aufheben muß — steht ein alter, gebrechlicher Landauer, den wir uns sofort sichern. Ein Führer bietet uns seine Dienste an. In einem weißen, europäischen Leinenanzug, das Dchainkäppchen auf dem Kopfe, sieht der Mann ganz reputierlich aus. Nachdem wir gefrühstückt und wieder einmal den Hammel in „all seinen Möglichkeiten" kennen gelernt hatten, begannen wir unsere Rundfahrt.

Herrliches, wahres, echtes Indien umgibt uns! Welch ein Zauber liegt auf diesen Moscheen, die in einem Gemisch von Hindu- und mohammedanischem Stil Kraft und Grazie verbinden!

Digitized by Google

Die nicht große, aber wundervolle Jumma-Moschee mit fünfzehn Kuppeln und einem Hof, den zweihundertsechzig Säulen umgeben, ist eine der schönsten Indiens. Die Rani Sipari-Moschee, welche 1514 erbaut wurde, erweist sich in der Ausführung besonders fein, ja einzig in ihrer Art. Die Sidi Sayad-Moschee verdankt ihren Ruhm den herrlichen durchbrochenen Steinskulpturen. Die beiden Fensterfüllungen an ihrer Rückwand gelten als beste Arbeit dieser Art in ganz Indien. Sie zeigen in höchster Vollendung stilisierte Pflanzenornamente, deren Konturen in so unvergleichlicher Reinheit ausgeschnitten sind, daß man nicht begreift, wie das spröde Steinmaterial so zarte Behandlung erlaubte.

Ungemein stimmungsvoll sind auch die Gräber der Königinnen. Neben einer halbverfallenen Moschee in dunklem Häusergewinkel, steigt man über eine zusammengebrochene Treppe auf eine Plattform und betritt einen stillen Hof, der von allen Seiten von einer düsteren Säulenhalle umschlossen ist. Zwischen Buschwerk und Blumen stehen acht Grabmonumente. In der Mitte derselben ruht die erste Königin von Ahmedabad. Ernst und feierlich erhebt sich zwischen dichtem Grün ein großer Sarkophag aus schwarzem Stein mit weißem Marmor eingelegt. In der Ecke steht ein mächtiges Grabmal, unter dem ein Affe, gleich daneben ein ganz kleines, unscheinbares, unter dem ein Priester begraben liegt. Unser Führer konnte keine Erklärung für dieses umgekehrte Größenverhältnis geben. Der ganze Hof ist ungemein malerisch. Aeußerst dekorativ wirkte eine hohe Gestalt in langem, weißem Gewand, die regungslos an dem schwarzen Sarkophag lehnt. Man wähnt sich auf einem Campo santo, dem nur der Vollmond fehlt, damit sich die Gräber öffnen.

Welch poetischer Friede herrscht hier, und welch wirres, lebendiges, lautes Treiben da draußen in den engen

Digitized by Google

Gassen! Kaum, daß sich unser Landauer durch die Menge schieben, kaum, daß man sich in Ruhe dem Zauber hingeben kann, der von den zierlichen Häusern am Wege ausgeht. Eng zusammengedrängt, sich wie müde aneinanderlehnend oder neugierig über die Straße beugend, scheinen die niedlichen Bauten keinen Raum für lebensgroße Menschen zu bieten. Sie sind meist einstöckig, d. h. über dem Erdgeschoß, das nur aus einer Vorhalle besteht, welche von eleganten Säulen rechts und links abgeschlossen wird und einer Miniatur-Bühne gleicht, ist noch ein Stockwerk mit einer Front von drei Fenstern aufgesetzt. Meine Schilderung erweckt beinahe eine zu bedeutende Vorstellung von diesen Häuschen, die mit ihren geschmackvoll ornamentierten Fassaden aus Marmor, Stein oder Holz, den graziös verzierten Fensterumrahmungen, den luftigen Galerien einen unbeschreiblich anmutigen Eindruck machen.

In den Vorhallen, welche das Erdgeschoß bilden und etwa einen Meter über dem Straßenboden liegen, spielt sich das ganze Leben des Eingeborenen ab. Dieselben sind entweder Läden oder bilden den Empfangsraum der Familie, die hier mit ihren Freunden sitzt, raucht und schwatzt, und auf der alle interne Verrichtungen vor sich gehen. Da steht zum Beispiel ein Mann und putzt sich die Zähne, gurgelt in allen Tönen und spuckt ganz ungeniert auf die Straße; ein anderer schabt sich die Zunge mit einem kleinen, geschlitzten Aestchen. Dort in der Ecke kauert ein Weib mit einem Kind an der Brust. Während sie aufpaßt, daß ihr die „Chapatis“ — die Weizenbrote — in der Asche nicht verkohlen, sind zwei kleine Mädchen mit den Fingerchen auf ihrem Kopfe beschäftigt.

In einer besonders reizenden, mit leichten Pilastern geschmückten Vorhalle wird Schule abgehalten. Ganz in Holz geschnitzt, repräsentiert erstere den national-indischen Stil, der als Holzschnitzmanier von jeher die Steinbauten beeinflußt hat. Etwa vierundzwanzig Knaben hocken auf

Digitized by Google

ihren Fersen im Halbkreise um den Lehrer herum, der wie ein Riese in dem zierlichen Raum wirkt. Er überhört die jugendliche Schar. An einem Pfeiler macht ein dürres, nacktes Bübchen mit einer Anzahl Ziegelsteine, die ihm auf den Rücken getürmt sind, zur Strafe eine Art Kniebeuge. Ein Wunder, daß sich nicht alle Kinder in Pönitenz befinden! Bei uns wäre es wohl unmöglich, auf offener Straße Schule abzuhalten, während die Buben hier, trotz des bunten Lebens und lauten Lärms um sie her, ganz aufmerksam ihren Studien obzuliegen scheinen.

In den Gassen herrscht ungeheures Getriebe. Was für seltsame Gestalten, was für überraschende Trachten sieht man hier! Ist es ein Mann, der in Hosen, wie einst Phrygier sie trugen, ein Kind rittlings auf den breiten Hüften sitzen hat? Ist es eine Frau, die mit dem langen, gefälteten Rock, der ihr wie eine Fustanella bis auf die Knöchel reicht, um einen großen Wollenballen feilscht? Man wird verwirrt, man vermag nicht mehr das ewig Weibliche vom stärkeren Geschlecht zu unterscheiden. Züge weißer Eselchen drängen sich geschickt durch das Gewühl; Ziegen trippeln geschäftig von Haus zu Haus und werden in hell blitzende, fein geformte Gefäße gemolken; Kinder laufen ihren roten Drachen nach; besorgte Väter folgen aufgeregt hinterdrein. Ein ungeheures Kamel schwankt hochbeladen daher, der Reiter überragt schier die Hausdächer, und plötzlich grollts wie ferner Donner. Alles fliegt entsetzt auseinander. Ein Automobil rumpelt über den Marktplatz, in den wir jetzt einbiegen. Die Treppe der hier sich erhebenden Loggia wird als Warenlager benutzt; ringsum auf Tüchern ausgebreitet, in kleinen Buden ausgestellt, sieht man alles, was es in Ahmedabad zu kaufen gibt. Berge von Baumwollwaren liegen auf dem Platz hoch aufgetürmt, hinter denen die Menschen verschwinden, die von weit her kamen, um zu handeln.



Eine merkwürdige Eigentümlichkeit Ahmedabads bilden die Taubenschläge, welche in allen Straßen, auf allen Plätzen angebracht sind. Diese meist frei auf einer Säule stehenden Bauten sind niedliche, reich ornamentierte Kunstwerke, welche durch ihre feine Holzschnitzerei und bunte Bemalung kleinen Palästen, zierlichen Tempelchen und Festungstürmen gleichen, gerade groß genug für ein Völkchen von Liliput. Es sind die Futterplätze für Tauben, Papageien und braungelbe Eichhörnchen, die von den tierschützenden Jains errichtet wurden.

Unter Jains (spr. „Dschains") versteht man eine Sekte, die zu gleicher Zeit mit dem Buddhismus entstanden ist, sich ihm gegenüber jedoch immer feindlich verhielt. Der Jainismus bildet eine Verschmelzung des Vishnukultus mit dem Buddhismus. Er legt den Schwerpunkt seiner religiösen Anschauung auf die „von allen Banden der Erde befreiende Askese", und auf ein schuldloses Leben. Die Jains trachten nach Nirvana, das aber seine ursprüngliche Bedeutung verloren hat, da sie an eine unsterbliche Seele als individuelle Intelligenz glauben, die, durch Bußwerke und Seelenwanderung geläutert, in Nirvana ewig selig sein wird.

Ihre Lehre verbietet ihnen die Tötung selbst des kleinsten Tieres. Sie knicken nicht einmal den unbequemen Floh, sondern fangen ihn und tragen ihn vorsichtig an einen sicheren Ort; sie filtrieren das Wasser, um kein Tier zu verschlucken. Früher fegten sie sogar den Boden vor sich her, um kein Würmchen zu zertreten, und trugen einen Gesichtsschleier, um kein Insekt einzuatmen. Alle diese strengen Vorschriften für ihre Lebensführung befolgen heute nur noch die Mönche, die „Jatis", wenigstens schienen die Jains, die wir sahen, mehr den irdischen als den himmlischen Gütern nachzustreben. Sie leben meist als Kaufleute, Bankiers und Kapitalisten, und zwar nur in Städten. Die Jains sind sehr praktisch veranlagt und verstanden es von Anfang an, sich den Verhältnissen anzupassen. Dies ist auch

Digitized by Google

der Grund, weshalb sie von den Brahmanen weniger als die Buddhisten verfolgt wurden. Sie haben mit der brahmanischen Religion paktiert, benutzen sogar ihre Priester in Ermangelung eines eigenen. Den hiesigen Tempel der Jains, einen modernen Bau, haben wir nicht besichtigt.

Ahmedabad liegt am Sabarmati, in dessen Flußbett sich zur heißen Jahreszeit, während der Morgen- und Mittagsstunden, ein höchst interessantes Treiben abspielt, das mit Recht als Sehenswürdigkeit gerühmt wird. Eine kürzlich errichtete Brücke führt über den Strom, aus dem gegenwärtig zwischen tiefen Wasserrinnen trockene Landstreifen hervorragen. Welch reizendes Bild bietet sich uns von hier aus! Man schaut hinab auf Hunderte und Aberhunderte von badenden Menschen, auf waschende Frauen, plätschernde Kinder, auf lange Reihen von Kamelen, die stromaufwärts ziehen, auf Herden von Vieh, die zur Schwemme getrieben werden, auf Büffel, die bis an den Hals im Wasser stehen und einem vorsintflutlichen Tiere gleichen, auf Zebuochsen, die sich im Sande wälzen! Tausende von geschäftigen Händen breiten ihre, in feinem lila Ton gefärbten Stoffe zum Trocknen in langen Streifen auf dem hellgelben Sand aus. Die Mulden der trockenen Landstreifen sind in Gärten verwandelt, in denen Blumen blühen und Melonen, Kartoffeln und Gemüse gepflanzt werden. Daneben liegen kolossale Haufen von grünem Kohl, Gurken und frischem Salat, zwischen welchen Frauen sitzen, die mit ihren roten Schleiern und blauen Tüchern wie Blumen in einem grünen Monstrebukett aussehen, um das sich die lila Streifen wie Bänder schlingen. Es ist ein reiches, entzückendes Bild voll fremdartiger wechselnder Situationen.

Höchst amüsant war der Besuch des Affenhaines. Wir versahen uns mit Obst und Kuchen (einer Mischung von Reis und Honig) und fuhren hinaus vor die Stadt. Nachdem wir etwa drei Kilometer zurückgelegt, wurde es in den Bäumen, welche die Landstraße beschatten, plötzlich le-

Digitized by Google

bendig. Wir schauen hinauf und sehen Dutzende von Affen, die sich in den Aesten wiegen und sich in gewaltigen Sprüngen von einem Baum zum andern schwingen. Als wir hielten, war unser Wagen sogleich der Mittelpunkt einer großen Versammlung, die gar neugierig blickte und seltsame, kleine Laute der Verständigung hören ließ, ähnlich wie „hu". Der Führer fordert uns auf, den Wagen zu verlassen. Ich tue es zaudernd, denn die zahllosen Affen, die uns dicht umgeben, sich an den Rädern des Wagens hoch aufrichten, fangen an, mich zu beängstigen. Ein Peitschenknall, die ganze Gesellschaft war verschwunden. Mit unserm Proviant versehen, begaben wir uns nach einer nahen, schattigen Wiese, wo wir uns unter einem alten Baum aufstellten. Der Führer stieß einen merkwürdigen Ton aus, der einem überlauten Räuspern glich. Auf diesen Ruf hin eilten die alten und die jungen, die großen, kleinen und allerkleinsten Aeffchen in wilden Sprüngen herbei. Wir zeigten ihnen unsere Schätze. Zutraulich, ja zudringlich, kamen sie an uns heran und nahmen die dargereichten Süßigkeiten direkt aus der Hand, die einen frech, die andern zaghaft oder ganz zart, wie ein liebenswürdiger Mensch. Die großen Affen zupften mich am Aermel, die kleinen hielten sich an meinem Rock fest, um höher langen zu können. Die größten Tiere reichten mir bis an die Brust, griffen impertinent über alle kleinen hinweg und rissen mir den Kuchen heftig aus der Hand. Am allerkühnsten war ein Weibchen, das ihr Junges zärtlich an der Brust trug, wo es wie angewachsen hing. Es war ein merkwürdiges Bild; mindestens hundert Affen purzelten um uns herum.

Ich versuchte zu photographieren, war aber natürlich so aufgeregt, daß ich alle Distanzen verwechselte, die Sonne am Himmel nicht mehr fand und direkt ins Licht photographierte. Ich wäre am liebsten noch stundenlang hiergeblieben, doch unser Vorrat an Lockspeisen war erschöpft und hiermit das Interesse der Langgeschwänzten

Digitized by Google

für uns erloschen. Sie verschwanden im Dickicht. Wenn diese hellgelben Tiere mit aufwärts geringeltem Schweif auf allen Vieren laufen, sind sie häßlich genug, aber wenn sie am Straßengraben sitzen und die Arme wie die Eingeborenen lang ausgestreckt auf den Knien ruhen lassen oder mit aufgestütztem Ellenbogen das verrunzelte Gesichtchen in der Hand halten und zu philosophieren scheinen, dann sehen sie überraschend menschenähnlich aus. Die Affen dieses Haines sind weder dem Affengotte Hanuman, noch der blutdürstigen Durga geweiht. Sie erfreuen sich in diesem Sinne also keiner besonderen Heiligkeit, wohl sind sie aber der tierschützenden Bevölkerung heilig, die hier in Ahmedabad allen Lebewesen mit besonderem Wohlwollen begegnet.

Auf dem Rückweg zum Bahnhof besuchten wir noch flüchtig eine Moschee, deren Eigenart zwei Türme bilden, in denen sich Treppen befinden, deren eine nur aufwärts, die andere nur abwärts begangen werden darf. Die Moschee liegt in einem anmutigen Garten mit blühenden Blumen und freundlichen kiesbestreuten Fußpfaden. Liebenswürdig und heiter ist der Eindruck, aber wie ein schauerliches Memento wirkt der skelettdürre, schwarze Wächter, der mit seinem tiefdunkeln Gewand im hellen Flimmerglanz der Sonne sich als unheimlicher Schatten von der weißen Mauer des Gartens abhebt.

Das Tiffin brachte uns wieder eine reiche Auswahl an Hammelgerichten, von denen mir Reis mit Curry und Hammelknochen in der Sauce neu waren.

Gleich nach der Mahlzeit machten wir einen Ausflug nach dem überaus malerisch gelegenen „Sarkej" (spr. Sarkedsch). Ueber die neue eiserne Brücke, für die unser Wagen vier Annas (achtundzwanzig Pfennig) Zoll zahlt, passieren wir den Sabarmati und fahren auf einer von Tamärinden beschatteten, guten, aber sehr staubigen Landstraße sechs Meilen (die englische Meile à 1609 Meter) weit hinaus vor die Stadt, vorbei an dem etwas klotzigen Mausoleum

Digitized by Google

der Architekten von Sarkej — der Gebrüder Azam und Mozan —, woran ein wundervoll gearbeitetes Steinfenster gezeigt wird. In den Bäumen der Landstraße herrscht bewegtes Leben. Affen turnen in den Zweigen, hunderte der kleinen flinken Eichhörnchen huschen an den Bäumen auf und nieder. In den Aesten hängt eine Unzahl der eigentümlich geformten Webervögelnester. Ein Baum ist ganz mit fliegenden Hunden verziert, die wie kleine Schinken aussehen. In den Büschen girren Turteltauben, auf den Feldern spazieren schillernde Pfauen; Rebhühner, Wachteln und Schnepfen steigen auf, Fasanen verschwinden im Dickicht, und mächtige Adler kreisen mit weitausgebreiteten Flügeln hoch in den Lüften. Nach etwa einstündiger Fahrt blitzt ein silberner Streifen durch die Bäume, wenige Minuten später fahren wir an dem ein paar Kilometer großen, künstlichen See von Sarkej entlang. Verfallene Mauern, die der Ruine einer römischen Villa gleichen, stehen am jenseitigen Ufer.

Vor uns, der Landstraße zunächst, erhebt sich eine Gruppe von Palästen und Moscheen, sowie das mächtige Grabmal des heiligen Sheik Ganj Bakhsh, den seine Frömmigkeit hundertundelf Jahre alt werden ließ. All diese prachtvollen Bauten stammen aus dem 15. Jahrhundert, also aus der besten indischen Kunstperiode, und sind sämtlich im reinen echten Hindustil gehalten. Die Moschee mit ihren fünfzehn Kuppeln und achtzehn Säulen, ihren vielfachen und vorzüglichen Steinskulpturen, den durchbrochenen, eleganten Messingarbeiten, ist hochinteressant; aber bei weitem anziehender für uns, die wir heute schon mehr derartiger Bauten gesehen haben als ich aufzählen konnte, war der Rundblick, den man von der Terrasse genoß, die sich zwischen den fünfzehn Kuppeln befindet. Ueber Wälder, Felder und Wiesen, über Tanks, in denen kleine smaragdgrüne Inseln schwimmen, Marabus träumerisch auf einem Beine stehen und Pelikane sich ernsten Betrachtungen über

Digitized by Google

Mutterpflichten hingeben, blickt man in eine unendliche Ebene, deren violetter Ton sich am fernen Horizont in die purpurne Glut des Abendhimmels auflöst. Ein großes Badehaus mit Säulen und Erkern steigt unmittelbar aus dem See empor, in dem noch vor kurzem heilige Krokodile gehalten wurden, was die Eingeborenen jedoch nicht hinderte, den gleichen Kopfsprung zu machen, den wir heute sehen sollten.

Sobald die Eingeborenen einen Fremden erspähen, stürzen sie auf ihn zu, schreien: „bakshish — have a dive!" und fort rennen zwanzig schlanke schwarze Kerls, klettern wie die Wiesel über die Mauern an den Wänden des Palastes hinauf und stehen wie Bildsäulen am Rande des Daches. Ihre Lendentücher haben sie weggeschleudert, und nun gehts mit kühnem Sprung hinab in den See. Jeder hat einen besonderen Trick, der eine hüpft wie ein Frosch, der andere springt kopfüber und fällt schwer und kerzengerade wie eine Statue ins Wasser. Pustend und schnaubend erscheinen sie wieder an der Oberfläche und schwimmen schnell ans Land. Blau vor Kälte, soweit es ihre schwarze Hautfarbe erlaubt, stehen sie zitternd und zähneklappernd bei achtzehn Grad Wärme, und stammeln „bakshish". Wir warfen ihnen zwei Rupien zu, und sie zeigten sich zufrieden. Es waren die ersten Eingeborenen, die nicht mehr wollten, als man ihnen gab, ja, die glücklich und vergnügt über das Empfangene schienen. Noch lange begleitete uns die schwarze Schar. Halblahme, Halbblinde, ganz kleine Kinder und ganz alte Leute wurden von dem Jubel erfaßt. Sie rannten lachend, schreiend und gestikulierend unserm Wagen nach, ohne zu betteln. Diese Zufriedenheit überraschte uns so sehr, daß sie zum Ereignis wurde.

Ein letzter Blick zurück auf das „Schloß am See" zeigte es uns in magischer Beleuchtung, umstrahlt und vergoldet von dem flammenden Glanz der scheidenden Sonne, die es für einen kurzen Augenblick wie in entschwundener, herr-

Digitized by Google

licher Pracht märchenhaft erschimmern ließ. — Viel Volk zu Fuß und zu Wagen zieht die Straße entlang, die Männer gehen Hand in Hand. Von den Affen und allem andern Getier ist nichts mehr zu sehen. Es war dunkel, als wir uns der Stadt näherten. In den Basars, wo die Verkaufsstände mit Petroleumlampen erhellt sind, wimmelt es von Menschen. Aus der weiten großen Ebene steigen Nebel und Fieberdünste auf. Man sieht alles wie durch einen Schleier, und wir treiben den Kutscher zu schnellerer Fahrt an.

Die Gegend von Ahmedabad gilt für äußerst ungesund. Bereits in Europa warnte man uns davor, hier zu übernachten, wo so mancher Reisende sich tödliches Fieber geholt haben soll. Ich kann es aber kaum glauben, daß der Aufenthalt noch immer so gefährlich ist, denn die Verhältnisse haben sich sehr gebessert. Das neue Stationsgebäude ist ein gut gebautes Steinhaus, die Zimmer liegen vorsichtigerweise einige Stufen über der Straße erhöht und haben fest verschließbare Fenster und Türen, man ist somit völlig gegen die heimtückische Nachtluft geschützt. Wir hätten übrigens hier gar nicht übernachten können, selbst wenn wir es gewollt hätten, denn alle, d. h. vier Betten, fanden wir durch Engländer, welche dem Durbar zuströmten, besetzt. — Das Dinner, obwohl es wieder unter dem Zeichen des Hammels stand, war nicht das schlechteste, was wir bisher durchgekostet hatten. Nach demselben vertrieben wir uns die Zeit mit Handeln und Kaufen. Händler mit den Erzeugnissen der Ahmedabader Manufaktur hatten sich auf dem Perron des Stationsgebäudes eingefunden. Ahmedabad ist nämlich eine der größten Handelsstädte Indiens und seiner Schmucksachen, Kupfer-, Silber- und Messingarbeiten wegen berühmt. Prachtvoll eingelegte Holzarbeiten werden mit ganz besonderer Geschicklichkeit ausgeführt, aus Sandel- und Ebenholz wundervolle Kasten und Tische hergestellt; auch fertigt man Elfenbeinschnitzereien, Brokate, gemusterte Sei-

Digitized by Google

denstoffe, Gold- und Silberspitzen. Leider hatten wir keine Zeit, uns alle diese Erzeugnisse in den Werkstätten anzusehen, und mußten uns damit begnügen, eine kurze Fahrt durch die Basare und über den großen Marktplatz zu machen, wo ein bedeutender Handel in Kaliko getrieben wurde, wenn man nach der großen Ansammlung von Menschen um ungeheure Mengen von Baumwollballen darauf schließen darf. — Abends neun Uhr Abfahrt von Ahmedabad.

12. Dezember. Die Nacht war nicht gut gewesen. Morgens um acht Uhr Ankunft in Abu Road, wo uns zwei Tongas erwarteten, die wir telegraphisch bestellt hatten. Die schmalspurigen Bahnen des Nordens (1 Meter gegenüber 1,60 der Südbahn) haben viel kleinere Coupés, als wir es bisher gewohnt waren, und zu dreien ist es empfindlich eng in denselben. Graf Lippe lag mit gewohnter Liebenswürdigkeit im oberen Bett, das aber diesmal nur an zwei Stricken befestigt war und sich bei jeder Kurve gefahrvoll zu mir herüberneigte, so daß ich immer in Todesangst war, er möge plötzlich herunterrollen.

Während ich morgens Toilette machte und nicht im Coupé anwesend war, suchte Alfred seine Krawatte, ärgerte sich, daß er sie nicht gleich fand, und warf in der Wut seine Matratze mit solcher Vehemenz in die Ecke, daß sie, statt liegen zu bleiben, durch das große Fenster hinausflog und nie wieder gesehen ward. — Tableau. — In Abu Road war Schmalhans Küchenmeister. Wir mußten zu unsern eigenen Vorräten greifen. Nach dem Frühstück bestiegen wir die beiden bereitstehenden Tongas (à zehn Rupien). Es sind dies Wagen mit zwei Rädern und zwei Pferden. Dieselben haben ein gewölbtes, farbiges Dach, breite Spritzleder, und man sitzt dos à dos nach vor- und rückwärts gewandt. Auf der Bergseite wird unser Handgepäck — sechzehn Stück, da wir die Koffer auf der Station ließen —

Digitized by Google

höchst geschickt aufgetürmt, und nun geht's dahin. Rechts auf dem Spritzleder steht ein Moslim barfuß in einem alten, roten Jagdfrack, den Turban auf dem Kopf. Alle Augenblicke muß der Kuli, der wie ein Affe behende ist, nebenherlaufen, damit die entgegenkommenden Wagen, Pferde und Menschen rechtzeitig ausweichen. In der zweiten Tonga folgt die Dienerschaft. Meine Aya sitzt neben dem Kutscher. „Joanna", wie sie als Christin getauft ist, trägt wieder den „Naturgürtel"; neckisch lugt der Nabel zwischen der Drapierung ihrer bunten Tücher hervor. Je feiner sie sich „anzieht", desto breiter wird diese „Dekolletage". — Seit die englische Regierung den Singhalesinnen die Bedeckung des Oberkörpers durch ein „Nachtjäckchen" befohlen hat, scheinen sie sich dadurch zu helfen, daß sie dasselbe so kurz wie möglich tragen und es um den Hals tief ausschneiden, damit ihre Reize doch einigermaßen sichtbar bleiben.

Den 4000 Fuß (1200 Meter) hohen Mount Abu hinan geht es auf herrlicher Straße in schlankem Trab in 4½ Stunden (sechzehn Meilen). Solange der Weg eben war, wurden alle vier, später alle zwei Meilen Pferde gewechselt. Graf Lippe sitzt neben dem Kutscher, der vor jeder Station ein Trompetensignal ertönen läßt, damit die Pferde bereit gehalten werden. Wir, d. h. Alfred und ich, schaukeln auf der nach rückwärts gerichteten Bank auf und nieder, den Blick in die weiter und weiter sich enthüllende Berglandschaft gerichtet. Der Weg führt durch sehr zerklüftete Felspartien. Die Vegetation macht einen nördlichen, winterlichen Eindruck. Nur an geschützten Stellen wachsen Palmen. In den Bäumen wiegen sich Affen und begleiten uns für ein paar Minuten mit ihren grotesken Sprüngen. Ein prachtvoller Adler läßt sich in Schußweite nieder. — Der Blick überfliegt endlose Lande. Auf den nahen Höhenzügen werden schneeweiße Gebäude sichtbar, Tempel, die man zu

Digitized by Google

Ehren des kürzlich hier gewesenen Vizekönigs weiß aufgetüncht hatte.

Er sollte wohl durch diese Geschmacklosigkeit überrascht und erfreut werden. An den verschiedenen Relaisstationen versuchte ich Aufnahmen zu machen, das Umspannen der Pferde geht jedoch so unglaublich fix vor sich, daß ich kaum Zeit fand, aus und in den Wagen zu krabbeln. An allen Stationen stehen einige Pferdepaare bereit, aber es ist wirklich jammervoll zu sehen, wie trotz des Tierkultus, dem der Hindu ergeben ist, seine angeborene fürchterliche Gleichgültigkeit siegt und er die armen Geschöpfe in sengendem Sonnenbrand stehen läßt, statt sie unter das nur zehn Schritt entfernte Palmdach zu führen, oder zu beobachten, wie er seine Rosse einen ganzen Tag ohne Futter läßt, sie immer wieder einspannt, auf sie einhaut, und nicht den geringsten Gewissensbiß fühlt, wenn sie vor Schwäche beinahe umfallen.

Die Landstraße ist sehr belebt und wird von den Eingeborenen, die meist nur mit Pfeil und Bogen bekleidet sind, stark begangen. Alles trägt hier Waffen. Die Leute sollen auch einen außergewöhnlich sicheren Schuß haben. Leoparden und Tiger sind in der Gegend nicht selten. Um elf Uhr hatten wir die Höhe erreicht. Wir sind von einer entzückenden Berglandschaft umgeben. — Mount Abu gilt als Erholungsheim für englische Offiziere und Beamte. Es erfreut sich einer herrlichen Luft, und wir fühlen uns nach all der Hitze auf einmal wie neu belebt. Wunderschöne, staublose, mit gelblichrotem Sand bestreute, breite Pfade verbinden die einzelnen Häuser. Diese Fußwege sind so breit wie Fahrstraßen, und doch darf nirgends geritten, noch gefahren werden. Wir mußten zwanzig Minuten vor dem Orte unsere Wagen verlassen und Rickshaws besteigen. Nun ging's, von drei Kulis gezogen und geschoben, in rasendem Galopp bergauf, bergab. Plötzlich halten wir vor



einem reizenden Bungalow, das von grünen Reben umrankt und mit farbigen Blüten bewachsen ist.

Natürlich hat das „Hotel Radjputana" nur ein Pärterre mit Dach. Wir finden gutes Unterkommen. Die Zimmer mit Toilette und Bad sind etwa sechs Meter hoch, sie haben, wie gewöhnlich, zerbrochene Fenster und nichtschließende Türen, aber alles ist reinlich und bequem mit Tischen, Schränken, Kommoden und Stühlen ausgestattet. Das Bett ist gut und mit tadellosem Moskitonetz umspannt. Wenn man sich einmal daran gewöhnt hat, seine Nächte sozusagen auf freiem Felde zuzubringen und sich nicht scheut, allerhand Getier, das da kreucht und fleucht, Quartier zu geben, so kann man hier sehr zufrieden sein. Es war das erste freundliche und trockene Zimmer ohne modrigen Geruch, das wir in Indien trafen, und wir fühlten uns darob ungemein behaglich. Aber obwohl hier alles sehr nett gehalten ist, gibt es, wie überall in Indien, keine Bedienung, und so, wie die Räume verlassen werden, bezieht sie der nachkommende Gast. Es werden vom Wirte aus keine Betten abgezogen, keine überzogen. Man muß alles bei sich haben, Kissen, Decken, Bettwäsche usw. Wie man hierzulande ohne Boy auskommen sollte, ist mir schwer verständlich; denn es wird im Hause kein Stiefel, kein Rock geputzt. Obwohl man keinerlei Bedienung im Hotel bemerkt, steht, wenn man abreist, doch immer ein Dutzend armselig aussehender Leute da, die sämtlich behaupten, etwas getan zu haben. Da ist der „sweeper", der Wasserträger, der Zimmerkehrer, der Zimmerabstauber, der Lampenanzünder usw., alle machen flehende Gesichter, aber nur der „sweeper", der Wasserträger und der Zimmerkehrer bekommen den üblichen Bakhschisch — zwei Annas à Person für die Nacht. Der „sweeper" allein verdient den Lohn. Er entstammt der niedrigsten Kaste und erfüllt die Pflichten des seligen „Nachtkönigs", wie man vor dreißig Jahren

Digitized by Google

in München die Gesellschaft nannte, die heutzutage durch die Kanalisation ersetzt ist.

Nachdem wir uns von dem Staub der Fahrt einigermaßen gereinigt hatten, gingen wir hinüber in das etwas höher gelegene Haupthaus, genossen dort einen kleinen, sehr sparsamen Lunch, hörten, daß zwei deutsche Prinzen sich zur Leopardenjagd hier aufhielten, und begaben uns dann zum größten Anziehungspunkt des Ortes, zu den berühmten, dem Jainkultus geweihten „Dilwarra-Tempeln“. Beide stammen aus dem 11. und 12. Jahrhundert. Der modernere ist bei weitem reicher ausgestattet und soll, was Ausführung des Details betrifft, ohnegleichen sein. Er hat zwanzig Millionen Mark gekostet, und sein Bau dauerte vierzehn Jahre. Der ältere erscheint, weil „einfacher und kühner“, einer der best erhaltenen Jaintempel frühester Zeit. Durch die hiesigen Tempel lernt man überhaupt die genaue Einteilung dieser Bauten kennen und sieht, zu welcher Vollkommenheit der indisch-maurische Stil gelangt ist, wozu man jedoch bemerken muß, daß nach europäischer Anschauung die Raumverhältnisse ungemein beschränkt und etwas drückend sind. Der von Europäern nicht recht verständnisvoll restaurierte Tempel macht im ganzen den Eindruck eines Prachtbaues. Er zeigt außerordentlich reiche, üppige Architektur. Hervorragend schön sind die Details, welche sich durch unendliche Feinheit auszeichnen, in deren vollendeter Ausführung das Charakteristische dieser Stilperiode liegt.

Die Phantasie ist wenig erfinderisch. Die Motive wiederholen sich immer wieder, aber die Durchbildung der zahllosen geschmückten Tore und Hallen, Türen und prachtvollen Decken, zeugt von erstaunlicher technischer Geschicklichkeit. — Den sehr engen Eingang zum Tempel hüten bärbeißige unfreundliche Wächter. Wir mußten, um uns dem Heiligtum nahen zu dürfen, die Stiefel ausziehen und den Rundgang in Galoschen machen. Mit Lederschuhen


Digitized by Google

angetan, findet man keinen Einlaß, weil alles, was von einem getöteten oder geschlachteten Tiere, besonders was von einem Rinde herrührt, „unrein" ist. In vielen Tempeln wird man von dem lästigen Schuhwechseln dispensiert, und nur der Führer markiert das Schuhausziehen dadurch, daß er seine Pantoffeln vor dem Tore stehen läßt.

Den Mittelpunkt dieses, wie aller brahmanischen Tempel bildet das Heiligtum, welches, von oben schwach beleuchtet, den Gott, der mit kreuzweise untereinander geschlagenen Beinen darinnen hockt, in mystischer Dämmerung birgt. Nur Jains dürfen diesen innersten Raum betreten, in den ein Portikus von achtundvierzig schlanken, leichten Säulen führt. Die hier verehrte Gottheit heißt Parsvanatha und gehört zu den Tirthangaras, den vierundzwanzig heiligen Männern, welche inkorporierten Buddhas entsprechen. Im Gegensatz zu den buddhistischen und brahmanischen, stets bekleideten Göttern werden die Jainidole immer ganz nackt dargestellt, tragen eingesetzte Glasaugen und Glasschmuck auf der Brust. Wohl bezugnehmend auf ihre nackten Götter haben die Jains eine nur „mit den vier Himmelsgegenden bekleidete" Sekte, die Nigranthas, ein drolliger Ausdruck, um völlige Nacktheit zu bezeichnen. Die „vier Himmelsgegenden" werden allerdings bloß während der Mahlzeiten angelegt. Ihr Tagewerk vollziehen die Mitglieder der Sekte nicht „luftbekleidet", sondern in bunten Gewändern.

Nach dieser Abschweifung zurück zum Dilwarratempel. Das Heiligtum desselben liegt in einem länglichen Hof. Eine doppelte Reihe Säulen läuft um denselben herum; sie bilden fünfundfünfzig kleine Zellen. Diese sind jedoch nicht von Mönchen bewohnt, sondern in jeder sitzt eine jener Figuren mit kreuzweise untereinandergeschlagenen Beinen, die wie Buddhas aussehen, aber eine 55fache Wiederholung des hier angebeteten Parsvanatha darstellen. Priester besorgen die Vermittlung zwischen den Gläubigen

Digitized by Google

und ihrem Gotte, treten zu ihm in die Nische, und tragen ihm gegen eine entsprechende Opferspende die Wünsche der Laien in geeigneter Form vor. Die sich ringsum ziehende Säulenhalle wirkt sehr reizvoll. Bei eingehender Betrachtung bemerkt man, daß jede Säule, jedes Kapitäl, jede kleine Kuppel, welche die einzelne Zelle überdacht, verschieden ausgeführt ist. Allerdings treten die verschiedenen figürlichen Darstellungen und Ornamente in bestimmter Reihenfolge immer wieder auf. Dem Heiligtum zugewandt, stehen an der Schmalseite des Hofes hinter einem durchbrochenen Marmorgitter, das feiner Filigranarbeit gleicht, zehn weiße Elefanten aus Marmor, als Inkarnation Vishnus. Dieser Raum darf so wenig, wie das Heiligtum selbst von Andersgläubigen betreten werden.

Der Manager unseres Hotels, ein Parse, dessen Schwester sich nach England verheiratet hat, war ein strebsamer, gefälliger junger Mann, der einzige bisher in Indien, der ein angebotenes Trinkgeld ablehnte. In liebenswürdiger Weise hatte er uns zum Tempel begleitet und die Führung nach dem Hotel zurück übernommen. An einer Biegung des Weges forderte er uns auf, zurückzuschauen. In seltsam strahlender Beleuchtung, wie ein Feenschloß, ragte das phantastische Gebäude aus tiefem Grün hervor. Alles flimmerte und glänzte in dem grellen Sonnenlicht. Ein paar schwere Wolken am Himmel steigerten den Reiz des poesievollen Bildes, das so klar und doch verschwimmend in der zitternden Luft schwebte. Auch dieser Tempel ist zu Ehren des „Vizekönigs“ weiß getüncht, was in der Nähe sehr stört, aber in der Entfernung den Zauber des Anblicks wesentlich erhöht.

Der Heimweg gestaltete sich ungemein anmutig. Die durch einzelne hohe Palmen eigentümlich charakterisierte Gebirgslandschaft gemahnt an jene des heiligen Landes, wie wir sie auf alten Bildern sehen. Die Reisfelder zeigen saftiges Grün. Einzelne Eingeborene waren auf dem Felde

Digitized by Google

beschäftigt, ihre Frucht zu bestellen. Vermummte Gestalten, die ihre dunkeln Mäntel weit über das Gesicht gezogen hatten, um sich vor der Sonne zu schützen, rissen Unkraut aus einem kleinen Acker. Weiße Ochsen mit ungeheuren, rot, grün oder golden bemalten Hörnern wandelten gemächlich ihre Runde und förderten zur Berieselung der Wiesen und Felder Wasser aus der Zisterne. Ein Mann schritt gelassen nebenher. — Alles dies belebt die Gegend, ohne den Eindruck der großen Ruhe, des tiefen Friedens, den sie ausströmt, zu stören.

Unser Parse ist ein wissensdurstiger Mensch, der verschiedene Sprachen des Ostens gelernt hat und hofft, einmal als Lehrer derselben nach England zu kommen. „Von der Welt" hat er aber keine Vorstellung, und meint „an unlettered man" (er hielt sich für sehr gebildet), würde das, was ich ihm erzählte, nicht glauben, nämlich: daß bei uns jedermann ein Zimmer, ein Bett hat; daß es Länder gibt, in denen die Sonne wochenlang nicht auf- und untergeht; daß man bei uns monatelang die Fenster nur zum Lüften aufmacht usw. Er meinte dann ganz kleinlaut „ja, dann gibt es vielleicht keine Tiger, die wild im Land herumlaufen; vielleicht keine Elefanten, die zahm durch die Straßen spazieren", und schien sehr überrascht, als ich dies verneinte. Dabei gehörte er gleichwohl zu den „Aufgeklärten", die in ihrem Testament verfügt haben, begraben, und nicht von den Geiern gefressen zu werden.

In das Bungalow zurückgekehrt, ruhten wir uns eine Stunde aus. Ich schlief seit langer Zeit zum erstenmal ruhig und angenehm, ohne alles Unbehagen, leider nur zu kurz, denn schon um halb fünf Uhr mußten wir wieder mobil sein, um den Sonnenuntergang auf dem „Sunset Point" nicht zu versäumen. Auf paradiesischem, rechts und links mit schönen Blumen bepflanztem Pfade gelangten wir zu den steilen Abhängen des Berges.

Digitized by Google

Mount Abu gehört zu der nördlich gelegenen Aravellikette. Er ist jedoch meilenweit von ihr getrennt und steigt wie eine Insel aus dem Ozean, einsam aus der indischen Ebene empor. Nach Westen fällt der Berg schroff ab. Auf dem äußersten Vorsprung, dem obengenannten „Sunset Point“ steht eine mächtige Felsenbank. Von hier schweift der Blick über die weiten Lande bis dorthin, wo die scheidende Sonne kupferglühend zum Erdenrande sinkt. Man blickt hinaus in die grenzenlose Ebene, die sich in weichen Wellen zum fernen purpurnen Horizont hinzieht. Klar und riesengroß wölbt sich der Himmel über der unendlichen, schweigenden Fläche, ein Anblick von überwältigender Schönheit. Der Sonnenuntergang, die Beleuchtung, der ganze Eindruck war von erhabener Größe. Feierlich gestimmt, traten wir den Heimweg an. Still träumerisch wandelten wir durch die in Mondlicht getauchte Landschaft. Es fiel uns schwer, wieder in die Wirklichkeit zurückzukehren.

Um halb acht Uhr wurde gespeist. Das „Dreß“ hatten wir nicht mit auf die Höhe genommen, versuchten aber, so gut es eben gehen wollte, uns für die deutschen Prinzen „fein“ zu machen. Die beiden jungen Leute, elegant „gedreßt“, saßen schon an der Tafel, als wir eintraten. Es war ein Blonder und ein Schwarzer. Der „Blonde“ mußte wohl der Prinz sein, weil der „Schwarze“ sich so ergeben benahm — aber der Blonde war Herr Rittergutsbesitzer G.... aus B...... und der Schwarze Herr Assessor J...... aus F..... im Elsaß.

13. Dezember. Morgenspaziergang zu dem reizenden Aussichtsturm an der Sommerresidenz des Maharadja von Jaipur. Von dem Pavillon einer hohen Terrasse des Palastes genießt man einen herrlichen Blick über „unsern“ Berg, über seine Seen, Hügel und Gärten und weit hinaus in die grenzenlosen Lande. Unter uns liegt ein künst-

Digitized by Google

licher See, der „Gem Lake“, in welchem große, ein bis zwei Meter lange Wasserschlangen hausen, die nicht giftig sind, aber unheimlich aussehen. Ueber den ganzen Berg dehnt sich der Dschungel; Panther, Tiger, Wildschweine finden sich häufig in ihm. Unser Parse erzählte, wie er kürzlich auf der Pantherjagd einem solchen so nahe kam, daß er das Funkeln seiner Augen im Gebüsche sah, aber den Schuß nicht wagte, weil es bereits zu dunkel war, und ein angeschossener Panther den Menschen unfehlbar annimmt.

Den kleinen „Gem Lake“ umgibt ringsum dichter Wald. Ein seltsam geformter Steinfelsen, der einer trauernden, verschleierten Frau gleicht, neigt sich wie in kniender Stellung über ihn.

Wie tags vorher, gingen wir durch den Ort nach dem Hotel zurück. Abends hatte der Basar mit seinen kleinen Läden, in denen helle Feuer brannten, bunt drapierte Gestalten rauchten und Betel kauten, malerisch ausgesehen, jetzt im grausamen Tageslicht erblickte man nur die elende Armut, die verzweifelte Dürftigkeit, in denen diese Menschen halb verhungert existieren — nein, vegetieren. Im Basar werden Pfeile, Bogen und Lanzen von erheblicher Größe, Messinggefäße, Tonkrüge und dergleichen feilgeboten. Wir kauften einen Becher mit dem in Hindostani eingravierten Spruch: „Dir soll der Trunk bekommen.“ Ein freundlicher Wunsch für diese, zu so trostlosem Dasein verdammte Bevölkerung, die von einer Natur umgeben ist, welche sie trotz harter Arbeit nicht ernährt, von Verhältnissen, die keinen Erwerbszweig bieten, durch den sich die Bergbewohner soviel verdienen könnten, um den Reis, ihre Hauptnahrung, in genügender Menge anzuschaffen. Ein Schatten war auf unsere gehobene Stimmung gefallen, und wir eilten, unsere Tongas zu besteigen, die uns wieder von Mount Abu abwärts bringen sollten.

Digitized by Google

Der Mensch denkt und Gott lenkt. Wir wurden sehr bestürzt, als wir erfuhren, daß keinerlei Fahrgelegenheit zu haben war, weil wir versäumt hatten, dieselbe gestern bei dem „stationmaster“ in Abu Road zu bestellen. Doch unsere Enttäuschung wandelte sich schnell in Befriedigung um. Wir waren froh ob dieser unerwarteten Ruhepause, sehr erfreut, in diesem ländlich stillen Ort auf frischer Bergeshöhe einen Tag länger verweilen zu können, wo die Raben nicht Tag und Nacht mit ihrem entsetzlich wilden Gekreisch die Luft erfüllen oder die Menschen toben und zetern, als steckten sie am Spieß. — Doch nur kurz sollte diese Freude sein. Unsere Behaglichkeit wurde bald gestört. Obwohl nicht erschöpft, hätte uns immerhin ein Tag der Ruhe nach all den Nachtfahrten wohl getan. Aber es stand anders in den Sternen geschrieben, und zum zweitenmal wurden unsere Pläne heute unerwartet durchkreuzt. Wir mußten fort, als wir uns eben ins Dableiben gefunden hatten. Eine größere Gesellschaft Engländer kam an, und wir sahen uns wohl oder übel gezwungen, ihre Rickshaws und Tongas zu benützen, sollten die Neuangekommenen Quartier finden. Sie bezogen unsere Zimmer, wir bestiegen ihre Tongas, und fort gings in toller Fahrt, der lachenden Ebene zu. Es war spät geworden, und es schien uns beinahe unmöglich, Abu Road vor Abgang des Zuges zu erreichen, doch setzten unsere Leute ihren Stolz darein, rechtzeitig einzutreffen. In Karriere ging's dahin. Auf jeder Station standen angeschirrte Relaispferde bereit. Im Handumdrehen wurde aus- und eingespannt. Alles eilte im Fluge vorbei: Landschaft, Berge, interessante, bewaffnete Gestalten, kreideweiß angestrichene Bettler am rauchenden Feuer, Affen, Wildsauen, Pfauen und tausend fremdartige Dinge, die uns bald alltäglich vorkamen und die wir kaum mehr bemerkten. Sonderbar geformte Felsen lagen zwischen dem Grün des Berges;

Digitized by Google

sie glichen Tieren. Ein Hase spitzte die Löffel, ein Hund lag auf dem Bauch und streckte die Hinterbeine von sich.

Wir kamen in Abu Road gerade recht zum Abgang des Mailtrains und trafen wieder den in Indien über alle Begriffe entgegenkommenden Eisenbahnvorstand, der, trotzdem ihm die strikte Order geworden war, vor dem zehnten Januar, bis nach dem Durbar, keine Coupés mehr zu reservieren, es möglich machte, uns eines für drei Personen zu verschaffen. Mit unsern sechzehn Stück Handgepäck im Wagen untergebracht, waren wir heute zum erstenmal wirklich gezwungen, den Frühstückskorb zu benützen, um das ausgefallene Tiffin nachzuholen, wobei der englische Kuchen, den uns der aufmerksame Parse von Mount Abu hatte backen lassen, die pièce de résistance bildete, während Tee und Pflaumen die Beilage abgaben.

Den Speisekorb zu öffnen, bedeutete für mich einen ungeheuren Entschluß. Mit der Annehmlichkeit, nicht hungern zu müssen, verband sich eben die Unannehmlichkeit, den Korb wieder in Ordnung zu bringen, die Tassen, Teller und Bestecke zu spülen, da eine so „feine" Arbeit weder dem Boy noch der Aya überlassen werden konnte. Bei der bisher unerträglichen Hitze wurde jede Bewegung zur Anstrengung, und was nicht unbedingt notwendig, unterließ man lieber, um sich nicht noch mehr zu echauffieren. Eine eigentümliche Erscheinung bringt die Hitze mit sich. Man liegt abends todmüde im Bett, sehnt sich nach Schlaf, aber es ist unmöglich, ihn zu finden, ehe nicht ein Zustand plötzlichen, furchtbaren Transpirierens eingetreten ist. Er beruhigt in hohem Grad, man fühlt nach demselben wohltuende Erschöpfung und schläft auf solch römisch-irisches Dampfbad unmittelbar ein. Bleibt diese abendliche Erschlaffung einmal aus, dann ist man sicher nicht wohl, man wirft sich die ganze Nacht verzweifelt hin und her, und nur ein Whisky mit Soda kann helfen.

Digitized by Google

Die Gegend, welche der Zug durchfährt, erscheint flach und monoton. Kaum etwas anderes ist zu sehen, als die stets überfüllten Bahnhöfe mit ihren abenteuerlich bekleideten Eingeborenen, die, eingewickelt in ihre bunten Steppdecken, wie wandelnde Betten aussehen.

Um halb acht Uhr war Dinner im Speisewagen, aber was für eines? Der Himmel sei meinem armen Magen gnädig und schütze mich vor dergleichen „Extravaganzen".

14. Dezember. Wir kommen bei stockfinsterer Nacht um fünf Uhr früh in Jaipur an und sind freudig überrascht, einen bequemen roten Landauer zu unserm Empfang an der Station bereit zu finden. Im Hotel „Kaiser-i-Hind" wälzte sich uns ein ungeheurer, in eine geblümte Steppdecke gehüllter Klumpen keuchend entgegen! Es war der Wirt, der asthmatisch und fettsüchtig, aber aufmerksam und eifrig um unser Wohl besorgt ist. Zum Empfang lodert ein lustiges Feuer im Kamin des Zimmers und macht den kahlen Raum beinahe gemütlich. Die Türen sind wieder defekt, es fehlen sogar die Handgriffe, und wollte man sie schließen, so mußte man die Finger durch ein Astloch stecken. Wir legten uns gleich nach der Ankunft zu Bett und schliefen bis neun Uhr. Gegen elf Uhr fuhren wir zu Mr. Jacobson, der uns ein gedrucktes Formular über die Sehenswürdigkeiten der Stadt gab. Der arme Mann ist jetzt während des Durbar so überlaufen, daß eine schriftliche Aufstellung zu zeitraubend wäre und er alle Auskünfte für die ihm empfohlenen Fremden in Druck bereit hält. Doktor Jacobsons Bungalow war mir sehr interessant; die ganze Einrichtung ist so verschieden von der unserer Landhäuser, und ich freue mich, dieses luftige, dämmerige, indische Gartenheim kennen gelernt zu haben.

Wir hatten wieder unsern eleganten roten Wagen zur Verfügung. Man wird hier immer von drei Mann begleitet, einem Kutscher, einem Führer und einem Läufer.

Digitized by Google

Letzterer rennt meist in unglaublichem Tempo voraus. Mit einem weißen Tuch und dem nötigen Geschrei macht er die Bahn frei. Besonders in der Nähe der Tore und in den engen Gassen rast er mit besonderem Eifer, den Fußgängern und den Kulis, die sich wegen der ungeheuren Lasten, welche sie auf dem Kopfe tragen, nicht umwenden können, einzeln zurufend, nach welcher Seite sie auszuweichen haben. Die Stadt mit ihren 230 000 Einwohnern wird von einer Hügelkette umgeben, die nach Süden offen und ganz mit Verteidigungsbauten besetzt ist. Das stattliche „Tigerfort" bildet den Abschluß des Bergrückens.

Jaipur ist die Hauptstadt von Rajputana. Eine rosarote, gezackte Mauer mit sieben Toren schließt sie ein. „Swai Jai Sing", ein wegen seiner Gelehrsamkeit als Astronom und Mathematiker berühmter Maharadja, begründete die neue Residenz im Jahre 1728. Die alte, fünf Meilen von Jaipur entfernt am Bergabhang liegende Residenz Ambèr wurde astrologischer Gründe halber von ihm verlassen.

Betritt man Jaipur durch das festungsartige Tor, so fühlt man sich für einen Augenblick wie verzaubert! — Rosa — ringsum alles rosa! Rosa Häuser, rosa Tempel, rosa Paläste! Rosa die ganze Stadt. Nur die Fenster sind weiß eingerahmt und die Fassaden mit weißen Blumensträußen verziert. Wie so ganz anders ist dieser, wohl durch die Laune eines Maharadja rosa getönte Fürstensitz, als das, was wir bisher gesehen. Italienische Architekten sollen die Erbauer sein. Ist man schon überrascht durch die wie in Himbeersauce getauchten Gebäude, so erstaunt man nicht minder über die weiten, breiten, belebten Straßen, die sich zwischen den Häusern hinziehen. Das barockste Architekturwerk in Jaipur, dessen Plan von Jai Sing persönlich entworfen wurde, ist der Hawa Mahal — der Windpalast —, dessen schwindelhaft hohe, fünf-

Digitized by Google

stöckige Front mit sechzig Erkern, acht Dachkiosken und Ecktürmchen, die wie kleine Pyramiden aussehen, an der Hauptstraße liegt. Dieser originelle Palast gehört zur Residenz des Maharadja, die eine Stadt im kleinen darstellt.

Den Mittelpunkt bildet der „Chandra Mahal" (sprich Tschandra Mahal), den man, weil bewohnt, nicht besichtigen kann. Es ist ein siebenstöckiger Bau, der die Gärten überragt und von seinem Aussichtsturm einen schönen Blick in die weitere Umgebung der Stadt bietet. Hier zu ebener Erde befindet sich der Divan-i-Khas, die private Empfangshalle, welche einen einfachen und vornehmen Eindruck macht. In der Nähe ist der Divan-i-Am, die öffentliche Empfangshalle; ein großer Raum, in welchem schöne Säulen eine geschmacklose Decke tragen. Ein prachtvolles Tor aus edelm Gestein und Goldbronze, das nur der Maharadja durchschreitet, führt in diesen öffentlichen Audienzsaal. Reiche Darstellungen aus der indischen Götterlehre bedecken die Torflügel, Blumen und Tiere zieren deren Einfassung. Die Gebäude und Räume sind mit durchbrochener Arbeit aus Marmor und Stuck, wie mit Malereien, reich geschmückt, aber geradezu ärmlich erscheint das europäische Mobiliar.

Neben dem Chandra Mahal liegen die Häuser der Hofbediensteten und der Frauenbau — der Zenana, der mehr als tausend Frauen birgt und nur einen kleinen Flügel des Riesenpalastes bildet, — ferner das berühmte Observatorium — Jantra — von Sing II. erbaut, das mit seinen von diesem Herrscher erfundenen und gezeichneten phantastischen Instrumenten unter freiem Himmel steht und dem Verfall preisgegeben ist.

Nun folgte der Besuch des Marstalls, der an die Rückseite des „Windpalastes" anstößt. Seine Fenster, von denen aus die Damen des Maharadja den Reitkünsten der Herren zuschauen, beherrschen den Hof. Die Pferdeställe sind sehr weitläufig angelegt und ziehen sich als

Digitized by Google

offene, schmale Halle rings um diesen Platz, auf dem die Pferde eingeritten oder eingefahren oder an Longen bewegt werden. Auf glänzend gezäumten Rennern halten malerisch gekleidete Hindus vor der Palastpforte; neben einem eleganten Kiosk stehen acht bis zehn prächtig aufgeschirrte Tiere für die Hofkavaliere bereit. Das Pferdematerial ist mittelmäßig, aber auf den Glanz hergerichtet. Der Platz selbst macht den Eindruck eines Zirkus vor eben beginnender Produktion. Die Tiere stehen in ihren luftigen Stallungen ohne Zwischenwand nebeneinander, scheinen sich nicht niederlegen zu können und sind höchst seltsam gefesselt. Während die Hinterfüße durch einen langen Strick an vier bis fünf Meter nach rückwärts in den Boden eingelassenen Steinen angebunden sind, werden die Vorderfüße durch Pflöcke festgehalten. An der Längswand über jedem Pferd befindet sich ein großes Loch, die Schlafstelle des Wärters.

In nur von Gestrüpp umzäunten Vierecken, den sogenannten Elefantenställen, haben ein paar riesige Prachtexemplare dieser Dickhäuter Unterkunft gefunden.

Außer den Gebäuden gehören noch große Gärten und Anlagen zum Palast. Zusammen mit diesen nimmt er ein Siebentel der ganzen Ausdehnung der Stadt ein. Von dem Chandra Mahal ziehen sich langgestreckte Wasserwege mit zahllosen graziösen Springbrunnen und schönen Gaskandelabern hin. Neben diesen flachen Becken führen Fußpfade in gerader Linie zu dem Krokodilteich. Beleuchtet und bewässert, muß die Anlage reich und blendend wirken, in ihrem gegenwärtigen Zustand machte alles einen recht trübseligen Eindruck. Im Tank leben sechzehn mächtige Alligatoren. Der Lockruf des Wächters erklingt. Unter der grün überzogenen Wasserfläche gleiten, ohne diese zu bewegen, die riesigen Tiere dem Ufer zu. Eines der Ungeheuer kriecht wie Fafner mühsam ein paar Stufen die Treppe herauf und liegt dort erschöpft und schwerfällig,

Digitized by Google

ab und zu das scheußliche, große, fast zungenlose Taschenmaul öffnend, um das an einer Schnur baumelnde Fleisch zu erhaschen, das ihm aber selbst dann wieder entrissen wird, wenn es schon tief im Rachen verschwunden scheint. Früher sollen die Krokodile hier und da mit ausrangierten Haremsdamen des Maharadjas gefüttert worden sein. — Mein Standpunkt befand sich nur wenige Stufen von dem grauenhaften Tiere entfernt. Ich fühlte mich wie gelähmt und konnte die Zwangsvorstellung nicht los werden, zu rutschen — in den Teich zu stürzen — verschlungen zu werden. Die Tiere waren so nah, streckten so gierig und lüstern nach Fraß die abschreckenden Köpfe aus dem grünen moorigen Wasser! Die Treppe war so eng! Es war eine gräßliche Situation — aber die Neugierde siegte über die Furcht.

Durch die Anlagen gingen wir langsam zurück. Ein Gärtner brachte mir armselige, kleine Blüten und glaubte, damit eine Kostbarkeit zu bieten. Blumen sind in diesem wasserarmen, heißen Land selten, und vielleicht hat man deshalb all die Häuser mit den gemalten Guirlanden und Sträußen geschmückt, die so anmutig und festlich die Fassaden bekränzen.

Durch stille, scheinbar verlassene Gärten gelangten wir wieder in das dichte Gewühl der Stadt. Geradezu betäubt standen wir in dem bunten Gedränge, das auf und ab über Platz und Straßen wogte. Laden reiht sich an Laden; vor ihnen wird ein geräumiger Weg für die Kauflustigen freigehalten. Dann folgt eine zweite Reihe von Händlern, die ihre Ware anpreisend, zu Hunderten auf dem Boden hocken. In der Mitte der Straße bewegt sich eine drängende Menge, eine sich stauende Menschenfülle: Reiter in weißen Gewändern auf stolzen Rennern, Kavaliere in glitzerndem Waffenschmuck; Frauen in langen, gelben, roten und schwarzen Umhüllungen, Karren mit Ochsen bespannt, deren Hörner lustig gefärbt oder ver-

Digitized by Google

goldet sind, alles drängt und schafft sich Raum. Kamele schwanken hochbeladen durch den Menschenknäuel. Ein kleiner Haremswagen mit leichten Säulen, auf denen ein graziöses Dach ruht, windet sich mit herabgelassenen Vorhängen, hinter denen eine Schöne vorsichtig herauslugt, langsam durch das Gewühl. Ungeheure Elefanten mit prächtigen Howdas (Pavillons) überragen riesengroß alles ringsum. Sie stampfen mit wuchtigen Schritten daher und schwingen ihren mächtigen Rüssel wie suchend über die Köpfe der Menge. Dromedare, auf denen zwei Reiter hintereinander kauern, drücken sich vorsichtig durch das Gewühl. Nackte Fakire, ganz mit Asche überzogen, schieben sich bettelnd durch das Menschengewoge. Und all dies so unbeschreiblich Fremdartige spielt sich auf rosafarbenem Hintergrund ab. Man steht und starrt und fragt sich zweifelnd, ob, was man hier sieht, auch alles Wirklichkeit und kein Traum sei!

Unglaubliche Mengen von Tauben bevölkern Dächer und Plätze. Hier vor uns steht ein Zebuochse, umgeben von einem dichten Kranz dieser zierlichen Vögel, die aufgeregt girren, geschäftig hin und her trippeln und ungeduldig auf seine „Gabe" warten. Aber vor dem Schnabel wird sie ihnen weggeschnappt. In allen Ecken und Enden lauern Weiber und Kinder auf eben dasselbe, das sie erfassen, mit Hast kneten, zu runden Fladen formen und zum Trocknen an ihre Häuser kleben, wodurch diese wie mit „Bierfilzeln" garniert aussehen. Der Mist ist eben das einzige Brennmaterial der Armen.

Ueber die Dächer huschen Affen hin und her. Auf dem Gesims eines Tempels sahen wir Tauben, Geier und Adler friedlich nebeneinander sitzen, wie es denn auch höchst überraschend wirkt, daß der Geier zwischen Hühnern, Enten und Gänsen gemütlich im Hof sein Futter pickt. — Ich brauche wohl nicht weiter zu versichern, daß sich in Jaipur der Charakter des Volkslebens in ungeschminkter Alter-

Digitized by Google

tümlichkeit erhalten hat. Die Rajputen, wie sich die hiesige Bevölkerung nennt, bestehen hauptsächlich aus Hindus; auch der Maharadja gehört dem brahmanischen Glauben an, und nur verhältnismäßig wenig Mohammedaner sind hier ansässig. Die Provinz Rajputana steht im gleichen Verhältnis zu England, wie Haiderabad; sie hat ihr eigenes Geld und ihre eigene Post. Mit beiden macht seine Hoheit, der Maharadja Madar Singh, ein gutes Geschäft, wie mir der edle Herr denn überhaupt sehr praktisch vorkommt und selbst aus der scheinbaren Höflichkeit, mit welcher er seine Elefanten den Fremden zur Verfügung stellt, seinen Vorteil zu ziehen weiß. Von Europäern sah ich in der Stadt keinen einzigen, obwohl eine größere Anzahl vor den Toren wohnt.

Durch enge, dunkle Gassen, wo Menschen wie Ameisen wimmeln, fuhren wir zu Zoroaster, dem „Bernheimer“ von Jaipur, nur daß das meiste, was Herr Zoroaster verkauft, auch in seinen Werkstätten angefertigt wird. In einem schmalen Gäßchen hielt unser Wagen vor einem finsteren Torweg, aus dem gleich ein paar malerische Gestalten hervorsprangen, um uns beim Aussteigen behilflich zu sein. Wir traten in einen weiten Hof, in dem ringsum in einer Säulenhalle Handwerker saßen, die merkwürdige Gefäße, Leuchter, Weltkugeln, Schlangen, Kästchen und Kistchen in Kupfer und Messing ausführten. Vor großen Rahmen hockten Männer, mit Anfertigung komplizierter Goldstickereien beschäftigt. Andere kauerten vor prächtigen Teppichmustern, die sie mit geschickten Fingern flink und emsig zu knüpfen wußten. Oben im ersten Stock befand sich das Verkaufslokal. Wir machten eine Reihe von Einkäufen, erhoben Geld, denn der Chef des Hauses ist auch Vertreter von Cook, und wurden von ihm sodann zu einem echt indischen Tiffin eingeladen.

Noch interessanter als das Warenhaus, ist der Besuch der durch den regierenden Fürsten gegründeten „school

Digitized by Google

of art", welche alle Branchen des Kunsthandwerks vertritt. Da wir durch Mr. Jacobson an den Direktor der Kunstschule empfohlen waren, begegnete uns dieser mit besonderer Liebenswürdigkeit und geleitete uns durch den weitverzweigten Bau seines Instituts. Auf den Schulbänken sitzen Knaben, Jünglinge, Männer, Greise. Alle sollen nach verhältnismäßig kurzer Lehrzeit einen ihrer Fertigkeit entsprechenden Arbeitslohn erhalten. Ohne maschinelle Unterstützung werden sämtliche Gegenstände nur mit den primitivsten Werkzeugen hergestellt, sind daher in des Wortes vollster Bedeutung als „Handarbeit" zu bezeichnen. Unter den zum Verkauf ausgestellten Objekten befinden sich viele von künstlerischem Wert, die sich auch höchster Anerkennung seitens der Europäer erfreuen.

15. Dezember. Die Nacht war gut, soweit es ein furchtbar hustender Nachbar und das grollende Schnarchen des asthmatischen Wirtes erlaubte. — Ratten und Mäuse, Eidechsen und Eichhörnchen, mächtige Spinnen nebst winzigen Ameisen, Käfern, Vögeln und Flattertieren in meinem Schlafzimmer zu begrüßen, hatte ich mich gewöhnt, aber — Feldhühner dort zu finden, dachte ich nicht. Ich war daher sehr überrascht, als mir beim Verlassen des Bades heute morgen ein Rebhuhn zwischen die Füße lief.

Auf acht Uhr hatten wir uns den Wagen nach Ambèr, der alten Hauptstadt von Rajputana bestellt. Auf dieser Fahrt sahen wir erst so recht, wie reizend Jaipur liegt, umgeben von Bergen, die, mit Forts gekrönt, von ehemaliger Kraft und Macht erzählen. Die Straße führt durch wahre Kakteenwälder, welche von Resten alter Begräbnisstätten und verfallener Paläste unterbrochen sind, deren feingliederige Kioske ungemein reizend wirken. Zur Seite des Weges huschen Eichhörnchen, Affen und farbige Vögel. Pfauen promenieren gemessenen Schrittes über die Landstraße. Derselben entlang treiben Eingeborene ihre fleißi-

Digitized by Google

gen, kleinen Eselchen, die beinahe nicht größer als Ziegen, aber bepackt wie Kamele sind.

Im Sattel des Bergrückens liegt Ambèr vor uns. Etwa dreiviertel Stunden vor demselben besteigen wir einen über die Maßen großen Elefanten. Ich hatte mir ein solches Erlebnis seit langem in meiner Phantasie ausgemalt. Schon in Europa lockte mich die Vorstellung eines Elefantenrittes. Aber ach, wie anders war die Wirklichkeit! Bereits als ich mich dem ungeheueren Tiere näherte, dessen Kniekehlen ich kaum erreichte, wurde mir sehr kleinmütig ums Herz. Ich unterdrückte meine Furcht, und als die Treppe an das Ungetüm angelegt war, welches sich zuerst vorsichtig auf seine Knie, dann auf seine Hinterbeine niedergelassen hatte, stieg ich scheinbar kühn hinauf, obwohl ich viel darum gegeben hätte, wäre mir dies „Vergnügen" erspart geblieben. Es half jedoch kein Zaudern, denn es hieß, der Elefant läge nicht gerne in dieser Position, und so eilte ich hinauf. Welch ein Sitz! Hart und unbequem, schien er mir auch nicht sicher. Die Bank, auf der die Füße standen, schwang sich an zwei Stricken hin und her; die Eisenstange, welche die beiden Seitenlehnen der Sitzgelegenheit verband, war nicht mehr fest und wackelte in den Angeln — und dazu diese Höhe, diese entsetzliche Höhe! Ich werde nie den Augenblick vergessen, in dem sich der Riese aufrichtete und ich mit einem Gefühl emporfuhr, als flöge ich ins Leere. Der furchtbare Ruck war atemraubend. Wie im Krampf saß ich auf dem Schaukelstuhl. Menschen, Kamele und Bäume erschienen mir zwerghaft aus dieser Vogelperspektive. Ich klammerte mich ans Geländer, während Graf Lippe behauptete, seekrank zu werden, und sichtlich erblaßte. Alfred aber fand — wie ich nicht anders glauben kann, aus purer Bosheit — den Zustand herrlich, und forderte mich immerwährend auf, um mich zu sehen.

Jawohl, umsehen! — Krampf war alles an mir: Sitz, Blick und Gedanke. Ich hatte nur einen: „wie kommst

Digitized by Google

du auf die wahnsinnige Idee, einen Elefanten reiten zu wollen". Diese langsame Bewegung, dieses Wogen und Stoßen (man meint, nicht von der Stelle zu kommen, und doch sind die langen Schritte des gewaltigen Tieres so groß, daß alles hinter ihm zurückbleibt) machte mich so nervös, daß ich am liebsten abgestiegen wäre, hätte ich mich nicht geschämt. Als nun gar der Treiber (Mahout), der dicht hinter dem Ohr des Elefanten sitzt, mit einer Art kurzstieligen Lanze in die Fontanelle, die einzig empfindliche Stelle am Körepr des gewaltigen Tieres, stoßen wollte, um es zu einem kleinen Galopp zu animieren, schrie ich verzweifelt auf. Der nebenan sitzende Führer wollte mich über alles, was ich sehen sollte, belehren, aber seine laute, knarrende Stimme, mit der er Unverständliches mit englischem Tonfall dozierte, war unerträglich. — Im Hof des malerisch gelegenen Palastes war ich so glücklich, den Elefanten verlassen zu können, für dessen Benutzung wir zwanzig Rupien erlegen mußten!

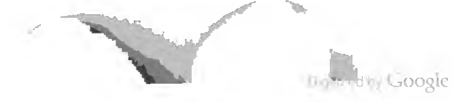
Das Schloß Ambèr beherrscht seiner hohen Lage wegen die ganze Gegend, und dieses herrlichen Blickes halber darf der Ausflug nicht versäumt werden. Vom Hofe aus steigen wir eine steile Treppe hinan und befinden uns dann in einer säulengetragenen Halle mit prachtvoller Fernsicht. Gerade gegenüber liegt das „berühmte Tor", das auf uns aber keinen bedeutenden Eindruck machte. Im Palast selbst befinden sich unzählige Gemächer und Empfangsräume. Einzelne sind durch wie in Filigran gearbeitete Marmorfenster getrennt, hinter denen die Frauen den Festlichkeiten beiwohnen. Den Stolz des Führers bildeten die mit Spiegelstückchen eingelegten Wände eines Zimmers. Er bewegte seine Hände hin und her und als sie sich millionenmal wiederspiegelten, erschien ihm das höchst seltsam und bewunderungswürdig. Ueberall wurden uns die Spiegel als besondere Kostbarkeiten gezeigt.

Digitized by Google

Der Palast ist ein Labyrinth, und wir mußten ihn in seiner ganzen Weitläufigkeit vom Keller, wo die Frauenbäder liegen, angefangen, bis hinauf zu den obersten Stockwerken treppauf, treppab durchklettern. In der höchsten Etage überraschte uns ein Garten mit großen, schattigen Bäumen und duftenden Orangen. Dann wurden wir durch das fensterlose Privateßzimmer eines seit langem höchst selig schlummernden Maharadja geführt, das aber viel mehr einem lochähnlichen Gefängnis als einem „Speisezimmer" gleicht.

Jetzt betraten wir die Zenanas, die Frauengemächer. Durch Marmor und Stuckfenster, deren feine Arbeit uns entzückt, blicken wir auf den mit alten Bäumen bepflanzten Hof hinab, wo im Schatten unsere Elefanten zwischen Eseln, Pferden und farbenprächtig drapierten Hindus standen. Als ganz besonderen Genuß erachten es die indischen Frauen, durch bunte Gläser in die Welt schauen zu dürfen, und das Zimmer, welches die schönste Aussicht bot, hatte rote, gelbe und grüne Fensterscheiben, aber so klein, daß man daran den Wert des Glases ermessen konnte. In allen Frauengemächern liegen auf dem Boden dicke Steppdecken ausgebreitet, die, mit Teppichen belegt, ihre Sitzgelegenheit abgeben.

Nach endlosen, ermüdenden Kreuz- und Quergängen — im Tempel der Durga war eben der blutdürstigen Göttin die übliche Ziege geopfert worden — kamen wir schließlich wieder auf den weiten Platz, wo unser Elefant wartete, und jene des Maharadja, die bereits Toilette gemacht hatten, herumstanden oder langsam auf und ab spazierten. In den Ställen des Schlosses stehen siebzig außergewöhnlich große Exemplare, die sich einer besonders sorgfältigen Pflege erfreuen. Alltäglich nehmen sie im nahen Teich ein Bad, um erst mit Schruppern abgebürstet, dann vom Kopf bis zum Schweifende mit Ruß geschwärzt und darauf von einem eigens hierzu angestellten „Künstler" mit weißer Farbe stil-



Digitized by Google

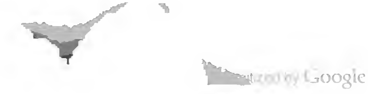
voll bemalt zu werden. So liebevoll geschminkt, beginnen sie ihre Tagespflichten. — Hier oben trafen wir unsere „deutschen Prinzen" aus Mount Abu wieder, die ohne jeden Jagderfolg geblieben waren, da sie sich nicht weit genug in die ungesunden, fieberschwangeren Dschungel hinein gewagt hatten.

Unser Elefant war durch den Führer vorausgeschickt worden, weil wir vorzogen, den steilsten Teil des Berges zu Fuß hinab zu gehen. Auf der Chaussee angekommen, bestiegen Alfred, ich und der Führer das Ungeheuer, während Graf Lippe einen nochmaligen Ritt verschmähte.

Zum Tiffin waren wir wieder zu Hause. Monotone Musik begleitete das Essen — auf einer einzigen Saite spielte ein Mann: „Heil dir im Siegerkranz". — Das Hotel schließt einen kleinen Hof ein, den ein Säulengang umgibt, auf welchen alle Zimmer des Parterre münden. In diesem Hof produzierten sich nach dem Tiffin lärmende Akrobaten. Abgerichtete Papageien zeigten ihre Geschicklichkeit, und ein Zigeuner aus Südindien führte ungemein gewandt Taschenspielerkünste aus, obgleich er taschenlos, d. h. nahezu nackt war. Ein dreistes Mungo griff eine Cobra herzhaft an, und es war aufregend zu sehen, wie die Schlange des Taschenspielers plötzlich lebendige Junge bekam, die ebenso schnell verschwanden, wie sie gekommen waren. Später besuchten wir die „Albert-Hall", in der das alle Gebiete der Kunst und Industrie umfassende Landesmuseum untergebracht ist. Das pomphaft in Marmor und Gold ausgeführte glanzvolle Gebäude liegt im Ram-neras, dem großen, durch den Maharadja geschaffenen öffentlichen Park, auf dessen Erhaltung der Fürst jährlich 70 000 Rupien verwendet. In der Nähe werden prachtvolle Tiger in großen Käfigen gehalten. Sie sind erst kurze Zeit gefangen und noch ganz im Besitz ihrer ursprünglichen Wildheit. Unter ihnen befinden sich ein paar Königstiger, sogenannte men-killers, von denen man genau die Zahl ihrer Menschenopfer zu kennen behauptet.

Digitized by Google

Heute kamen Baron und Baronin Gemmingen an. Baron Gemmingen spricht nicht gerne englisch, er wettert lieber auf gut deutsch und versetzt die Eingeborenen hierdurch in geradezu tödlichen Schrecken. So auch diesen Abend, als wir uns zusammen zu den „Noatschmädchen" — den Tänzerinnen und Freudenmädchen, der Hindus — begaben. Wir fuhren in zwei Wagen; während wir das flottere Gespann hatten, besaßen Baron Gemmigens den ehrgeizigeren Kutscher. Dieser trieb seine Pferde sogleich zu einem scharfen Trab an, der bald in tollen Galopp ausartete, was unsern Rosselenker nicht gleichgültig ließ und ihn zum nämlichen Tempo veranlaßte. Ein wildes Wettrennen begann. Ich hörte Baron Gemmingen Halt gebieten, sah ihn voll Erregung mit dem Stock um den Kopf des Kutschers fuchteln! Dies war das Zeichen zu noch tollerer Fahrt. Der Mann hatte die Bewegung mißverstanden, peitschte mit allen Kräften auf die Pferde los, glaubte uns vorkommen zu sollen, statt zu halten. Die Straße wurde abschüssig, die Geschwindigkeit der Fahrt nahm rasend zu, ich rufe „halten", Alfred schreit: „Ruhe", Graf Lippe schweigt. Der Führer reißt unserm Kutscher die Zügel aus der Hand und bringt das Gespann zum Stehen. Baron Gemmingen hatte den seinigen am Kragen gefaßt, eine Sprache, die der Mann verstand, und anhielt. — Wir wechselten die Plätze, die Baronin setzte sich zu uns, und Alfred zu Baron Gemmingen. Aber des Barons Gemüt hatte sich noch nicht beruhigt, zornig drohte er wieder mit dem Stock, und der Kutscher mußte wohl glauben, daß ein neues Strafgericht über ihn losbrechen werde, denn nun geschah etwas Außerordentliches: Der Bock war plötzlich leer — der Kutscher verschwunden — er saß unten auf der Deichsel und unsichtbar, unerreichbar für Gemmingens züchtigenden Arm, hieb er von da unten auf die Gäule ein. Von neuem ging eine wilde Hetze los. — Sprachlos steht der Baron vor dem leeren Sitz. — Glücklicherweise waren wir dem


Digitized by Google

Ziel unserer Fahrt ganz nahe. Es ist ein Wunder, daß nichts passierte, denn bei dem schlechten Geschirr der Pferde und der Baufälligkeit des Wagens war jedes Unglück möglich.

Wir fuhren durch das Tor in die Stadt, die trotz der vielgerühmten Gasbeleuchtung nicht heller als andere mit Petroleum oder Oel beleuchtete Städte ist. Gleich hinter demselben hielten wir an einem finsteren Platz mit dunkeln Bäumen und noch dunkleren Flecken darauf. In die Nacht vordringend, stolperten wir über Zebuochsen, strauchelten über Undefinierbares, und standen nach einigem Tasten vor einem geöffneten Tore, das in neue Dunkelheit führte. Nun tappten wir uns durch einen engen Hof, wo auf einer schmalen, steilen Treppe ohne Geländer eine trübe Laterne brannte. Diese halsbrecherische Leiter hinaufsteigend, befanden wir uns abermals im Finstern. Aber da wir einen Ausblick auf beleuchtete Straßen hatten, glaubten wir uns auf dem Dach irgend eines Hauses. Schatten schlichen lautlos an uns vorbei, und wir hatten das Gefühl, in einer Räuberhöhle gefangen zu sein, deren Pforte sich hinter uns für immer geschlossen. Sehr erfreut waren wir deshalb durch das Erscheinen unseres in einen gesteppten, blumigen Rock gekleideten Führers, welcher, mit einem langen Stock bewaffnet, uns mit grinsendem Lächeln aufforderte, ihm zu folgen. Wir schritten in die Nacht weiter und kamen über einen schmalen Dachweg in eine offene Halle, in der ein paar rauchende Petroleumlampen sehr übeln Geruch verbreiteten. An dem äußersten Ende dieses „Tanzsaales" waren vier Stühle und ein kleines Sofa aufgestellt, auf das wir uns zaudernd niederließen. Hexenartige Figuren huschten über den mit weißen Laken überspannten Fußboden, jedes Stäubchen vorsichtig entfernend, als ob die Sylphiden darüber straucheln könnten. Ein halbnacktes, altes Weib hockte in einer dunkeln Ecke. Das Gespenst war die Mutter der Tänzerinnen. Sie kauerte regungslos im

Digitized by Google

Winkel; nur das lauernd auf uns gerichtete Auge verriet Leben, denn ihr fiel das Geld zu, das wir für den Tanz zu zahlen hatten. Am andern Ende des sogenannten Saales, uns gegenüber, saß die Musik — zwei Streichinstrumente, eine große und zwei kleine Trommeln — auf ihren „Fersen". Die größere Trommel wurde von einem Manne geschlagen, von dem man den Eindruck hatte, daß er sich in eine Trance zu pauken trachte, so verzehrend gierig, nach einem unsichtbaren Ziele blickend, brannten seine schwarzen, glänzenden, runden Augen, mit solch krampfhafter Hast bearbeitete er sein Instrument. Die Musik war voll vernichtender Eintönigkeit und legte sich seltsam auf die Nerven.

Sie ist von der unserigen ganz verschieden. Gleiches gilt von den Instrumenten. Unsere Tonleiter hat zwölf Halbtöne in der Oktave, diejenige des Hindu dagegen zweiundzwanzig Vierteltöne. Seine endlosen Weisen klingen für unser Ohr unrein, weil die leise Begleitung zu denselben Grundtöne in den reinen Intervallen, den Quinten, Quarten und Terzen bringt, zu welchen die Vierteltöne der Seiteninstrumente unerträgliche Disharmonien schaffen. Diese Melodien haben jene Motive, mit denen der Hindu eine vollständig feststehende Idee verbindet, und sie zu verwechseln oder zu einer unrichtigen Tageszeit zu spielen, würde für vollständig unmusikalisch gelten. Die Instrumente sind vielartig: Pauken, Trommeln, Gong, Oboen, Harmonikas mit Klangbrettchen aus trockenem Holz. Die Ausdrucksmittel wären somit sehr mannigfaltige. Indessen bringen die Leute nur immer einen Wirrwarr von schrillen Tönen hervor.

Nach langem verheißungsvollen Warten, nach vielem geschäftigen hin und her und allerhand Beratungen trat die erste Tänzerin endlich auf. Es war eine dicke, sinnlich wirkende Person, die einmal schön gewesen sein muß, jedoch mit ihren zweiundzwanzig Jahren den Herrn alt, mir nur ein wenig verblüht, aber sehr sympathisch schien. Die zweite Tänzerin, welche, während die erste sich produzierte,

Digitized by Google

neben dem phantastischen Trommelschläger kauerte, war jünger und dünner, in Wort und Blick feuriger als die ältere, aber auch eine leidenschaftlichere Betelkauerin als diese. Gegenüber solch braunrotem Mund mit schwarzroten Zähnen, mußten alle Wünsche ersterben, ehe sie gehegt. Das Kostüm der beiden Noatschmädchen war überraschend und ganz anders, als wir es erwartet: Schwere, faltenreiche Röcke, auf rotem Grund kostbar gestickt, reichen bis zu den Knöcheln hinab, die mit dicken Goldreifen und glitzerndem Gehäng geschmückt sind. Die Röcke zeigen eine Faltenfülle, im Vergleich, mit welcher die Dachauer Tracht glatt und ärmlich wirkt. — Wenn die Tänzerinnen, wie zum Beispiel beim Pfauentanz, zwei Zipfel ihres Kleides emporheben und über den Kopf zusammenhalten, hiermit gleichsam das Pfauenrad nachahmend, so scheint dieser Rock das Vorbild zu dem unserer Serpentintänzerinnen geliefert zu haben, nur daß das Noatschmädchen in ihm wie in Ketten geschmiedet liegt und jede Bewegung bloß langsam und bedächtig ausführen kann.

Der Oberkörper ist in ein rotes, langes Tuch gehüllt, unter dem das Mädchen ein reich mit Edelsteinen und Gold gesticktes Jäckchen trägt. Dieses Tuch wird in den verschiedenen Tänzen bald als Schleier, bald als Shawl geschwungen, umgeschlungen und verschlungen, und findet ganz besonders beim Schlangentanz wirkungsvolle Verwendung. Auf dem Kopf tragen die Tänzerinnen reichen Zierat, Filigranarbeit aus Gold mit Perlen und hängenden bunten Steinen, die ihnen wie Fransen über die Stirne fallen, was ungemein zierlich und reizvoll aussieht. Der Schmuck, den sie zur Schau stellen, soll vom Maharadja stammen, dem man nachsagt, daß er für Pferde und Frauen besonderes Interesse zeige. Bei den verschiedenen Tänzen wechseln die Mädchen ihre Kopfbedeckung und die goldenen Hauben, die sie gelegentlich auffetzten, wirkten geradezu königlich. — Höchst phantastisch sah es aus, als die beiden Tänzerinnen

Digitized by Google

sich plötzlich einander gegenüber niederließen und in den farbigen, glitzernden, überreichen Falten ihres sich hochaufwölbenden Rockes bis an den Hals verschwanden, so daß nur noch der strahlende Goldkranz, der wie Staubfäden um ihre Stirne flimmerte, und ein paar leuchtende Augensterne wie aus üppigem Blumenkelch hervorglänzten. Es war der Blumentanz.

Die vorgeführten Tänze erschienen ungemein charakteristisch und ausdrucksvoll; man verstand sogleich ihren tieferen Sinn, obwohl dies Schreiten, Vor- und Rückwärtsbeugen kaum ein Tanz genannt werden kann. Wir hatten auf diesem Gebiet noch nie ähnliches gesehen. Man wird dabei an die Figuren der Gopuras in ihren erstaunlichen Verrenkungen, ihrem Verdrehen der Hände, Finger, Arme, Füße und Zehen erinnert. Als Knalleffekt gilt es, wenn zwei Tänzerinnen, sich bei den Händen fassend, im Kreise umherwirbeln. Stolz blicken sie dann ob dieser Kunst und Kraftleistung um sich und sinken von der Anstrengung, diese zentnerschweren Röcke zum Fluge gebracht zu haben, erschöpft in eine Ecke.

Alfred betrachtete diese „Abendunterhaltung" als einen großen „Reinfall" und beklagte die nach der Teilung der Gesamtsumme (achtundvierzig Rupien) auf ihn entfallenden Kosten. Er hatte sinnbetörende Schönheit, liebliche Unwiderstehlichkeit erwartet und sah sich nun bitter enttäuscht, die Tänzerinnen nicht so jung, schön und reizend zu finden, wie er es in einem „Wunderlande" vorausgesetzt. Gelangweilt wandte er sich ab und begab sich in die treubewährten Arme seines lieben alten Freundes Morpheus, der ihm wahrscheinlich zum Dank die Schönen des Münchener Balletts als begehrenswerte Huldinnen vorgaukelte. — De gustibus non est disputandum. — Wir fühlten uns durch die enervierende Musik und die monotonen Tanzbewegungen, welche mit dem schrillen Gesang abwechselten, wie auf den Kopf geschlagen. — Da es auch spät geworden war,

Digitized by Google

erhoben wir uns. Vorsichtig kletterten wir die Treppen wieder herunter und waren froh, das abenteuerliche Lusthaus, die verfallene Spelunke zu verlassen.

Das Stadttor war bis auf ein kleines Loch, das eine Tür bedeutete, geschlossen. Eben, als wir durchkrabbelten, erhob sich wie durch Zaubermacht eine jammervolle Gestalt vom Boden. Sie war gleichsam aus dem Nichts herausgewachsen, streckte bettelnd einen hageren Arm nach uns und versank dann wieder spurlos in den Staub.

16. Dezember. Das war eine schöne Ueberraschung! Als ich heute morgen in einem Anflug von Ordnungssinn unsere Kleider, die seit Colombo feucht und muffig in den Koffern lagen, sonnen und lüften wollte, übersah ich, daß unser Hotel nicht bloß aus Parterre und Dach besteht, sondern daß unter dem Dach noch Leute wohnen, die auch — baden. Eben hatte ich die Kleider fein säuberlich zum Trocknen in der Sonne ausgebreitet, da sehe ich Tropfen fallen, höre Rauschen, ergreife meine Kleider — und schon geht ein gußartiger Platzregen nieder. Ich stehe erstarrt. — Oben war die Badewanne, wie es hier üblich, einfach umgestülpt worden und das Wasser mußte sich seinen Ausweg selbst suchen.

Gelegentlich unserer heutigen Fahrt durch die Stadt, die eine halbe Stunde vom Hotel entfernt liegt, begegneten wir einem Hochzeitszug mit lärmender Musik und einer Menge Noatschmädchen, welche im Palast verschwanden. — Auf einem schattigen Platz sahen wir einen Jagdleoparden, der schleichenden Schrittes das Lager seines Wärters umkreiste. Der Jagdleopard oder Gepard (in Indien nennt man ihn Tschitah) ist ein ungemein liebenswürdiges, zutrauliches Tier und läßt sich leicht abrichten. Die Jäger nehmen ihn auf die Gazellenjagd „behaubt" (d. h. seine Augen bedeckt eine Kappe) hinter sich aufs Pferd oder führen ihn auf einem zweirädrigen Karren mit und nähern

Digitized by Google

sich so einem Rudel Gazellen. Angesichts des Wildes „enthauben" sie ihn und machen ihn durch Zeichen auf die Gazellen aufmerksam. Sein Jagdeifer erwacht; zierlich, ungesehen, ungehört schleicht er sich auf seinen Samtpfoten an und reißt ein Stück zu Boden, um ihm das Blut auszusaugen. Jetzt tritt der Jäger hinzu, löst den Tschitah von seiner Beute und füllt das Blut der Gazelle, das der Leopard als Lohn erhält, in ein Gefäß.

Heute kamen wir auch durch die breite Straße, in der die Färber ihr Geschäft treiben und beobachteten, wie die gemusterten Gewänder der Eingeborenen behandelt werden. Die Stoffe werden nach einem Muster in kleine Knötchen, je nach der Zahl der Farbe, die das Muster verlangt, tiefer oder flacher abgebunden, in verschiedene Farben getaucht und zuletzt in diejenige, welche den Grundton abgeben soll. Dann entfernt man von den Knötchen die Fäden, welche das Durchdringen der aufeinanderfolgenden Farben verhindert haben, und so entstehen runde Punkte mit verschiedenfarbigen Ringen, die in ein bestimmtes Muster gebunden waren, nun aufgelöst, einen sehr hübschen fassonierten Schleierstoff liefern, der durch die hunderttausend kleinen Fältchen wie gekreppt aussieht. — Eine unbeschreiblich mühevolle Arbeit.

Es sah ganz festlich in diesen Straßen aus, denn damit die einfarbigen Schleier in gleichmäßigem Tone trocknen, werden die langen Streifen an jedem Ende von einer Person gefaßt, auf und ab, hin und her geschwungen und straßenweit flatternd im Winde spazieren getragen. So zieht groß und klein durch die bunte Menge mit diesen leuchtenden gelben und roten Streifen, wie mit farbigen Bändern das wogende Bild lustig umwindend.

Heute abend um 11 Uhr reisen wir und Graf Lippe nach Delhi. Frau v. R. ist mit dem erkrankten Herrn Federer schon gestern nach Agra vorausgefahren. Baron Gemmingens reisen übermorgen und wir treffen sie in Delhi

Digitized by Google

wieder. Den Weihnachtsabend wollen wir gemeinsam in Agra verbringen.

17. Dezember. Wir kamen heute morgen nach einer sehr kalten Nachttour mit zwei Stunden Verspätung in Delhi an. Die Abfahrt war mit Schwierigkeiten verbunden gewesen. Alle Coupés des Zuges waren belegt, und hätte ich nicht zufällig die Auseinandersetzung zwischen dem Kondukteur und zwei Herren gehört, die mit Billetten zweiter Klasse in der ersten saßen, wir hätten in Jaipur zurückbleiben müssen. Ich eilte zum Stationsvorstand und bat ihn, mich zu den Herren zu begleiten. Mit bekannter Liebenswürdigkeit nahm er sich unser an und bestimmte die Herren, das Coupé erster mit zwei dritter Klasse zu vertauschen, weil keines zweiter Klasse frei war. Da man in Indien, wenn man ein Coupé „bezieht", es stets erst von Kulis reinigen läßt und man mit seinem vollständigen Bett und einem Boy reist, so war der Tausch für die Herren nicht so schlimm. Die Räumung ihres Coupés glich übrigens einem Auszug! Was kam da nicht alles heraus! Die Zahl der Stücke grenzte ans Fabelhafte. Man dachte unwillkürlich an den Zauberhut Belachinis, aus dem immer neues, immer noch mehr herausspaziert. — Da flogen auf den Perron: fünf Koffer, drei Hutschachteln, ein kleiner Kochherd, zwei Säbel, vier Flinten, ein Vogelbauer, Körbe, Kisten und Kasten, Staffeleien, Feldstühle und ein rätselhaft eingepacktes Stück, das wohl eine Kanone gewesen sein wird; ein ungeheurer Haufen türmte sich auf. — Es war das schmutzigste Coupé, das wir auf der ganzen Reise bisher gehabt hatten. Und da der Zug im Abgehen begriffen war, hatten wir keine Zeit mehr, dasselbe einer Säuberung zu unterziehen. Wir mußten froh sein, überhaupt Platz gefunden zu haben, weil das Zugpersonal nicht verpflichtet ist, Passagiere mitzunehmen, wenn die Wagen besetzt sind.

Digitized by Google

Kurz vor Delhi fuhren wir an ausgedehnten Lagern von Elefanten und Kamelen vorbei, liefen dann in einen großen Bahnhof ein und suchten sogleich die Bäder auf. Es stand aber so wenig Wasser zu unserer Verfügung, daß es mit der Reinlichkeit schlimm aussah. Wir frühstückten in einem dem Umbau unterworfenen Wartesaal, wo der Kalk von den Gerüsten ins Essen fiel. Das Breakfast war schlecht und sehr teuer. Wie hier für die Festlichkeiten des Durbars noch alles fertig werden soll, scheint rätselhaft. Es sieht wie nach einer großen Zerstörung aus. Der ganze Bahnhof gleicht einem ungeheuren Warenlager. Die Ballen liegen auf- und durcheinander, und tritt man auf die Straße, so scheint ein Wall von Karren, Wagen, Vehikeln jeder Art, mit den verschiedensten Tieren bespannt, den Weg zu sperren. Es herrscht ein furchtbares Gewühl. Man weiß nicht, zu welchem Wagen das Tier, zu welcher Person die wie wahnsinnig in der Luft herumfuchtelnden Arme gehören. Alles steht, geht und drängt in fußtiefem, gelbem, zähem, kaltem Staub, der Mensch und Vieh in eine schier undurchdringliche Wolke hüllt. Man gewinnt einen keineswegs angenehmen Eindruck und man zaudert, sich in den Wirrwarr zu stürzen. Doch es muß sein.

Wir nehmen einen Wagen und einen Führer, der uns zu einem netten Hotel bringt, wo wir zu unserer Ueberraschung um nur zehn Rupien Unterkunft finden. Ein runder Saal mit Oberlicht und fünf Türen, an denen die Schlösser in „Reparatur" sind, wird uns als Zimmer angewiesen. Zwei kleine Feldbetten verlieren sich in dem kolossalen Raum. — Da heute Freitag ist, der Sonntag der Mohammedaner, begeben wir uns vor allem in die Jumna Mujid, welche die größte Moschee der Welt sein soll. Die breite Treppe, die zum Haupteingang derselben führt, halten Hunderte von Krüppeln, Aussätzige und andere Elende besetzt. Jeder Arme beansprucht hier seinen festen Platz; man sieht streng auf Ordnung, damit keiner höher strebe.

Digitized by Google

Auch die Bettlertreppe hat ihre Rangordnung. — Der Anblick der im Hof der Moschee zur Andacht versammelten tausendköpfigen Menge wirkt imposant. — In der Mitte des Hofes gewahrt man ein für die Waschungen bestimmtes herrliches Steinbassin. Ringsum auf bunten Teppichen liegen die Gläubigen im Gebet. Hell leuchtet die Sonne über diesem farbenprächtigen Bild.

Nun folgt der Besuch des Forts, in dem der kaiserliche Palast liegt. Die herrlichen Bauten, die ehemals ein Ganzes bildeten, sind kaum mehr zusammenzufinden. Von den Engländern wurden die Höfe ganz mit Glockentürmen, Kasernen und Lagerräumen verbaut, überall stehen Kanonen, häuft sich Kriegsmaterial. Der kaiserliche Palast wurde 1638 von Shah Jehan errichtet, und zwar direkt an der Jumna. Die Aussicht ist wundervoll. Der Divan-i-Khas, die private Audienzhalle, präsentiert sich als einfach ruhiger, von roten Sandsteinsäulen getragener Bau. Dahinter liegt der Divan-i-Am, die öffentliche kaiserliche Audienzhalle, ganz aus weißem Marmor hergestellt, nach drei Seiten offen und mit prächtiger Mosaik an den Wänden geschmückt. Hier stand einst der kostbare Pfauenthron, der drei und eine halbe Million Mark gekostet haben soll, und den Nadi Shah, als er Delhi eroberte (1738), nach Persien entführte. Austin de Bordeaux gilt als der Schöpfer der obigen Bauten. Ihm werden auch viele der andern Architekturwunder Delhis und Agras zugeschrieben. Er war ein Abenteurer und Glücksritter, der, nachdem er durch Fälschung kostbarer Edelsteine europäische Fürsten betrogen hatte, das „Weite" suchen mußte und am Hofe des prachtliebenden Jehan ein Refugium fand.

Alle Räume waren mit Arbeitern überfüllt und man durfte kaum eintreten, da der Boden für die Festlichkeit teilweise bereits mit kostbaren Teppichen bedeckt war. Hier, in der Nähe des Divan-i-Am, befand sich früher der Rang-Mahal, das Frauengemach, mit großen luftigen Badehallen

Digitized by Google

und von herrlichen Gärten umgeben. Es soll der schönste Palast Indiens gewesen sein. Jetzt hat man Baracken auf dem Platz aufgeschlagen; sie lassen nicht ahnen, welch Wunderwerk einst hier stand. — Das schönste im Fort ist die „Moti Mujid", die weltberühmte Perlmoschee. Sie zeigt Hufeisenform. Der entzückende, grauweiße Marmorbau mit seinen zierlichen Raumverhältnissen und feinen Basreliefs ist 1635 von Aurangzeb, dem Sohne Jehans, errichtet worden.

Wir verlassen das Fort, das in allen Räumen, auf allen Plätzen mit Arbeitern überfüllt ist, und wo noch Gerüste in den Sälen stehen, die zum Empfang der Durbargäste bestimmt sind. Bei unserer weiteren Spazierfahrt sahen wir „Queens Garden", einen schattigen Park im Innern der Stadt, und die Chandni Chauk, eine schöne, breite, in ihrer Anlage den Berliner Linden ähnliche Straße, mit Läden und großem Verkehr. — Nun gings noch zum Jaintempel. Den letzten Teil des Weges mußten wir zu Fuß zurücklegen. Er führt durch enge, schmutzige Gäßchen, mit malerischen Einblicken in die Häuser, die dunkel und ernst erschienen. Man sieht feine Ornamente an den Toren; auf leichten Säulen ruhen reich geschnitzte Architrave. Der Jaintempel erhebt sich auf einer Plattform. Man steigt mehrere Stufen hinan und steht dann in einem von Säulen getragenen, reich vergoldeten Raum. Auf dem Altare sitzt die große Figur eines Jainidols. Wir wurden mit dem allertiefsten „Salaam" empfangen, die Priester holten ihn vom Erdboden herauf. Als wir aber gingen und sie sich das Trinkgeld besahen, war der Gruß nicht mehr so untertänig.

Nun trieb es uns ins Lager, das die Phantasie aller Engländer in Aufregung versetzt. Das „camp" reicht weit ins Land hinaus und bedeckt gewiß ein paar Quadratmeilen. Der für die Truppen reservierte Teil des Lagers ist natürlich von jenem des Vizekönigs, seiner Gäste und aller andern

Digitized by Google

Besucher des Durbar getrennt. Um die Entwickelung des Zuges zu ermöglichen, liegt die große Audienzhalle (der „Durbar"), in welchem der Vizekönig die Huldigung der indischen Fürsten entgegennimmt, auf freiem Felde. Sie gleicht einem hufeisenförmig aufgebauten Zirkus und ist nur so weit gedeckt, als Sitzplätze angeordnet sind. Hinter der Loge des Vizekönigs, ganz im Hintergrund, auf der höchsten Reihe, hat man eine mit feinem grünen Drahtgitter umzogene, gedeckte, viereckige Abteilung — einen Käfig — für die eingeborenen, vornehmen Frauen angebracht, ähnlich einem großen Fliegenkasten, wie wir ihn in Deutschland zum Aufheben der Speisen benutzen. — Auf dem Wege nach dem camp wogte eine ungeheure Menge in wildem, buntem Durcheinander. Je mehr man sich dem Lager nähert, desto breiter wird die Straße, und um so fremdartiger das Bild. Elegante, mit Kamelen oder Pferden bespannte Viererzüge, malerische Reiter, Ochsen, Zebus, Pferde, Ziegen, Möbelwagen, Maultiere, Hausierer, eine Herde Gänse, die sich im Gewühl verliert, verzweifelte kleine Hirten hinter ihnen herlaufend — ein Wirrwarr von allem Möglichen und Unmöglichen, von Fuhrwerken aller Art, von Kästen, die zum erstenmal auf Räder gesetzt sind; dann inmitten eines aufgestauten Menschenstromes eine Dame mit Schleier und Federhut, die, eingekeilt zwischen einem Milchkarren, Kanonen und einem Trupp Packesel, sich hilflos gebärdet, weil das Vorderpferd ihres Tandems sich ihr zugekehrt hat. Rechts und links Militär, lange Kolonnen von Artillerie, Pionierzüge und Sipoys-Regimenter. Alles ist mit gelbem, zähem Staub bedeckt und in eine dichte Wolke gehüllt, in der wir beinahe ersticken. — Sämtliche Hotels haben im Lager Plätze für Zelte gemietet, die gut eingerichtet sein sollen. Einzelne sind sogar heizbar.

Das camp des Vizekönigs sieht sehr einladend aus. Für ihn selbst ist ein großer, weißer Palast erbaut; für seine Gäste sind reine, weiße Zelte aufgeschlagen. Zwischen den

Digitized by Google

Zelten versuchte man kleine Gärten zu schaffen; doch ist man meist dabei stehen geblieben, Steine nebeneinander in den Staub zu legen, die Wege und Beete markieren sollen. Der Staub ist unbeschreiblich. Man sagt, daß, wenn der Vizekönig eintrifft, kein Stäubchen mehr aufwirbeln darf. Mir däucht diese Hoffnung trügerisch und es scheint ganz unmöglich, sie zu realisieren. Es sind zwar große Wasserreservoire vorhanden und das kostbare Naß wird sehr sorgfältig gespart; aber gegen solch ungeheuerliche Staubmassen scheint alles Wasser Indiens unzureichend. — Die Gesundheitsverhältnisse werden als sehr schlecht geschildert. Selbst in den europäischen Lagern sind Pest- und Cholerafälle vorgekommen. Wir werden deshalb nur so lange hierbleiben, bis wir alles Wichtige gesehen haben.

18. Dezember. Vor der Jumna-Moschee ist großer Aufzug. Die hier in Delhi für den Durbar anwesenden Elefanten machen heute ihren Probegang für die große Festprozession durch die Stadt. Sie sind zur Parade herrlich aufgeschirrt. Prachtvolle, goldstrotzende Gehänge und Schabracken bedecken dieselben. Die Reitsitze, die Howdahs, prächtige Aufbaue mit roten, weißen oder gelben Schirmen und Dächern aus Samt, reich mit Goldperlen und Edelsteinen gestickt, glitzern und funkeln im Sonnenschein. Prunkvoll gekleidete Mahouts sitzen auf den mächtigen Tieren und ein Troß von Führern und Dienern in höchster Gala begleitet die einzelnen Elefanten. Ein geradezu glänzendes Bild! Ueber den gewaltigen Kopf des Riesen hängen bis tief auf den Rüssel hinab silberne Schuppenpanzer. Die Zähne leuchten in blendendem Weiß. Feine, wie Inkrustationen wirkende Filigranarbeiten aus Silber oder Gold überziehen die mächtigen Stoßzähne, von denen einzelne mehrarmige Girandolen tragen. Soweit das Auge reicht, gewahren wir Reihen dieser mit Schmuck überladenen kolossalen Dickhäuter. Dazwischen marschiert ein ganz kleines,


Digitized by Google

besonders elegant aufgeschirrtes Tier, das ein Maharadja-baby tragen soll. Es werden wohl kaum mehr als dreihundert bis vierhundert Stück Elefanten gewesen sein, sie wirkten aber, als wären es Tausende.

In Delhi gibt es für gewöhnlich keine Elefanten mehr. Wird einer zu den alljährlich stattfindenden Jainprozessionen benötigt, so „verschreibt" man sich das Tier aus Meerut. Die Elefanten, welche zum Durbar hier versammelt wurden, sind die schönsten und größten von ganz Indien. Aus den fernsten Teilen des Landes hat man sie zusammengetrieben, und manche waren wochenlang unterwegs, um Delhi zu erreichen. — Der König von Indor mit Turban und blauer Brille saß in einem Landauer und ließ die Prozession an sich vorüberziehen. Er wollte uns sprechen. Wir mißverstanden seine Wünsche und liefen fort — wie die Wilden — nachdem ich vorher noch schnell „geknipst", aber nur das ungnädig abgewandte Profil erhascht hatte. Nachträglich ärgerten wir uns über unsere Dummheit. Wir hätten von dieser Bekanntschaft gewiß manchen Vorteil gehabt, und wäre es auch nur der gewesen, einen echten und rechten König kennen gelernt zu haben. Freilich, sehr königlich sah der Herrscher nicht aus, er glich vielmehr einem alten Quacksalber.

Wir warteten nicht, bis sich der Aufzug in Bewegung setzte, denn man hätte in dem sich aufballenden Staub doch nichts gesehen, sondern fuhren weiter nach dem Kutub Minar. Man verläßt Delhi durch das südliche Tor. Die Landstraße führt über eine weite Ebene mit vielen Ruinen, Befestigungen, Gräbern, Tempeln und Palästen, welche Erinnerungsbilder einer großen Zeit voll Kampf, Mord und Verschwörung vor uns aufrollen. An den Ruinen von Ferozabad und Indrapat (dem äußerlich besser erhaltenen, innerlich aber ganz verfallenen „alten Fort" mit seiner aus dem Jahre 1500 stammenden Moschee Killa Kona) vorüber gelangt man zu dem Grabdenkmal des Nizam-ud-din

Digitized by Google

(Naizamudin), dieser Perle der Grabmäler, mit seinen herrlich gearbeiteten, ganz durchbrochenen Marmorwänden und Türen und vorzüglich ausgeführten Marmorreliefs. — Nizam-ud-din-Auliya war ein höchst sonderbarer Heiliger. Er soll der Gründer jener Mörderkaste oder Sekte der Thugs gewesen sein, deren Gottesverehrung in Erwürgung von Mitmenschen besteht, und die ihrer Göttin Bhowani (einer der vielen Namen der Kali) vor jedem Raub- und Mordzug ein Gelöbnis hinsichtlich der Zahl der Menschen, die gewürgt werden sollen, ablegen. Die Engländer haben den Greuel, der früher Entsetzen über ganz Indien verbreitete, abgestellt, doch kommen noch immer vereinzelte Mordtaten vor, die wohl auf diese Sekte zurückzuführen sind.

Außer dem „heiligen" Nizam-ud-din liegt hier noch der Dichter Amir Kusrau (1310) begraben. Er war der Liebling von vier sich folgenden Herrschern auf dem Throne Delhis und so berühmt, daß sogar die Dichter Persiens ihn aufsuchten. Seine Lieder werden noch heute gesungen. Als Auszeichnung erhielt er den Namen Tuti-i-Hind, „der Papagei von Hindostan", ein nach unsern Begriffen nicht gerade schmeichelhaft klingendes Epitheton. — Auch Mirza Jehangier, der Sohn von Akbar, hat hier seine Grabstätte. Seine Nachkommen, fünfzig Männer und Frauen, bewachen das Heiligtum. — In der Nähe dieser Gräber befindet sich ein großer marmorner Trog, in den die dem Heiligen bestimmten Opfergaben, wie Reis, Milch, Zucker usw., geschüttet werden. Murray erzählt, daß, als er an dem Grabe Kusraus weilte, die berühmteste Tänzerin von Delhi mit ihrer Mutter erschienen sei, um dem Dichter ihre Devotion darzubringen. Die Noatschmädchen sind nämlich nicht nur Tänzerinnen, sondern auch Sängerinnen. Während die das Mädchen begleitenden Musikanten einen großen eisernen Topf mit Opferspenden herbeibrachten, habe sie sich — erzählt Murray weiter — in goldene Gewänder gehüllt und lange vor dem Grabe des Dichters getanzt,

Digitized by Google

dann etwas kürzere Zeit vor dem des heiligen Nizam-ud-din. Nach dem Tanze wurde der Inhalt des Topfes, der einstweilen, um das Opfer anzudeuten, in dem Marmortrog gestanden, unter jene, die sich im Dienste der Totenstätte befinden — die Nachkommen des Mirza Jehan resp. Akbars, verteilt.

Verläßt man den Hof der Grabstätte, so windet man sich durch ganz enge Gäßchen zwischen verfallenen Häusern hin zum heiligen Tank, in dem niemand ertrinken kann, weil Nizam-ud-din ihn angelegt und gefeit hat. Deshalb springen die Leute wohl auch so kaltblütig von der fünfzig Fuß hohen Mauer ins Wasser hinab. Wir schritten auf derselben den Tank entlang, um den malerischen Garten mit Ruinen und überhängenden Bäumen zu besuchen. Da jedoch die Zeit drängte, eilten wir bald zum Wagen zurück.

Trotz mancher anziehenden Ruinen, mit denen die Gegend übersät ist, halten wir erst wieder an dem Grabe Humayuns. Das große, prachtvolle Monument, das die Witwe Humayuns ihrem Gatten 1555 errichtete, ist ein achteckiger, roter, von einer Marmorkuppel gekrönter und mit einfachen, ruhigen Ornamenten geschmückter Sandsteinbau, der auf einer ungeheuren Plattform ruht. Derselbe diente als Vorbild zum Plane des Taj Mahal, doch wurde dieser noch sehr vertieft und veredelt. — Ich fand hier meine Vermutung bestätigt, daß die Gräber der Männer und Frauen unfehlbar voneinander zu unterscheiden sind. Auf jeden Grabstein hat man eine Kibla — Nachbildung der äußeren Umrisse der Kaaba — in den Deckel eingehauen. Bei den Gräbern der Weiber wird stets in die größere Kibla eine kleinere hineingemeißelt, während auf den Sarkophagen der Männer ein länglicher, eckiger Stab deren Stelle vertritt. — Der Blick von Humayuns Grabmal ist höchst interessant. Man übersieht die ganze mit Bäumen besetzte weite Ebene, auf der einst Alt-Delhi stand. Fünfundvierzig Quadratmeilen wurden von den ver-

Digitized by Google

schiedenen Eroberern, die das alte Delhi zerstörten, überbaut, um es auf anderer Stelle neu zu gründen. Heute ist alles ein ungeheures Ruinenfeld. — Hier geriet „im Jahre der mutiny" (Revolutionsjahr 1857) der Kaiser Indiens, der achtzigjährige Greis Bahadur Shah mit seinen Söhnen auf der Flucht in Gefangenschaft. Erstere wurden getötet, der Herrscher aber in die Verbannung nach Rangun geschickt, wo er 1862 als letzter des ruhmreichen Geschlechtes der Barbariden starb. Während der mutiny war Delhi der Schauplatz entsetzlicher Greueltaten. Wochenlang dauerte das Bombardement und brachte furchtbaren Schrecken über die Stadt; schließlich fiel dieselbe infolge allgemeinen Sturmangriffes in die Hände der Engländer. Grausige Erinnerungen haften an jenen Tagen.

Elf Meilen vom heutigen Delhi entfernt erhebt sich der Kutub Minar, der Mittelpunkt des alten Dilli, aus dem Jahre 1052 nach Chr. Geburt. Er gleicht einer Siegessäule, doch soll er von Ray Pithora gebaut sein, damit seine Tochter die Jumna erblicken könne. Er ist zweihundertundvierzig Fuß hoch, hat fünf Stockwerke, um die jedesmal ein Balkon führt. Der Turm wird von Spruchbändern umwunden und läuft spitz zu. An der Basis siebenundvierzig Fuß breit, zeigt er am Scheitel einen Umfang von neun Fuß. Die unteren Stockwerke sind von rotem Sandstein, die beiden oberen mit weißen Marmoreinlagen geschmückt. Ob wir es mit einem Bauwerk der Hindus oder der Mohammedaner zu tun haben, darüber bestehen Zweifel. Von einem Erdbeben (1829) wurde der Turm schwer beschädigt. Man restaurierte ihn zwar, aber ohne alles Verständnis. Die Aussicht von der Spitze desselben wird sehr gerühmt. Eine Wendeltreppe von dreihundertundfünfundsiebzig Stufen führt hinab. Wir begnügten uns mit den einhundertundsechzig Stufen bis zum ersten Stockwerk und schon das schien uns eine große Leistung zu sein. — Die Hitze während der Mittagsstunden ist unerträglich. Abends


Digitized by Google

Manöver ausrückte, besetzt und belebt gewesen. Von allen Seiten kamen uns Kolonnen Infanterie und Artillerie entgegen, sich, uns und die Gegend in dichten, fürchterlichen Staub hüllend. Die Artillerie war mit kräftigen Maultieren bespannt. Die englische Bemannung bestand aus prachtvollen Gestalten, die in tadelloser Montur staken, vorzügliche Schuhe trugen und ganz ausgezeichnet aussahen. Der Artillerie folgte der Train, zahllose Munitions- und Furagewagen. Herden von Ochsen, Ziegen, Truthühnern, Enten und Gänsen weideten auf den Feldern herum. — Jetzt auf unserer Heimfahrt fanden wir alle Lager, in denen die Leute über Mittag gerastet hatten, im Abbruch begriffen. Offiziere saßen an kleinen, weiß gedeckten Tischen, ihr frugales Mahl einnehmend, in der Abendsonne. Pferde und Wagen standen bepackt, Kamele wurden schwer beladen, andere trabten bereits an uns vorbei, und eines dieser ausdauernden Tiere, die bis zum letzten Atemzuge ihren Dienst tun, um dann umzufallen und zu sterben, lag, hoch mit Brennholz belastet, tot im Straßengraben — in den wir, wenn auch nicht tot, so doch mit gebrochener Wagenachse, nahezu gesunken wären. Das Rad unseres alten Wagens hatte sich gelockert, und so hingen wir völlig auf der Seite. Wir stiegen aus. Drei Männer wälzten sich im Staub, um das Unglück gutzumachen. Nur durch Alfreds Hilfe, der die unbeholfenen, im Staube kriechenden Kulis mit vernünftigem Rat leitete, gelang es, den Schaden wieder zu reparieren.

Ich sitze unterdessen auf der Mauer eines alten Grabmals und genieße die Abendlandschaft. Ein blaßblauer Himmel wölbt sich über endlose, rötliche Felder, die mühsam bestellt werden. Welch eine anstrengende Arbeit ist es, die Furchen für die Saat herzustellen! Zwei Männer arbeiten mit einem Holzrechen ohne Zinken. Der eine zieht am Stiel desselben hin, der andere hat einen Strick um den unteren Teil des Rechens gewunden, und zieht her. Mit

Digitized by Google

großer Mühe und schwerer Arbeit teilen und bewässern sie die steinharte und trockene Erde. In mäßigen Entfernungen voneinander sind kleine Hügel aufgeworfen, in denen tief unten die Zisterne liegt. Zwei Ochsen fördern das Wasser herauf.

Unser Wagen stand wieder auf vier Rädern. Es war mit Stricken geholfen worden, aber wir konnten nur ganz langsam und im Schritt fahren, wollten wir nicht riskieren, in diesem unbeschreiblich furchtbaren Staub zu einer Fußwanderung gezwungen zu werden. Wir kamen am „Aschoka pillar“ vorbei, der uns keinen besonderen Eindruck machte und wohl nur für Indianisten größeres Interesse bietet. Es ist ein Sandstein-Monolith, ursprünglich rot, durch das Alter (die Säule soll zweitausend Jahre alt sein), jetzt völlig grau geworden. Die Inschrift rührt von dem berühmten buddhistischen König Aschoka her. Sie ist in „Pali“ abgefaßt und enthält das Verbot, sich das Leben zu nehmen. (Pali ist die heilige Sprache der Buddhisten, eine jüngere Schwestersprache des Sanskrit. Buddha lehrte in derselben und alle heiligen Bücher sind in ihr geschrieben.)

Durch die Stadt fahrend, trafen wir an einem Brunnen eine ungeheure Volksansammlung. Auf dem Brunnenrand stand ein Mann in schwarzem Talar. Es war ein Temperenzler, der eine große Rede hielt. Der Führer erklärte uns, daß dieser Mann rate, nur Milch zu trinken. Es war sehr amüsant, das Verhalten der Leute während der Rede zu beobachten. Es lag in ihren Zwischenrufen derselbe Hohn in Ton und Bewegung, wie bei unsern Arbeitern, wollte man ihnen das Biertrinken verbieten. Aus dem Führer ließ sich nichts näheres herausbringen, aber mir schien, als richte sich die Predigt gegen das Opiumrauchen.

Graf Lippe fährt gleich nach der Rückkehr von unserm Ausflug auf die Bahn und reist allein nach Lahore und Peshawar. Wir machen noch einen Spaziergang durch die überfüllten Straßen der Stadt. Wir wollen Postkarten

Digitized by Google

kaufen. Unser Führer führt uns in einen Elfenbeinladen unter der Vorspiegelung, daß es dort solche gäbe, was natürlich nicht der Fall war. Es ist geradezu bewunderungswürdig, mit welcher Geduld, Ruhe und Eindringlichkeit so ein Verkäufer alles zeigt, immer wieder versichernd, man brauche nichts zu kaufen, man solle nur ansehen, und erst wütend feurige Augen macht, wenn er sich überzeugt, daß all seine Ueberredungskunst umsonst, daß seiner „Unwiderstehlichkeit", an die er fest glaubt, widerstanden wird, daß man keine Elfenbeinmalereien — hinsichtlich deren Delhi übrigens berühmt ist —, sondern Postkarten kaufen will.

Durch den Staub stampften wir zum Hotel zurück und begegneten Baron Gemmingens, die morgens angekommen waren. Abends ging ich gleich nach Tisch zu Bett. Es fröstelte mich, da es im Hause sehr kalt war. Gerade, als ob wir dem Aequator zunächst wären, standen alle Türen kreuzweise offen, und es zog unerträglich. Unser Führer sowie der Kellner des Hotels baten beide um Zeugnisse. Die Leute legen einen ungeheuren Wert auf von Europäern ausgesprochenes Lob und besitzen Bücher, in denen sie die „characters" sorgfältig sammeln. Wenn man aber weiß, unter welchen Bedingungen und Verhältnissen die Zeugnisse ausgestellt werden — man sieht die Leute kaum ein paar Stunden — dürfen solche Schriftstücke nicht als Grundlage für ein längeres Engagement dienen.

Ich bin froh, daß wir Delhi, das übrigens 193 600 Einwohner hat und seit 1804 unter englischer Oberhoheit steht, morgen verlassen. Es ist eine unsympathische Stadt. Der furchtbare, gelbe, klebrige Staub hat jeden andern Eindruck getilgt. Staub und Delhi werden in meiner Erinnerung unzertrennlich bleiben.

19. Dezember. Vorsichtshalber fahren wir eine Stunde vor Abgang des mailtrains nach Agra zum Bahn-

Digitized by Google

hof, wo wir zu unserer Ueberraschung hören, daß der Zug in der Tat eine Stunde vor der planmäßigen Zeit abgeht. — Nichts ist schwieriger, als sich Auskunft über Abgang oder Ankunft eines Zuges zu verschaffen. Während der Fahrt weiß kein Bahnbediensteter weiter Bescheid als den Namen der nächsten Station und ihre Entfernung, die Kursbücher aber gleichen wirklich Geduldspielen. Einzig dagegen sind in ihrer hilfsbereiten Liebenswürdigkeit die „stationmasters". Man steht ruhig auf dem Bahnhofe, sieht sich vielleicht ein wenig um. Gleich ist der Beamte zur Seite, und frägt höflich „oh, can I be of any use to you?" Und hat man dann wirklich einen Wunsch geäußert, so ruht er nicht, bis derselbe erfüllt und alles aufs bequemste geordnet ist. Vor Abfahrt des Zuges kommt der Stationsvorsteher dann noch ans Coupé, um sich zu verabschieden.

Hier in Delhi war es allerdings nicht ganz so, aber wie sieht es auch auf diesem Bahnhof aus? Es herrscht da eine Konfusion, wie etwa bei eben erklärtem Belagerungszustand, jeder flieht, wer Beine hat. Hier freilich strömt alles zu. Der Extrazug des Nizam von Haiderabad hält auf dem Bahnhof, hemmt und verlegt den Verkehr. Der Maharadja verweigert nämlich das Verlassen seines Salonwagens, weil er den Empfang, den er beanspruchen zu dürfen glaubte, in Delhi nicht gefunden hat. Er verlangt zum Zeichen seiner Ankunft einundzwanzig Kanonenschüsse, und ehe diese nicht gefallen, soll keine Macht der Welt ihn bewegen, sein Coupé zu verlassen. Die Regierung muß nachgeben und schießen. Was aber dieser wie eine Mauer dastehende Wagenpark für eine Stauung und Unordnung hervorrief, kann sich nur der vorstellen, der Delhis Bahnhof gesehen. Die Züge konnten nicht ein, nicht ausfahren, gingen ganz willkürlich ab, wenn gerade das Geleise frei war, und wir durften von Glück sagen, daß wir befördert wurden. Turmhoch lagen Waren, Koffer und Kisten auf

Digitized by Google

den Perrons und Gleisen durcheinander aufgestapelt. Alles schien herrenloses Gut, man wand und zwängte sich zwischen Mauern von Gepäck und Möbelstücken hindurch, und daß wir unsere acht Kulis auf dem Wege vom Wartesaal zu dem am andern Ende der Welt stehenden Zug nicht verloren, ist ein Wunder.

Im Augenblick als wir abfahren sollten — es dauerte dann noch fünfunddreißig Minuten — fehlte Gemmingens Boy mit den Koffern. Die Aufregung war grenzenlos. Ich wäre in Delhi geblieben. Mein Gepäck hätte ich in dieser beispiellosen Unordnung nicht zurückgelassen, aber Baron Gemmingen wollte lieber Hab und Gut preisgeben, als einen Tag länger in dem staubigen Neste bleiben. Als der Diener nicht kam, schob der Baron die verdutzte Aya wieder aus dem Coupé und während ihr die Baronin die Weisung erteilte, den Boy zu suchen und mit dem Gepäck nachzukommen, löste sich ihr Gatte neue Billetts, denn der Boy hatte auch diese in Verwahrung, da sie zum Aufgeben des Gepäcks erforderlich sind. Der wohl einen halben Kilometer lange Zug setzte sich mit schneckenähnlicher Langsamkeit in Bewegung. Alle Augenblicke hielt er erschöpft auf freiem Felde an, und seine Geschwindigkeit wurde immer geringer.

Wir haben nur unsere Aya bei uns, die gestern Abend im Hotel wieder einen ungeheuren Heiterkeitserfolg erzielte, als sie würdevoll meine Wärmflasche, wie eine Reichsinsignie vor sich hertragend, mit ihrem kühn über die Schultern geschlungenen Schal, dem anmutig enthüllten Nabel, dekolletiertem Hals, die Füße in Gummischuhen, herablassend lächelnd und siegesbewußt durch den Speisesaal schlappte. Ein wieherndes Gelächter aller Anwesenden war ihr Triumph, und sie meinte glückstrahlend „aya very nice! gentlemen very nice!“ — Unsern Boy hatten wir mit den Effekten direkt von Jaipur nach Agra geschickt, weil wir es nicht wagten, bei der immensen Gepäckabfertigung

Digitized by Google

die Koffer ohne Aufsicht der Bahn anzuvertrauen. Das „Tiffin“ nahmen wir in einer ganz netten Station ein, gerieten aber irrtümlicherweise an den Halfcast-Tisch, an dem wir als Eurasier zu essen bekamen und als Europäer zahlen mußten. In der Restauration (refreshmentroom) standen zwei Tische, eine lange, gut gedeckte, dicht besetzte Tafel und in der Ecke ein runder, leerer Tisch, an dem wir mit einem bräunlich aussehenden, europäisch gekleideten Herrn Platz nahmen, den wir frugen, was wir für die Mahlzeit zu zahlen hätten. Er gab uns den Preis von einer Rupie drei Annas à Kuvert an. Als wir später jedoch die Nota verlangten, begriffen wir unsern Fehler.

Trotz Bitten und Befehlen konnten wir die Speisen nicht bekommen, welche den Offizieren und Engländern an der Haupttafel serviert wurden. Wir saßen eben an verkehrter Stelle und mußten es mit ansehen, wie uns verlockender Schinken, dampfender Plumpudding — das beste Essen, das wir bisher im Indierland gesehen — rücksichtslos an der Nase vorbeigetragen wurden. Wir hatten unsere „Kaste“ aufgegeben, und mußten darunter leiden. Europäer, Eurasier und Eingeborene sind durch unübersteigbare Hindernisse getrennt. Sogar auf den Perrons der Bahnhöfe haben sie ihre eigenen Bänke, in den Eisenbahnzügen ihre eigenen Coupés, auf denen es immer genau vermerkt steht, wer gerade auf dieser Bank oder in diesem Coupé sitzen darf. Abends acht Uhr, als der Zug wieder einmal auf unbestimmte Zeit an einem größeren Ort hielt, nahmen wir unser Dinner ein unter Zusicherung des Kondukteurs, daß er uns vor Abgang des Zuges, der weit außerhalb der Station stand, holen wolle, was sonst natürlich nie geschieht, denn es wird überhaupt nicht abgerufen, sondern es heißt „help your self“. Die Verwaltung kümmert sich in keiner Weise darum, ob die Reisenden mitkommen oder nicht. Mit der Beleuchtung nehmen es die Bediensteten auch nicht genau. Heute abend z. B. fuhren

Digitized by Google

wir von sechs bis acht Uhr in einem absolut stockfinsteren Zug, und alles Schreien nach Licht hatte nur die Versicherung zur Folge, daß wir an der nächsten Station solches bekommen würden — aber diese nächste Station war immer wieder die nächste, und so blieb es andauernd finster.

In Agra kamen wir, statt um sieben Uhr, um neun Uhr nachts an. Der Babu, der Manager des Hotels, und unser Boy, warteten seit sechs Uhr auf unsere Ankunft. Eine ungeheure Menge ergoß sich aus dem Zuge. Aus der dritten Klasse stieg ein weibliches Wesen, das sofort unter einem kolossalen Regenschirm verschwand, der wie ein Zelt aussah. Am Dach des Schirmes waren ringsum lange, bis auf den Boden reichende Vorhänge angebracht, zwischen denen ein ganz kleines, rundes Loch sehr beschränkten Ausblick erlaubte. Das Wandelzelt bedurfte der Führung eines kräftigen Armes, um nicht samt seinem „Geheimnis" überrumpelt zu werden. Ein Mann trug den Schirm, und umgeben von einer Menge Dienerinnen, schleifte die gewiß vornehme Mohammedanerin mit den Füßen, um nicht zu stolpern. Mühsam, wie eine Blinde, bewegte sie sich zum Ausgang des Bahnhofes hin, wo ein mit zwei Ochsen bespannter Karren sie erwartete; die vergoldeten Hörner der blendend weißen Tiere schimmerten im Dunkeln. Unter dem Schutz des Zeltschirmes kroch die Unsichtbare in den reich gestickten Palankin, der auf dem Karren aufgebaut war, und fuhr im Schritt davon.

In Delhi hatte ich höchst seltsame Sänften beobachtet, in denen die Haremsdamen spazieren getragen wurden. Manche scheinen nur ein Paket, das zwischen zwei Trägern baumelt, und doch sitzt ein lebendiges Wesen in diesem Bündel. Andere sind schwere, kofferförmige Holzkisten, „Dulis", die von vier Männern transportiert werden. Ferner sieht man bullockcarts, auf denen von schlanken Säulen getragene Pavillons stehen, die, mit roten Vorhängen umzogen, keinen Einblick gestatten. Zahllos sind die Formen

der Tragstühle und Wagen, welche die Frauen hier benützen.

Todmüde kamen wir in Agra an, stiegen in einen entsetzlichen, fensterlosen Rumpelkasten, der sich Droschke nannte, und fuhren zum „Lauries Hotel“, wo wir das übliche „indische Zimmer“, aber ohne das übliche Ankleidekabinett, sondern nur mit einem Nebenraum, der Badekammer und „W. C.“ zugleich ist, erhielten.

20. Dezember. Indem wir beabsichtigen, zehn Tage hier zu bleiben, benutze ich den ersten Morgen, um unser Zimmer so gründlich reinigen zu lassen, wie es mit dem indischen Personal überhaupt möglich ist. Es befindet sich in einem unbeschreiblich verwahrlosten Zustand. Der Bodenteppich ist voll großer Löcher, das Moskitonetz besteht aus lauter kleinen Flecken, und eine Staubwolke fliegt auf, wenn man es berührt. Unsere Waschtischgarnitur sieht aus, als hätte man unter Scherben noch ein paar einigermaßen brauchbare Stücke ausgesucht; schwarz ist das Innere der Kannen, trübe die gesprungene Wasserflasche und zerbrochen das alte rosa Trinkglas. Den Waschtisch muß ich natürlich selbst säubern, denn mein Pavian von Aya putzt kaum ein Glas reinlich aus, tut überhaupt nur das Notwendigste und das oberflächlich. Je kälter es wird, desto nachlässiger ist die schöne Johanna, und ihre Hauptbeschäftigung besteht darin, zwischen jeder Bewegung den karierten Schal fester um die Schultern zu ziehen. Dabei läßt sie aber immer den Mittelpunkt ihres Leibes als Dekoration sichtbar, und ist nicht zu bewegen, sich etwas besser zu bedecken, um weniger zu frieren. Sie meint stets „oh, very nice“. Der einzige Vorteil, den ich aus ihrer Anwesenheit ziehe, und der ist ja wirklich groß, beruht darin, daß ich auf der ganzen Reise noch nichts verloren, noch nichts liegen gelassen habe.

Digitized by Google

Unser Hotel ist ein weitläufiger Bau. Es besteht aus einem Haupthaus mit mehreren Dependancen. Jede derselben enthält nur ein Parterre, vor dem sich eine Säulenhalle entlang zieht, in die alle Zimmer münden und in der die Boys und Ayas nachts schlafen, während die eingeborenen Schneider bei Tage hier vor der Nähmaschine kauern und europäische Kleider fertigen. Die Häuser liegen um einen gut gehaltenen Garten herum, in dem gegenwärtig mehrere Zelte aufgeschlagen sind. Englische Familien kampieren dort bis zum zweiten Januar, dem Hauptfesttage in Delhi. Die Nacht vor dem Festzug fuhren sie nach Delhi, um am Abend des gleichen Tages hierher zurückzufahren. Die Rückseite der Gebäude begrenzt einen umfangreichen Hof, der wohl ein paar Tagewerke groß sein mag. Hier sind die Pferdeställe und die Wagen des Hotels untergebracht, hier spielt sich das Leben der Eingeborenen ab, hier schlafen sie, und hier richten sie ihr einfaches Mahl zu. Jeder Hindu hat sein eigenes Kochgeschirr, und jeder bereitet sich seine Speise (eine Hand voll Reis) selbst, ängstlich darauf bedacht, daß auch nicht der Schatten eines Andersgläubigen darauffalle und sie verunreinige. — „Lauries Hotel" ist überfüllt, und es war sehr schwer, unterzukommen. Wir zahlen die sogenannten Durbarpreise, zehn Rupien per Tag.

Wie in Jaipur, liegt das europäische Viertel eine gute halbe Stunde vor der Stadt und deren Sehenswürdigkeiten entfernt, so daß die Benutzung eines Wagens unumgänglich notwendig erscheint. Selbst zum Taj Mahal, dessen Entfernung vom Hotel keine übermäßig große ist, muß man fahren. Die hinausführende Straße, welche im „Jahre der großen Hungersnot" erbaut wurde, wäre wohl prachtvoll, allein der enorme Staub und die schwere, warme Luft ermüden so, daß alle Genußfähigkeit schwindet. — Wir hatten mit unserer Gesellschaft beschlossen, den „Taj" nicht gemeinsam zu besuchen, um, ungestört und unbeeinflußt durch Wechselreden, den Eindruck des Mausoleums auf uns

Digitized by Google

wirken zu lassen, welches Shah Jehan seiner geliebten Gattin und Königin errichtet hat. Arjman Banu, Mumtaz Mahal genannt — Stolz des Palastes — war die Nichte jener durch Schönheit und Herrschsucht berühmten Kaiserin Nur-Jehan, die ihrem Gatten so verhängnisvoll wurde. Mumtaz Mahal starb im Wochenbett, nachdem sie ihrem Gatten sieben Kinder geboren hatte.

Mühselig brachte uns das matte Pferd unseres Einspänners, dessen Geschirr die armen dürren Knochen blutig rieb, vorwärts. Leichenzüge eilten an uns vorbei, dem Verbrennungsplatz der Hindus zu, der unweit des Taj an den Ufern des Jumna liegt und Tag für Tag seine Rauchsäulen gen Himmel sendet. Die Leute bewegten sich im Laufschritt; ihre traurige Last liegt auf einer aus Bambusrohr leicht zusammengefügten Bahre, welche auf der Schulter von zwei Trägern ruht, die von Zeit zu Zeit von andern, atemlos folgenden Männern abgelöst werden. Die Leiche ist in rote Tücher gehüllt und mit Bändern vielfach umwunden, welche sie zugleich an die Bahre befestigen. Ein Gefühl des Schauderns durchzuckt uns bei dem widerwärtigen Anblick dieses dahinstürmenden Leichenzuges, den keine Leidtragenden begleiten, dem nur ein paar zerlumpte Gestalten mit Tonkrügen und Messinggefäßen keuchend nachlaufen.

Wir nähern uns dem Taj. Wie viel hat man nicht schon von diesem Bau gehört!? Wie oft ist er nicht besungen worden! Die Glücklichen, die ihn sahen, nannten ihn „eine begeisterte, steinerne Elegie", oder schreiben „es ist das schönste, was man auf der Welt erschauen kann", oder schildern ihn als „eine Vision in Marmor, gezeichnet von Titanen, ausgeführt von Juwelieren". All diese Worte höchster Begeisterung empfindet man als berechtigt, wenn man das berückend wirkende Denkmal „hoher Gattenliebe" zum erstenmal sieht.


Digitized by Google

Ehe man den „Taj Mahal" selbst erblickt, tritt man in einen weiten, mit Mauern aus rotem Sandstein umschlossenen Hof, aus dem ein in herrlichen Proportionen gehaltenes Tor über breite Stufen hinab zu dem den Taj umgebenden Garten führt, einen Durchblick von geradezu überwältigender Schönheit gewährend.

Wir stehen im Dunkel der Torhalle. Im Rahmen des großen Torbogens steigt blendendhell, in lichtblauen Aether getaucht ein Traumbild auf. Feierlich erhaben, schwebt ein silberschimmernder Tempel von leuchtender Pracht in den Lüften. Strahlendes Licht strömt uns entgegen, alles Denken, alles Fühlen des Beschauers aufsaugend. Gebannt, verzückt kann man den Blick nicht wenden. Man schaut und staunt und zittert, dieses Gebilde von Feenhand möge sich in Nebel lösen und unsern Augen entschwinden.

Die Anlage, welche den Taj umgibt, ist mit unvergleichlich feinem Verständnis für den gewünschten Eindruck behandelt und darauf berechnet, alle Sinne und Gefühle auf den sich vor uns erhebenden schneeweißen Marmordom zu lenken. In gerader Linie, dem Mausoleum zustrebend, führt ein Doppelweg. Er wird durch Marmorbecken getrennt, deren Ränder mit zierlichen Zypressen bepflanzt und von Wiesenstreifen begrenzt sind. Zu beiden Seiten dieser hellgrünen Bänder steigen die tiefdunkeln Bäume eines dichten Parkes auf, aus dem schlanke Zypressen wie Säulen hervorragen. Eingeengt durch das hohe Grün des Parkes, geleitet durch die ununterbrochene klare Linie der einfachen Anlage, ist das Auge sofort gefangen, der Blick mit zwingender Gewalt auf den geheimnisvollen Palast gebannt, der ohne sichtbaren Eingang, bloß durch einen silbernen Wasserstreifen mit der Erde verbunden scheint.

Die Sonne sinkt. Der Abendwind trägt zarten Blütenduft über den Marmorpfad. Vögel fliegen dem Dickicht zu, zwitschern leisen Nachtgesang und verstummen. Alles

Digitized by Google

schweigt. Nur von weit her tönt ein seltsam dumpfer Klang, gleich verhaltenem Schluchzen aus gequälter Menschenbrust. Es ist der Wehgesang der Totenklage. Doch wie nur aus weiter Ferne der Ton unser Ohr erreicht, so erfaßt unser Gemüt nur schwach den Sinn der Trauerklage. Umgeben von dieser Zauberpracht, verliert man den Zusammenhang mit der Welt, die jenseits dieses paradiesischen Gartens liegt.

Und die Sonne schwindet. In ihren letzten Strahlen leuchtet und glänzt der Wunderbau. Goldene Töne lösen sich in rosiges Licht, wandeln sich in weißen Glanz und scheidend prägt das Tagesgestirn tiefe Schatten auf den geisterhaft schimmernden Silberdom. Doch die herabsinkende Nacht gleicht auch diese dunkeln Töne aus, und, als ob der Taj im Schein des Mondes schwimme, schwebt magisch leuchtend leicht und beinahe durchsichtig das Zauberbild auf dem dämmernden Abendhimmel.

Ich näherte mich dem Grabmal heute nicht. Ich wollte den empfangenen Eindruck nicht abschwächen, wollte im Wahn befangen bleiben, in „Tausend und einer Nacht" geweilt zu haben. Sehr raffinierte „Feinschmecker" würden überhaupt am besten tun, an diesem Anblick sich genügen zu lassen, der etwas so Märchenhaftes an sich hat, daß durch das Näherkommen viel von dem Zauber schwinden muß, da dann die gröbere Wirklichkeit zur Geltung kommt.

21. Dezember. Wir leben hier in Verhältnissen, die sich ein Europäer nicht träumen läßt und kaum für möglich hält. Gestern hatte es abends, als ich in unser Schlafzimmer kam, nur vier Grad Wärme, und ich fand die Aya auf dem Boden, dicht an meinem Bette hocken. Dicke Tränen standen ihr in den Augen, und als ich frug, was los sei, heulte sie: „poor childern; aya die." Was wollte sie doch wieder mit ihren Kindern! Ich schüttelte bedenklich den Kopf, worauf sie jammernd wiederholte „poor childern — mother die — aya not sleep outside —

Digitized by Google

aya sleep bathroom." Nun wurde es mir klar, denn immer, wenn sie mich rühren wollte, führte sie ihre fernen „poor childern" ins Feld. Wenn sie faul und nachlässig war, erklärte sie, es sei das Heimweh nach jenen Kindern, das sie an der Arbeit hinderte, während der Boy behauptete, daß diese Kinder gar nicht existierten. Gern hätte ich ja den fraglichen Kindern die Mutter erhalten, allein das „bathroom" war „W. C." zugleich, das Arrangement somit für die Aya ganz unmöglich, und doch wollte ich das arme Geschöpf nicht erfrieren lassen. Ich ging also zum „Babu", wie der Direktor des Hotels genannt wird, fand denselben aber völlig abgeneigt, meiner Aya entgegenzukommen. „Alle Ayas schlafen outside, also könne es meine auch", sagte er; wenn sich aber „irgendwo" ein freier Raum fände, dürfe sie sich hinlegen. Unser Nachbarzimmer war frei. und so brachte ich sie dort unter. Doch nicht lange sollte das Glück dauern, denn nach kaum einer halben Stunde stand die Aya plötzlich wieder vor mir, heulte und schrie; ein Gast sei gekommen, und man habe sie aus dem Zimmer geworfen. Nun machte sie Anstalten, sich an das Fußende meines Bettes zu lagern. Alles lieber als dies, denn der Pavian schnarcht und — riecht nicht gut. Als ich mich gegen diese Niederlassung wehrte, erklärte sie rund und bündig: „Lady not good — aya not sleep outside — aya sleep bathroom", stand auf, nahm ihr Bettzeug und schritt stolz in die Toilette. Ich war sprachlos. Aber „Da kanscht nix mache", sagt der Schwabe! Ich wollte nochmals mit der Aya unterhandeln und ging in die Kammer. Doch da lag sie schon. Sie hatte den Handtuchständer als spanische Wand neben sich gestellt und meinte „master all right — aya not see." Keine Macht der Welt hätte sie entfernen können. Hier lag sie und hier blieb sie. — Als sich die Aya so energisch „Recht" verschafft hatte, mußte ich unseres armen Boys gedenken, der draußen vor der Tür auf einer Strohmatte lag, nur durch

Digitized by Google

eine dünne Wolldecke gegen den Frost geschützt. Er war von einem großen Paket nicht zu unterscheiden, bloß ein leises Wimmern drang aus demselben und deutete darauf hin, daß etwas Lebendes da zusammengerollt lag. Jammernd klang es immer wieder an mein Ohr „cold, very cold“ Wie sollte ich dem armen Kerl helfen? Von unsern Sachen konnte ich ihm aus hygienischen Gründen nichts geben, selbst wenn ich überflüssige Decken gehabt hätte. Das einzige, was ich daran wagen konnte, war unser großer Sack für Stiefel und schmutzige Wäsche. In diesen kroch Charley, so heißt unser Boy, buchstäblich ganz hinein, zog ihn über den Kopf und war verschwunden. — Obwohl ich wie eine Mumie eingewickelt im Bette lag und drei Decken aufgelegt hatte, konnte auch ich kaum warm werden. Der Gegensatz der Tag- und Nachttemperatur ist eben zu groß, denn bei Tag haben wir fünfundzwanzig Grad Reaumur Hitze, bei Nacht kaum einen Grad. Außerdem sind die Parterrezimmer, in die nie ein Sonnenstrahl dringt, empfindlich kalt.

22. Dezember. Nach dem „warmen“ Frühstück, das von Anfang bis Ende „kalt“ war, fuhren wir in Begleitung eines Kutschers, Läufers und Führers nach der Stadt. Agra liegt auf der rechten Seite der Jumna und kam erst durch mohammedanische Herrscher zu seiner Bedeutung. Vor dieser Zeit, also vor dem 16. Jahrhundert, ist nach Murray über den Ort wenig bekannt. Er zählte Mitte des 16. Jahrhunderts eine halbe Million, heute hat er nur noch einhundertundsiebzigtausend Einwohner. Abgesehen von den unvergleichlich herrlichen Baudenkmälern, besitzt Agra für die Engländer große, militärische Wichtigkeit, dann bildet es zugleich den Mittelpunkt für den Handel und hat einen bedeutenden Markt für Pferde und Kamele. Mit seinen breiten, gepflasterten Straßen und schönen zwei- bis dreistöckigen Häusern gilt es als die reinlichste Stadt Indiens.

Digitized by Google

An einem großen, freien Platz liegt das „Fort“, das mit seiner stumpfzackigen Festungsmauer aus rotem Sandstein einen imposanten Eindruck macht. Es wurde 1586 von Akbar erbaut.

Durch das mächtige, finstere Delhi-Tor gelangt man auf einer in den Felsen gehauenen steilen Fahrstraße bis zu dem Mittelpunkt der Festung. Hier liegen, eng gedrängt neben- und übereinander, eine Anzahl herrlichster, von den Kaisern Akbar, Shah Jehan und Aurangzeb errichteter Prachtbauten. Aus den Marmorhallen des Divan-i-Am, des öffentlichen Audienzsaales, führen tieferliegende Korridore in den Divan-i-Khas (Privathalle). Bevor man den „Matschi Bhawan“, den Fischteich, betritt, besucht man erst die „Naginah Moshid“, die Juwelenmoschee, welche von Shah Jehan als Privatmoschee für die Damen seines Hofes erbaut wurde. Dicht neben dieser befindet sich auf hübscher Plattform ein in zweifarbigem Marmor eingelegtes Schachbrett, auf dem der Kaiser mit lebendigen Figuren spielte, eine Spielweise, der die Großen des Reiches heute noch huldigen. Von hier aus steigen wir hinunter an den „Matschi Bhawan“. Er ist auf drei Seiten von einer zweistöckigen Mauer eingefaßt. Durch Bogen und Säulen verbunden, laufen zwei Galerien der Mauer entlang. In diesen gedeckten Wandelgängen promenierten die Schönen des Palastes und fischten mit goldenen Angeln in dem Teich, der heute nur noch einen grünen Rasenplatz darstellt, in dessen Mitte ein uralter, großer Baum steht. Die vierte Seite der Mauer, die den ehemaligen Teich umzieht, hat statt eines zweiten Stockwerkes eine geräumige Terrasse.

Von hier aus schweift das Auge über die ruhig fließende Jumna bis dahin, wo in duftiger Ferne der Taj in zitternder Sonnenluft schimmert. Auf der Terrasse, nahe am Geländer, über das hinab man auf die prachtvolle Straße blickt, liegt ein ungeheurer Granitblock, der „schwarze Thron“ genannt. Ein tiefer Sprung spaltete den Stein und

Digitized by Google

Blut färbte seine Ränder, als einst ein Usurpator ihn bestieg. Die Blutspuren sind natürlich Eisenoxyd. — Direkt unter dieser Terrasse befand sich einst der Zwinger, in dem die Tierkämpfe zwischen Tigern und Elefanten ausgefochten wurden. Ueber demselben, dem Strome zugekehrt, auf mächtigen Mauern vorgebaut, ragt der „Khas Mahal", der Privatpalast mit den Zimmern des Shah Jehan empor. Dem Flusse zunächst ist das Sterbezimmer Shah Jehans, ein oktogonaler, von einer luftigen, offenen Säulenhalle umgebener Raum. Hier, mit dem Blick auf den Taj, das Grabmal seiner geliebten Königin, gab der gefangene Fürst seinen Geist auf.

Die Dynastie Akbars steht unter dem Zeichen aufständischer Söhne. Wie einst Jehangier und Jehan gegen ihre Väter konspiriert und rebelliert hatten, so wurde auch Jehan das Opfer seines ehrgeizigen Sohnes Aurangzeb (1657), der ihn des Thrones beraubte, um diesen selbst zu besteigen. Obwohl der Regierungsantritt Jehans seinerzeit durch ein Blutbad gekennzeichnet wurde — er tötete seine Brüder und alle Verwandten, bei denen er Ansprüche auf die Krone vermutete —, war Jehan als Kaiser gerecht und mild. Er führte ein tadelloses Leben, bewies sich sogar als guter Haushalter, trotzdem der Glanz seines Hauses das Staunen der Welt bildete. Sein berühmter Pfauenthron, dessen Vogel von echten Rubinen, Smaragden und Saphiren erglänzte, hat, wie schon gesagt, Millionen gekostet, von seinen übrigen prachtvollen Bauten in Delhi und Agra ganz zu schweigen. — Unter Jehan erscheinen die Maharatten, ein arisches Hinduvolk, das die Gebirge von Gwalior bis Goa bewohnt, zum erstenmal in der Geschichte Indiens. Sie sind es, die im nächsten Jahrhundert (18.) dem Reiche der Großmogule ein Ende machen.

Der „Khas Mahal" stößt mit seinem Wasserbassin und Springbrunnen an einen reizenden Bau, an den „Anguri Bagh", den „Traubengarten". Inmitten von Büschen und

Digitized by Google

Bäumen steht eine kleine Halle mit unendlich feinen, zarten, spitzenartigen Skulpturen, so duftig und doch so klar in der Zeichnung, daß man Brüsseler „Points" zu sehen glaubt. Ebenfalls an den „Anguri Bagh" anstoßend, liegt der „Shish Mahal", Spiegelpalast, zwei dunkle Zimmer umfassend, deren Wände über und über mit kleinen Spiegelstückchen belegt sind, die im Kerzenglanze lustig funkeln. Einst fiel hier eine Kaskade über Lämpchen in ein Bassin mit hübschem Wellenprofil als Einfassung. Aber die Lämpchen sind erloschen, die Kaskade rauscht nicht mehr, und so ist der Eindruck ein ärmlicher. — Durch den „goldenen Pavillon" gelangt man nun zu den Privatgemächern der Hauptsultanin, die im „Saman Burj", dem „Jasminturm", liegen. Geschmückt sind diese Räume mit exquisitester Marmorarbeit, die aber leider durch das Einschlagen von Kugeln sehr beschädigt ist. Im „goldenen Pavillon" selbst befinden sich die Schlafzimmer der königlichen Damen. Die Wände dieser Gemächer sind rings mit kleinen Löchern von etwa vierzig Zentimeter Tiefe versehen, die zur Versenkung und Aufbewahrung von Schmuck und Juwelen dienten. Diese Behälter wurden, um Diebstahl zu verhindern, so eng gehalten, damit nur ein schlanker Frauenarm in solch seltsamen, diebessicheren Schmuckkasten gelangen konnte.

Mit „Saman Burj", den Gemächern der Sultanin, wird der Divan-i-Khas, die Privataudienzhalle des Herrschers, ein Meisterwerk musivischer Technik und poetischer Zeichnung, durch eine Treppe verbunden. In weißem Marmor sind hier Blumen und Früchte eingelegt. Reiche, in kostbaren, bunten Steinen ausgeführte Guirlanden ziehen sich leicht und graziös über die leuchtenden Marmorsäulen, Wände und Decken hin. — Nun folgt der Mittelpunkt des Forts, die „Perle der Moscheen", das „lieblichste Bethaus der Welt", die Moti Musjid, welche größer als die gleichnamige von Delhi und zugleich ganz verschieden von derselben ist. Ihr Dach schmücken zahllose Türm-

Digitized by Google

chen, luftige Pavillons, die von schlanken Säulen getragen werden. Der Boden der Halle ist in sechshundert Betplätze eingeteilt. Jeder Gläubige kniet auf seinem eigenen, in Marmormosaik nachgebildeten, prachtvoll ausgeführten Gebetsteppich, der eine nach Osten gerichtete Kibla darstellt. An der Schmalseite dieser Halle schließt sich der den Frauen reservierte Raum an. Er wird durch zierliche, reizvolle Gitter, die wie Marmorschleier wirken, von dem Männersaale getrennt und ist, wie die ganze Moschee, wunderbar und unvergleichlich rein und fein im Stil. — In der Mitte des Hofes liegt ein kleiner Tank mit Marmoreinfassung.

Außer diesen Gebäuden wäre im Fort nur noch der Palast Kaiser Jehangiers zu nennen, den von den Bauten Jehans eine Anzahl Badeplätze und Springbrunnen trennt. Jehangiers Residenz ist aus rotem Sandstein aufgeführt, teilweise außen mit grell grünen und blauen Platten eingelegt, zwischen denen man auf weißen Marmorschildern das Freimaurerzeichen gewahrt. Der Palast hat zwei Stockwerke, aber die Fenster sind so unregelmäßig angebracht, daß man die Ventilation und Beleuchtung der einzelnen Räume nicht begreift. Im Parterre überrascht eine Säulenhalle durch reiche Kapitäle. Die Träger des Plafonds, große dicke Riesenschlangen, die sich aus dem Maul der seitlich angebrachten Elefantenköpfe über die Decke hin winden, sind sehr interessant. Eine zweite Pfeilerhalle liegt dieser gegenüber. Ihre Säulen stehen eng zusammen und bilden schmale, kurze Korridore, in deren Gewinkel der Kaiser mit seinen Damen „Verstecken" spielte. Hier wurde uns auch ein großer Raum als „Bibliothek" bezeichnet. Die Bücherstellagen sind quadratische, kleine Mauerhöhlen, in welche die Bücher gelegt oder gestellt wurden. Im Souterrain des Palastes diente ein Labyrinth von kellerlochartigen Zimmern vor Zeiten als „buen retiro" während der heißen Jahreszeit.

Digitized by Google

Heute aber wird es als Schlupfwinkel von Schlangen und eklem Getier ängstlich gemieden.

Jehangier, der Schöpfer dieses Bauwerkes, war der Lieblingssohn Akbars gewesen. Er hieß eigentlich „Salim", nahm aber bei seinem Regierungsantritt seinen späteren Namen Jehangier, d. h. „Eroberer der Welt", an (1605—1627), obwohl er die Welt nicht eroberte, das von Akbar überkommene Reich sogar nur um sehr weniges vergrößerte. Seine Regierung bestand aus Kämpfen gegen seinen rebellischen Sohn Jehan, in maßlosem Steigern der Machtsphäre seiner Gemahlin und in einem haltlosen, schwelgerischen Leben. Den Mittelpunkt seines Daseins bildete die Kaiserin, die ihn ganz beherrschte. Eine vornehme und bildschöne, arme Perserin hatte das Herz des jungen Prinzen einst gewonnen. Durch Akbars Machtspruch wurde dieselbe an einen Soldaten verheiratet, von dem sie nach des Vaters Tod auf Befehl des Kaisers Jehangier wieder geschieden wurde. Nach einer Zeit keuscher Zurückgezogenheit, die sie im Palast verbrachte, tauchte sie als „Nùr Jehan" = „Licht der Welt" und Kaiserin wieder auf. Aber sie zeigte sich als gefährliche Intrigantin, die gegen ihren Gemahl konspirierte, was den Kaiser um den Thron brachte und sie ins Privatleben zurückversetzte. — Jehangier war nach dem Tode seines Vaters Akbar zum mohammedanischen Glauben zurückgekehrt, den dieser mit der selbstgeschaffenen „Ilahi-Religion" vertauscht hatte. Obwohl wieder Moslem, befolgte jedoch der Herrscher nur scheinbar die Satzungen des Koran, war innerlich ohne alle Frömmigkeit. Er verbot zwar den Genuß des Weines, gab sich aber selbst dem Trunke maßlos hin. und ließ seine Spießgesellen totprügeln, wenn sie sich in seiner Gegenwart unterfingen, auf die gemeinsamen nächtlichen Orgien anzuspielen. Im übrigen bemühte er sich, gerecht zu sein. So hing zum Beispiel eine goldene Glocke in seinem Privatzimmer, deren Kette bis hinab auf den Hof reichte, und an

Digitized by Google

der jeder läuten durfte, welcher den Kaiser ohne Mittelsperson sprechen wollte. — Europäische Abenteurer (auch Austin de Bordeaux) waren an seinem Hofe gern gesehen. Er schützte ihre Kunst und Religion. Zwei Neffen von ihm nahmen mit seiner Einwilligung sogar das Christentum an.

Der Eisenbahn gegenüber, steht außerhalb des „Fort", auf einer erhöhten Plattform, die „Jumna Musjid", welche Shah Jehan 1644 im Namen seiner Tochter Jehanara erbaut, die sein trauriges Los getreulich teilte, als ihn sein Sohn Aurangzeb bis zum Tode gefangen hielt. Diese Moschee hat drei Kuppeln und besteht aus fünf, durch ein schönes Tor mit dem großen Mittelhof verbundenen Teilen. Ihre Eigenart bilden ballonartige Kuppeln ohne Hals und ungemein feine Sandsteinarbeiten. Die Geländer sind so durchsichtig behandelt, daß man ein durchbrochenes Eisengitter zu sehen glaubt.

So müde wie heute, hatten wir uns auf der ganzen Reise noch nicht gefühlt. Es waren aber auch der Eindrücke zu viele gewesen, und mehr als nur eine oberflächliche Beschreibung von all den Palästen, Tempeln, Gärten, Moscheen und Hallen zu geben, die im „Fort" in- und aufeinander gebaut sind, ist mir unmöglich. Erschien mir doch das „Fort" mit all seinen Treppen, Korridoren, Galerien, unter- und oberirdischen Gängen wie ein riesiger Irrgarten.

Lange vor Sonnenuntergang fuhren wir wieder hinaus zum „Taj Mahal", der von neuem einen berückenden Eindruck machte. Der Glanz, die Skala der Farbentöne, in die er sich allabendlich taucht, sind wirklich überwältigend. — Ich muß nun auch sagen, wie der Taj gebaut ist. Heute schritt ich die Stufen hinab, die von der Torhalle „great gateway" zu den Marmorwegen führen, und gelangte, dem „silbernen Wasserstreifen" folgend, durch einen versteckten Torbogen in den Unterbau, auf dessen Plattform das Mausoleum ruht.

Digitized by Google

Der Taj ist ein quadratischer Bau mit großer, achtzig englische Fuß hoher Kuppel. An den Ecken stehen in einiger Entfernung vier isolierte Minarets. Die Kunst, mit welcher der Bau in den Raum gestellt, erscheint bewunderungswürdig. Das prachtvolle Kolorit des Gesteins, der Reichtum an filigranartiger Marmorarbeit, der leuchtende Farbenschmuck eingelegter kostbarer Steine, dies alles wirkt blendend. Die entzückende Harmonie der Anlage, der üppige Garten mit tropischen Bäumen und die feierlich vorbeifließende Jumna ergreifen den Beschauer mächtig, und doch steht dies alles in gar keinem Verhältnis zu jener Empfindung, welche uns beherrscht — überwältigt und über alle Wirklichkeit hinweghebt, wenn man den Taj zuerst aus der Torhalle von weitem erblickt.

Sein Inneres erscheint reich geschmückt. Ein wundervolles Marmorgitter teilt den Raum ab. Hinter dieser durchsichtigen Wand steht ein kleiner Sarkophag aus gleichem Material. Er ist mit eingelegten Arbeiten verziert, wie sie seit Akbars Zeit für die Ausstattung der Bauwerke unter den Großmogulen charakteristisch sind. Unter diesem Sarkophag in der Krypta schlummert die über alles geliebte Königin „Mumtaz Mahal" — der Stolz des Palastes. Wie das Baptisterium zu Pisa, hat der Taj eine seltsame Akustik. Das halblaut, aber klangvoll ausgerufene „Allah" des Führers hallt erst undeutlich, dann klar und lauter werdend, als es gesprochen wurde, zurück und verklingt hierauf wieder zart und melodisch.

Der Hauptbaumeister des Taj ist unbekannt, aber es scheint, als wäre Austin de Bordeaux an seiner Ausführung oder doch wenigstens an den herrlichen Mosaiken in Florentiner Art beteiligt gewesen.

Als wir abends ins Hotel zurückkehrten, fanden wir die Aya und den Boy zum erstenmal einig. Sie hatten sich im Frieren gefunden. Gemeinsam erklärten sie, ich müsse ihnen ein warmes Kleidungsstück kaufen. Nun hatten zwar beide

Digitized by Google

in Colombo zwanzig Rupien bekommen, um sich auszustatten, doch beide hatten natürlich das Geld verjubelt, und es blieb mir nichts übrig, als die Sachen anzuschaffen, sollten die beiden Leute nicht noch dümmer werden, als sie bereits sind. Denn seit sie frieren, haben sie den letzten Rest von Intelligenz eingebüßt.

23. Dezember. Zusammen mit Baron Gemmingen besuchen wir das Grabmal von J'timadu-daulah, dem Vater der Nûr Jehan, jener ehrgeizigen, ränkesüchtigen Gattin des Kaisers Jehangier. Es liegt an der Jumna und ist ein viereckiges, kleines Gebäude mit achteckigem Turm, in dem sieben Grabmale aufgestellt sind. Das Mausoleum zeichnet fabelhaft feine Marmorarbeit aus. Tüllschleier scheinen die Fenster zu verhängen. — Arbeiter waren hier mit Reparaturen beschäftigt. Das meiste, was auf Wunsch der verschiedenen Gouverneure renoviert wurde, ist verständnislos gemacht. Unser Führer, ein brustkranker, ewig betelkauender Muselmann mit feurigen Augen und hektischen Wangen, steht mit dem Englischen auf einem feindlichen Fuß, und bei allen restaurierten Gebäuden, Marmor- und Mosaikarbeiten versichert er grimmig „government is repaired“, dabei blitzen seine brennenden Augen boshaft, gerade als ob er sich freue, wenn sich das „government“ seine Kunstschätze ruiniert und sich dabei blamiert. Ueberhaupt sind die Mohammedaner der englischen Regierung unfreundlich gesinnt, und bestände nicht Haß und Neid zwischen den Moslims und Hindus, die noch lieber ihren Unterdrückern gehorchen, als sich gegenseitig zu einer Machtstellung verhelfen wollen, es wären die Engländer längst aus Indien verjagt.

Chini ka Roza, eine Grabkirche, die irgendwo auf dem freien Felde außerhalb Agra liegt, ist nach dem sie zierenden Fayence-Mosaik genannt. Ihre Farbe hat sich pracht-

Digitized by Google

voll erhalten und kann in gleicher Schönheit heutzutage nicht mehr hergestellt werden.

24. Dezember. Um neun Uhr fahren wir ins „jail“ — das Gefängnis von Agra. Der Direktor empfing uns am Tor, da wir bereits gestern den Besuch angemeldet hatten. Er ist ein liebenswürdiger Beamter und ein Mann von kolossaler Schulterbreite.

Dieses Gefängnis erschien mir als der reinlichste Ort Indiens, wenigstens der reinlichste, den wir bisher sahen. Eine turmhohe, unübersteigliche Mauer — die aber doch oft überstiegen wird — umgibt die ganze Anlage, die Gärten und Gebäulichkeiten. Der außerordentlich weitläufige Bau umschließt große Höfe und luftige Schlafsäle, nur darf man sich unter letzteren nicht etwa Räume mit Betten oder Pritschen vorstellen. Es sind lediglich große, kahle, verschließbare Hallen, in denen mit kleinen Zwischenräumen Steinbänke ohne Lehnen und mit geringer Erhöhung für den Kopf eingebaut sind, kaum so lang und breit, daß sich ein Mann auf ihnen auszustrecken vermag. — Ausgedehnte Gärten liegen um das eigentliche Gefängnis herum. Sie befinden sich in gutem Stande, und es scheint auch wirklich etwas in ihnen zu wachsen.

In der Strafanstalt sind meist zweitausend Gefangene inhaftiert. Diejenigen, welche auf Lebensdauer verurteilt wurden, bleiben nur vorübergehend hier. Die Sträflinge weilen unter Tags in einem, von hohen Mauern umgebenen Hof. In langen Reihen hocken sie, die Füße an Pflöcke gefesselt da und haspeln Wolle. Wenn man sich ihnen nähert, müssen sie auf ein Zeichen des Wächters à tempo in die Hände klatschen, zum Beweis, daß sie keine Instrumente zwischen den Fingern halten. Hauptsächlich in der Abteilung für Teppichknüpferei ist das wichtig, weil hier die Gefangenen, auf beiden Seiten des Webstuhles sitzend, zur Arbeit Nadeln, Scheren usw. bedürfen und es schon

oft vorgekommen ist, daß sie diese nach den vorbeigehenden Wärtern warfen oder nach ihnen stachen. Da die Teppiche in geschlossenen Räumen angefertigt werden, muß man an den Leuten sehr nahe vorbeigehen und ist ihrer Bosheit ausgesetzt. Die „Lebenslänglichen" sehen bei flüchtiger Beurteilung ganz harmlos und gutmütig aus. Bei näherer Betrachtung, und nachdem mich der Direktor auf den Ausdruck ihrer Augen aufmerksam gemacht hatte, sah ich jedoch, welch eigentümlichen Blick solche Verbrecher fast übereinstimmend haben. Er mag daher wohl im Rechte bleiben, wenn er sagt, daß er es bei den übrigen Gefangenen vorausbestimmen kann, ob sie noch „Lebenslängliche" werden, weil dieser eigenartige Blick „angeboren" sei.

Im übrigen sitzen sehr viele Gewohnheitsverbrecher im Gefängnis, die beim Verlassen desselben den Direktor bitten, ihnen doch das „berth", wie sie ihre Steinbank schmeichelhaft nennen, aufzuheben, denn sie kämen ja doch bald wieder. Mir schien es, als ob der Direktor für seine Stammgäste ein gewisses Wohlwollen empfände, denn er meinte, sie könnten es ja doch nirgends besser als bei ihm haben und nirgends besser untergebracht sein. Die Gefangenen sind sehr gut gepflegt, werden jede Woche zweimal gewogen, und „wenn sie im Gewicht abnehmen, bekommen sie mehr zu essen und weniger zu tun", sagt der Herr Direktor, der ein Witzbold zu sein scheint. Die Kuchen, welche die Gefangenen zu ihren Mahlzeiten erhalten, werden merkwürdig reinlich, geradezu appetitlich zubereitet. Ich versuchte sie, und fand sie, wenn auch keine Delikatesse, doch verlockender als jene, welche die Hindus an den Straßenecken backen. Es liegen mehrere Küchen nebeneinander, und man nimmt bei der Zubereitung der Speisen darauf Rücksicht, für wen dieselben bestimmt sind. Die verschiedenen Kasten versorgen Sträflinge (Köche) der gleichen Kaste, damit die religiösen Anschauungen der Gefangenen nicht verletzt werden. Jeder Sträfling bekommt

Digitized by Google

zehn Kuchen, die wie dicke Matzen aussehen, jedoch nicht hart sind. Abends reicht man Suppe und Gemüse mit Curry. Die Leute sind danach wirklich besser verpflegt, als sie es meist gewohnt waren. Wenn man der elenden Gestalten in den Straßen gedenkt, wo eine Steppdecke, die sich an zwei dürren, dunkeln Stecken bewegt, das Bild eines Menschen darstellt, dann möchte man all diesen armen Heimatlosen für die Wintermonate ein Unterkommen im „jail“ wünschen.

In die Frauenabteilung warfen wir nur einen flüchtigen Blick. Sie zeichnete sich durch wirres, gräßliches Durcheinanderschreien aus. Die Zellen für Einzelhaft gleichen ganz kleinen Käfigen für wilde Tiere; jene, welche unter dem Erdboden liegen, wurden uns nicht gezeigt, falls solche überhaupt vorhanden sind. Eine sehr traurige Abteilung im „jail“ bilden die Höfe, in denen ganz junge Burschen oder Mädchen weilen, die wegen eines Diebstahls gefaßt wurden und nun von ihrer Familie für immer ausgestoßen bleiben. Diese Knaben und Mädchen sind, wenn sie ihre Strafe abgebüßt haben, dem Verbrechen und Laster preisgegeben, da sie ohne alle Hilfsmittel entlassen werden und ohne jeden Familienanschluß sich nicht anders als mit erneuten Diebstählen fortbringen können. Um die Jugend zu schützen, hat die englische Regierung jetzt Besserungshäuser gegründet, in denen die entlassenen Sträflinge eine Zeitlang bleiben, bis sie als Arbeiter untergebracht werden können.

Dr. Hankins, an den wir durch Professor Hahn empfohlen waren, der aber leider gleich nach unserer Ankunft nach Delhi zum Durbar fuhr, erzählte, daß voriges Jahr ein Mann im „jail“ saß, der versucht hatte, eine ganze Stadt mit Datura (Stechapfel) zu vergiften. Er begann mit ganz kleinen Dosen, um eine Krankheit vorzutäuschen, und steigerte dann die Gaben, bis die Todesfälle zur Epidemie anwuchsen und Dr. Hankins durch Untersuchung der

Digitized by Google

Leichen das Gift feststellte. — Ferner erzählte uns Dr. Hankins eine sehr merkwürdige Geschichte von zwei deutschen Leutnants, die im letzten Winter hier gewesen waren. Hoffentlich ist die Erzählung eine böswillige Erfindung. Die beiden Herren trafen den Direktor des Gefängnisses bei Herrn Weiland, einem Deutschen, der hier eine große Teppichfabrik hat. Sie erkundigten sich, ob und wie oft Hinrichtungen im Gefängnis stattfänden. „Ach deren haben wir viele", sagte der Direktor, „und wenn es Sie interessiert, dann lasse ich Ihnen morgen zwei hängen." Unsere beiden Offiziere folgten der Einladung, und richtig, es wurden zwei gehängt! — In einem artigen Briefe drückten die Herren ihren Dank aus. Eine zufällig für diesen Morgen bestimmte Exekution bot wohl den Anlaß zu diesem derben Scherz.

Im „jail" ist eine bedeutende Teppichmanufaktur, und der deutsche Kaiser hat hier wiederholt größere Bestellungen gemacht. Die durch die Gefangenen angefertigten Teppiche sollen unverwüstlich sein und den Erzeugnissen der Weilandschen Fabrik gleichkommen. Herr Weiland beschäftigt in seiner Weberei, die wir auch besuchten, sehr viele Kinder von acht bis elf Jahren. Es ist rührend und reizend zu sehen, wie die kleinen Fingerchen zwischen den Fäden sicher und geschickt hin- und herhuschen. In Indien werden die Teppiche nicht nach vorgezeichneten Mustern geknüpft, sondern nach vorgelesenen Anweisungen. Ein Erwachsener ruft bei jedem neuen Knoten die Farbe des Fadens aus und wie viele Knoten von gleicher Farbe nebeneinander geschlungen werden sollen. Die Kinder wiederholen gleichsam zur Kontrolle ihrer Arbeit mit singendem Tonfall das Verlesene.

Auf dem Heimweg nahm ich noch ein paar Straßenbilder auf. Was ist da nicht alles zu sehen! Auf den Dächern fette, große Affen, in den Straßen dürre, schmächtige Menschen mit zerlumpten Fetzen, auf dem Kopf als

Digitized by Google

teuersten Besitz die zusammengerollte Steppdecke tragend. — Da liegt in der Sonne ein Weib, dem ein anderes den geschwollenen, hochaufgetriebenen Leib massiert. Dort wird ein Bub geölt, um die Haut gegen die Kälte zu schützen. Hier sitzt ein Mann in der Sonne, wird rasiert und hält dazu einen winzigen Scherbenspiegel in der Hand, wie die Chinesen auf dem „König Albert“ aufmerksam jede Bewegung des Barbiers beobachtend. Neben einem Milchtopf werden nasse Haare mit engem Kamm frisiert; in einem Fruchtladen durchsucht ein Kind mit unglaublicher Geschicklichkeit die Frisur seiner Mutter. In heißer Asche werden gleichzeitig die Hindukuchen gebacken und zum Abkühlen in den Staub gelegt. Alle Häuser sind mit „Bierfilzeln“ verziert, welche die fünf Finger zeigen. Dafür sieht man auch nirgends Kuh- oder Pferdedünger, denn tausend geschäftige Hände sammeln, kneten und kleben ihn an die Häuser. Aeußerst geschickt verstehen die Frauen, während sie einen Korb auf dem Kopf balancieren, den vorher mit den Füßen aufgerollten Kuhfladen mit der gekrümmten Fußsohle zu fassen, der Hand zu reichen, die ihn dann in den Korb schleudert. — Oft wird der Kuhdung mit Wasser zu einem dünnflüssigen Brei angerührt und mit diesem der Boden und die Wände des Hauses bestrichen, eine Maßregel, welche das Ungeziefer fern halten soll. Hauptsächlich aber wird der Dünger als Brennmaterial benützt und man sieht lange Züge wehmütig blickender, ganz kleiner Eselchen eilig durch die Straßen trippeln, alle mit ungeheuren Lasten dieses Feuerungsmaterials beladen.

Auf der Schattenseite der Straße liegt ein Kamel und stirbt; vorwurfsvoll blickt das arme, aufs Blut geschundene Tier um sich. In der Sonne lagert, unter Staub begraben, ein büßender Bettler wie tot, aber er lebt — über ihm häuft sich Staub auf Staub, er wehrt sich nicht. Nur von Zeit zu Zeit reckt sich ein grauer, dürrer Arm aus der Staubmasse hervor und öffnet die Hand; der Vorüber-

Digitized by Google

gehende läßt eine Münze hineinfallen — die Hand schließt sich und verschwindet im Staub. Welch schrecklicher Anblick, jammervoll und ekelhaft! — Entsetzliche Krüppel, die alle Menschenähnlichkeit verloren haben, hüpfen und kriechen über die Straße. Ein fürchterlicher Wasserkopf von riesigen Dimensionen sitzt auf schauerlichem skelettartigen Körper, aus dem die Rippen eckig herausstehen und die Aermchen und Beinchen haltlos hängen. Das elende Wesen hockt grausam verstoßen in einem kleinen Karren ohne Stroh und glotzt aus ein Paar großen, blöden Augen stier in die Welt. Ein halbverhungertes Bübchen zieht den Wagen durch die Menge. Scharen von Kindern wälzen sich im Staube, als gälte es ein erfrischendes Bad zu nehmen. Grau und verklebt sehen Haare und Augen aus, und die armen kleinen Wesen sind voll von häßlichem Ausschlag. Das Elend, das man hier ringsum erblickt, ist nicht zu schildern.

Wenn ich es nicht in mein Tagebuch schriebe, ich würde es vergessen, daß wir heute den heiligen Abend feiern. Es ist uns so gar nicht weihnachtlich zumute. Nichts in unserer Umgebung erinnert an das Fest, und wir haben keine Zeit daran zu denken. Gleichwohl beabsichtigen wir heute eine gemeinsame Feier, d. h. wir wollen unser Dinner zusammen an einem Tisch nehmen — sonst speist jede Partei für sich — auch Frau von R. und Herr Federer kommen aus ihrem Hotel zu uns herüber. Anfänglich hatten wir große Pläne, wir wollten uns gegenseitig beschenken, eine Lotterie arrangieren, gaben aber alles auf, denn das kostet Zeit und Mühe, und diese kann man hier besser anwenden als „Bescherung" zu spielen.

Nachmittags Fahrt durch die Stadt und zum Basar, dem Markt der Hindus, der in Indien jedoch selten ein großer freier Platz ist, sondern meist ein Gewinkel, ein Netz von Straßen, Gassen und Gäßchen darstellt. Hier in Agra sind die Straßen verhältnismäßig breit, gut ge-

Digitized by Google

pflastert und ziehen sich zwischen mehrstöckigen Häusern hin. Die Läden aber und Werkstätten sind deshalb doch alle zu ebener Erde und gegen die Straßen zu völlig offen. Eine Ausnahme macht das größte Kaufhaus in Agra, Ganeshi Lall, dessen Laden im ersten Stock liegt, an den sich Terrassen anschließen, auf welchen Dutzende von Männern vor Stickrahmen sitzen und die denkbar kunstvollsten und kostbarsten Gold- und Silberstickereien ausführen. Mit großer Geschicklichkeit werden farbige, echte und unechte Steine in den Blumen- und Pfauenmustern verwendet. Eine Robe mit Rad schlagenden kleinen Pfauen ist in Arbeit. Die Pfauen sind wundervoll gestickt, die Augensterne der Schweiffedern schimmern tiefblau als echte Saphire. Ganeshi Lall nannte eine fabelhafte Summe, die ein unsinnig reicher Hindu in Kalkutta dafür zahlt. — Frauen werden niemals als Stickerinnen oder Teppichknüpferinnen in Fabriken verwendet. Alle Arbeiten, die von ihnen stammen, sind in den Zenanas, in den Frauengemächern gefertigt, wo die Weiber ihr ganzes, freudloses Leben zubringen.

Jeder Besuch in einem Laden nimmt eine ungeheure Menge Zeit in Anspruch. Man wird wirklich wie ein Besuch behandelt, muß sichs „bequem machen", sich auf das Sofa setzen. Der Kaufherr hockt sich auf den Boden, schlägt vor, was man kaufen soll, erzählt, was er besitzt, und schleppt immer Neues herbei, lauter Dinge, die man nicht will, trotzdem er genau weiß, was man wünscht. Mit unendlicher Sorgfalt wird alles aus Blechkoffern ausgepackt und mit gleich großer Vorsicht wieder hineingelegt, bis endlich die Geduld reißt und man aufsteht und gehen will. Dann ist das, was man gewünscht, zur Hand, und nun beginnt nochmals ein endloses Hin- und Herhandeln. Meist verläßt man ein paarmal den Laden, bis der Handel zum Abschluß kommt. Mich versicherte Herr Ganeshi Lall „you are very clever", als ich sechs Stück Türkisen von sechzig auf zweiundzwanzig Rupien herunterhandelte — „you are

Digitized by Google

very clever“ war Hohn, denn die Steine waren imitiert, wie sich späterhin herausstellte. Hier im Laden des Ganeshi Lall sah ich auch jene prachtvollen Bochara-Decken, die, wenn sie echt, wirklich ganz einzig schön in Farbe und Arbeit sind. Gewöhnlich findet man bei uns nur solche, die fabrikmäßig hergestellt wurden, und nicht jene Stücke mit dem feinen engen Stich, den die Bochara-Jungfrauen anwenden. Jede dieser echten Decken stellt die Arbeit eines Mädchens bis zum Tage ihrer Verlobung dar. Von da ab wird kein Stich mehr an der Stickerei gemacht. Deshalb findet man sehr selten fertige und noch seltener reich gestickte Decken, da dies immer eine sehr lange Jungfernschaft bedeuten würde.

Ueber dem Handeln war der ganze Nachmittag hingegangen. Als wir unsern Wagen wieder bestiegen, hatte man bereits die Lichter in dem Basar angezündet. Alles glitzerte, leuchtete, flimmerte und blitzte, der Goldflitter, die bunten Gewänder, die feurigen Augen, die Goldspangen um Hals und Arme und die vielen tausendfarbigen Dinge, die in und vor den Buden ausgelegt waren. — Wir wollten ein paar Blumen kaufen, um unsern Weihnachtstisch zu schmücken, fanden aber keinen Laden. Zu unserm größten Erstaunen hörten wir von dem Führer, daß „there was only one man made here for flowers and he stands at the station, that's all.“ Der Hallunke wollte uns natürlich zu einem Freund am Bahnhof bringen, von dem er einen Backhschisch bekam, aber wirklich so „clever“ waren wir nun nachgerade doch geworden. Wir befahlen energisch, im Basar einen Blumenladen zu finden, und er fand ihn sogleich. Wir bekamen reizende, zu dicken runden Girlanden gewundene levkoyenartige gelbe Blumen, mit denen die Brahminen und die heiligen Kühe bekränzt zu werden pflegen; fanden entzückende schlanke rote Blüten mit Blättern wie Weinlaub und anderes mehr. Wir füllten den Wagen mit all den reizenden Kindern Floras, erfreut,

Digitized by Google

unser Ziel erreicht zu sehen. Baron Gemmingen kaufte eine heilige Kuh aus Papiermaché, während Alfred ein Christkind erstand, das aber ein Buddha-Baby war, welches auf untergeschlagenen Beinen saß und eine moderne blonde Haarfrisur hatte. Außerdem fanden wir noch eine fünfzig Zentimeter hohe Zypresse aus grüner Baumwolle, die sich freilich mehr zu einem Lampenputzer als für einen heiligen Christbaum eignete.

Höchst befriedigt durch unsere sonderbaren Einkäufe kehrten wir ins Hotel zurück, bekränzten zum Erstaunen der Engländer den Tisch, machten zur Ehre des Abends ganz besonders feine Toilette, und bemühten uns, eine feierliche Stimmung zu finden. Doch wollte dies nicht recht gelingen, trotzdem wir immer davon sprachen, daß Weihnachten sei, und wir am blumengeschmückten Tisch vor einem buddhistischen Christkind und einem baumwollenen Christbaum saßen. Unsere Gläser erklangen, wir gedachten der Lieben daheim. Recht „weihnachtlich" wurde uns aber gleichwohl nicht zumute. Der Eindruck der Gegenwart mit all dem Neuen und Fremden war zu stark. Wir konnten uns den brennenden Weihnachtsbaum, den heimischen Tannenduft und den Geruch der ausgeblasenen Wachskerzen nicht vorstellen. — Um zehn Uhr lagen wir bereits — beinahe hätte ich gesagt „in den Federn" — und doch ist dieses Ruhelager nur ein Drahtnetz mit einer dreifingerdicken zusammengelegenen Wollmatratze.

25. Dezember. Eine Musikbande Eingeborener in rotem Jagdfrack spielte europäische Weisen, aber nicht etwa zur Feier des Tages. Unser Boy bringt uns einen Teller mit Bananen und Trauben als Festgruß, während die vornehme Aya sich damit begnügt „Happy Christmas" zu wünschen. Sie ist nämlich aus einer „höheren Kaste". Sie reist mit mir durch Indien, nur weil sie das Land kennen lernen möchte, und hält es für eine große Gunst, die sie

mir erweist, wenn sie zum Beispiel warmes Wasser holt. Jedesmal macht sie mir heftige Vorwürfe über die Entfernung der Küche, denn ihre Kaste erlaubt nicht — so sagt sie — mit einer Kanne über den Hof zu gehen.

Nachmittags Ausflug nach Sinkandarah, wo sich das Grabmal Akbars befindet.

Akbar der Große kam mit vierzehn Jahren auf den Thron, nachdem er schon unter der Regierung seines Vaters Humayum die Afghanen besiegt und den Thron wieder in Delhi aufgerichtet hatte, wodurch er der eigentliche Gründer des Mogulreiches wurde, das dreihundert Jahre bestand und das er fünfzig Jahre lang (von 1556—1606) regierte. Akbar ist somit ein Zeitgenosse der Königin Elisabeth von England, was man sich immer gegenwärtig halten muß, um ungefähr eine Vorstellung von der Zeit zu haben, in der all die großartigen Bauten aufgeführt wurden. Man neigt nämlich leicht dazu, das, was man hier sieht, für viel älter zu halten, als es ist. Vielleicht, weil uns die Geschichte Indiens überhaupt ferne liegt oder, weil man von einem „Wunderlande" auch märchenhafte Vergangenheit annehmen zu dürfen glaubt.

Akbar war ein großartiger Politiker. Sein Reich erstreckte sich vom Herzen Afghanistans bis nördlich von Orissa und Sind. Seine siegreichen Feldzüge waren meist gegen rebellische Provinzen zur Befestigung des Mogulreiches gerichtet, dem er Guzerat, Kashmir und andere Gebiete einverleibte. Vor allem aber suchte er durch Heiraten und Allianzen seine Herrschaft zu sichern. Während seiner ganzen Regierung verfolgte er versöhnliche Prinzipien. Er hob das „Jaziah", die Kopfsteuer für den Nichtmuselmann auf, interessierte sich für die indische Religion und Politik, zollte den Gesetzen der Hindus Achtung, verbot aber ihre unmenschlichen Satzungen. Die „Prüfung durch Gottesgericht", Wasser- und Feuerproben, die Tieropfer und Kinderheiraten vor der Pubertät untersagte er, legalisierte

Digitized by Google

dagegen die Wiederverheiratung der Witwen. Mit letzteren Maßnahmen erzielte er nur wenig Erfolg, und ganz unmöglich war es ihm, die Witwenverbrennung auf dem Scheiterhaufen des Gatten zu beseitigen. Er konnte nur darauf dringen, daß man sich versichere, ob der Schritt der Witwe auch ein freiwilliger sei. Die barbarische Sitte der Witwenverbrennung bestand fort bis zum Jahre 1875, wo in Lucknow die letzte „Sutti“ oder „Sati“ stattfand.

Von den verschiedenen Frauen Akbars war eine die Tochter des Maharadja von Jaipur, die andere, seine Lieblingsgattin, die portugiesische Christin Maria, welche auch in Sinkandarah begraben liegt. Akbar wàr in religiöser Beziehung ungemein weitherzig und pflegte am Freitag, dem Sabbath des Islam, Gelehrte aller Religionen um sich zu versammeln und den Disputen zwischen Brahminen, Muselmännern, Feueranbetern, Juden und Jesuiten unparteiisch zuzuhören. Er ging vom Grundsatz absoluter Toleranz aus, und hatte begonnen, seine eigenen überkommenen religiösen Anschauungen zu kritisieren. Dies führte ihn zur Gründung einer neuen Staatsreligion, des „Ilahiglaubens“, welcher auf einer Zusammenfassung der nach seiner Meinung besten Satzungen der verschiedenen Religionen beruhte. Akbar selbst war das Haupt dieses eklektischen Systems. Jeden Morgen betete er die Sonne, als das Symbol der göttlichen, belebenden Kraft des Weltalls, an, und ließ sich dann vom Volk selbst göttliche Verehrung zollen. — Die wirtschaftlichen Verhältnisse seines Landes ordnete der Kaiser mit großer Umsicht. Er teilte das Reich in Provinzen ein, und die Grundsätze, nach welchen Akbar die Steuern bestimmte, sind heute noch in Geltung. Danach mußte ein Drittel von dem Ertrag eines jeden Ackerlandes an den Kaiser abgegeben werden. Wenn man den Unterschied im Geldwert des Silbers von einst und jetzt in Betracht zieht, so betrugen die Steuern unter Akbar das Dreifache von heutzutage.

Digitized by Google

Eine gute, breite, zu beiden Seiten mit schattenspendenden Bäumen besetzte Landstraße führt nach Sinkandarah. Nach halbstündiger Fahrt sieht man durch die Bäume ein imposantes Tor aus rotem Sandstein mit reicher, weißer Mosaikarbeit schimmern. Durchschreitet man das Tor, ist man aufs Höchste überrascht, sich in einem großen, herrlichen Garten zu befinden, in dem sich ein Grabbau erhebt, wie wir bisher noch keinen ähnlichen gesehen hatten. Er soll teils nach buddhistischen, teils nach arabischen Zeichnungen ausgeführt sein, welch eigenartig gemischte Architektur auf den unreinen Glauben des Erbauers zurückgeführt wird. Das Mausoleum stellt einen sich verjüngenden Terrassenbau dar. Vier luftige, auf feinen Säulen ruhende Stockwerke erheben sich pyramidenartig übereinander; jedes derselben umgibt eine Terrasse, auf die kleine nischenartige Räume münden, gerade so groß, daß ein Mensch darin liegen kann. Den Zweck dieser kleinen Vertiefungen konnten wir nicht ergründen, doch vermuten wir, daß sie einst Schlafstellen von Pilgern gewesen sein mögen. Diese vier Stockwerke sind auf einer großen, ausgedehnten Plattform erbaut und wirken ungemein graziös. Mittels entsetzlich steiler Treppen gelangt man zu den höheren Gelassen. Die oberste Etage ist nur durch einen dunkeln Schacht zu erreichen, der aber auf eine überraschend schöne Terrasse mündet, welche von einer Mauer aus weißem Marmor umgeben wird. Die Mauer wird rings durch Fenster abgeteilt, deren Füllungen in herrlicher Durchbruchsarbeit ausgeführt sind; es sind Vierecke, von denen jedes ein verschiedenes Muster zeigt. Die Wirkung dieser Terrasse ist edel und ruhig.

In der Mitte steht ernst und feierlich der Prunksarkophag Kaiser Akbars, wie er ihn selbst einst angeordnet hat. Die Sprüche „Gott ist der größte", „Möge sein Ruhm leuchten" sind in die Seitenwandungen eingemeißelt. Im Erdgeschoß, gerade unterhalb der Stelle, an welcher wir den Prunksarkophag oben sehen, ruht unter einer kuppel-

Digitized by Google

förmigen Wölbung, die durch die ganze Höhe des vierstöckigen Bauwerks geht, von einem einfachen Grabstein bedeckt, die Hülle des gewaltigen Kaisers. Die Kuppel macht einen überwältigenden, beängstigenden Eindruck. Man fürchtet, sie könne einstürzen und weilt nicht gerne in dem Raum. Ein paar Fuß von dem Prunksarkophag entfernt steht eine weiße Marmorsäule, in der, von Gold umrahmt, einst der berühmte Kohinoor eingesetzt war. Der persische Eroberer, Nadir Shah, entführte ihn nach Delhi; später kam er in englischen Besitz.

In einem zweistöckigen, in ähnlichem Stil wie Akbars Mausoleum gehaltenen Nebengebäude, „Begam Miriam" genannt, liegt Akbars christliche Gattin Maria begraben. Das Gebäude wird jetzt zu einem Waisenhaus verwendet. Die bettelnden Kinder haben hierzulande eine seltsame Art und Weise, ihre Wünsche und Bitten auszudrücken: sie halten die Hände bittend vors Gesicht, deuten dann mit einer Hand auf den Magen, ziehen hierauf schnell ihr Hemdchen in die Höhe, lassen es wieder fallen, und hören erst dann mit diesem Manöver auf, wenn man ihnen etwas gibt. Bis zu dieser Stunde hatte ich, wie gesagt, solche Bettelform nur bei Kindern beobachtet, heute aber, als wir schon im Wagen saßen, trat ein altes Weib an uns heran, machte die oben geschilderten Handbewegungen und entblößte dann einen fürchterlichen Leib, der so entsetzlich aufgetrieben war, daß er zu bersten drohte. Nie sah ich so etwas Häßliches und zugleich so Jammervolles, nie einen so verzweifelten Hungerblick.

Baronin Gemmingen liegt zu Bett mit Schnupfen und Fieber, was bei dieser Temperatur auch kein Wunder ist. Ich staune allabendlich über die Engländerinnen, die trotz der kühlen Temperatur zum Dinner in einer Weise ausgeschnitten und ärmellos erscheinen, als wären wir in den heißesten Tropen. Mich fröstelt, wenn ich die Damen ansehe, obgleich ich ganz in Wolle gekleidet bin und Gummi-

Digitized by Google

schuhe trage, um mich gegen die Kälte des Fußbodens zu schützen.

28. Dezember. Gestern reisten Baron Gemmingens nach Kalkutta ab. — Wir beabsichtigten heute eine Partie nach Gwalior zu machen. Nach zweieinhalbstündigem Warten auf dem Bahnhof erklärt der „stationmaster“, es sei zweifelhaft, ob der Zug heute überhaupt noch käme. Niedergeschlagen kehren wir ins Hotel zurück. Ganz Indien steht während des Durbars auf dem Kopf, alles strömt nach Delhi, und die Züge, die nicht nach Delhi fahren, halten stundenlang auf freiem Felde, um die unendlichen Wagenreihen vorbeizulassen, welche die Gäste des Vizekönigs, die übrigen Fremden und die halbe Bevölkerung Indiens nach der Feststadt befördern.

29. Dezember. Diese Nacht dachte ich, Räuber und Mörder würden uns überfallen, ein so entsetzlicher Ton drang plötzlich an mein Ohr. Meine Aya schlummerte bereits unter dem Handtuchständer, und so stürze ich an die Türe, wo aber das Knäuel, der Boy, der sonst hier zusammengerollt zu ruhen pflegt, verschwunden ist. Statt dessen taucht eine weiße Riesengestalt aus dem tiefen Dunkel empor und grinst mich an. Es ist der Nachtwächter des Hotels, der „Tschaukidar“, der seinen Rundgang macht und zur Beruhigung von Mensch und Tier diesen schauerlichen Warnungsruf ausstößt. Ich hatte den Ton schon öfters aus der Ferne gehört, der, aus der Nähe kommend, das Blut in den Adern gerinnen läßt.

Graf Lippe ist von seinem „Ausflug“ nach Peshawar sehr befriedigt zurückgekehrt, wenn er auch unter Kälte und Staub gelitten hat und alle Züge überfüllt fand.

Heute morgen, um acht Uhr, fuhren wir mit einem Zweispänner für achtzehn Rupien nach dem zweiundzwanzig Meilen entfernten Fatehpur Sikri. Wir starteten mit sehr

Digitized by Google

guten Pferden, die aber leider halbwegs gegen zwei alte Mähren vertauscht wurden, bösartigen Durchgängern, welche sich kerzengerade auf die Hinterbeine stellten, im Kreise drehten, nicht anziehen wollten, heimdrängten, und mich in Todesangst versetzten. Es war die reine Zirkusszene, nur amüsanter für die Zuschauer, als für uns selbst. Unsere beiden Läufer mußten bald die Räder des Wagens anschieben, bald die Deichsel führen oder gegen dieselbe drücken, um den Wagen aufzuhalten, wenn es den Berg hinunterging, oder sie standen hinten auf dem Wagen und begannen ein entsetzliches Geschrei, um Fuhrwerke und Menschen zum rechtzeitigen Ausweichen zu veranlassen. Man hörte sein eigenes Wort nicht mehr! „Hatta, hatta" brüllten sie uns unaufhörlich in die Ohren. Die Sprache hat lauter A, und man meint, die Leute rezitierten immerzu Mahabharata und Ramayana.

Durch fruchtbare Gegend führte eine schattige Allee nach Fatehpur Sikri. Ueberall sieht man wogende Reisfelder, Weizen, Hirse, alles gut bestellt und sorgfältig bewässert. Immer wieder gewahrt man plötzlich Ochsenköpfe aus dem Erdboden ragen, was stets das Merkmal für einen tieferen Brunnen ist. Das Heraufbefördern des Wassers geschieht in ganz eigenartiger Weise. Ueber dem Brunnen ist, von zwei Pfosten gehalten, eine Rolle aufgehängt. Das über die Rolle laufende Seil trägt an einem Ende einen großen, ledernen Kübel, an dem andern Ende einen Haken, der leicht am Joch des Ochsen ein- und ausgehängt werden kann. Neben dem Brunnen ist ein Behälter errichtet, in den das geschöpfte Wasser eingegossen wird. Von ihm führen Kanäle in das zu bewässernde Land. Dem Behälter gegenüber schließt sich an den Brunnen die Bahn für die Zugochsen an, sie ist am Brunnen hoch aufgemauert, am andern Ende in den Boden tief eingegraben. Die Ochsen ziehen, vom Brunnen abwärts schreitend, den vollen Wasserkübel herauf, während sie umwenden, gießt

Digitized by Google

der bedienende Kuli das Wasser in den großen Behälter und der Kübel sinkt leer in die Tiefe, derweil die Ochsen den Berg wieder heraufsteigen.

Nach etwa dreistündiger Fahrt sahen wir Fatehpur Sikri auf einem kleinen Hügel vor uns liegen. Es wurde von Akbar zur Erinnerung an die Siege über Guzerat erbaut, und war als „Siegesstadt" kurze Zeit seine Residenz. Doch Wassermangel einerseits und anderseits die vorteilhaftere Lage Agras an dem schiffbaren Flusse Jumna, veranlaßte den Kaiser, seinen Sitz wieder nach dort zurückzuverlegen. Fatehpur Sikri besteht ganz aus rotem Sandstein, der aus den nahen Brüchen stammt. Der Stadt liegt ein von Akbar selbst entworfener Plan zugrunde, welcher, weil nachträgliche englische Einbauten zu praktischen Zwecken fehlen, noch heute erkennbar ist. Die einstige „Siegesstadt" wird jetzt nicht mehr bewohnt. Akbars „Haus der Träume", sein und seiner Hindufrauen „Schlafpalast", bildet gewissermaßen den Mittelpunkt aller königlichen Paläste. Er ist durch einen unterirdischen Gang mit allen wichtigen Gebäuden der Stadt verbunden, und der Monarch konnte ungesehen seine gelehrten Günstlinge, seine christliche Gattin, seine mohammedanischen und Hindufrauen besuchen oder die Regierungsgebäude erreichen.

Durch den Divan-i-Am fuhren wir in die Stadt ein. Auf einem mächtigen Steinblock sitzend, hielt hier Akbar einst seine öffentlichen Versammlungen ab. Vor dem Dack Bungalow verließen wir den Wagen. Hier erwartete uns der Führer. Es war der hohe Priester der Moschee, ein verschlafener, ekelhaft vornehm tuender Bursche, der uns immer wieder versicherte, welche Ehre es für uns bedeute, daß er selbst die Wege weise. Aber seine Hoheit und Würde verschwand, sein gemeines „Ich" zeigte sich, als er beim Abschied den empfangenen Backhschisch für zu gering erfand. — Unsern Rundgang eröffneten wir mit dem Besuch der prachtvollen, tadellos erhaltenen Moschee, die in

Digitized by Google

ihrer Anlage jener von Mekka nachgebildet ist. Durch das „königliche Tor" traten wir auf einen großen viereckigen Platz, der von einer schönen Säulenhalle umschlossen wird.

Auf der rechten Seite dieses Moscheenhofes befindet sich das Grabmal des heiligen Scheiks Selim Tschisti, der einzige weiße Marmorbau in ganz Fatehpur Sikri. Das edle Material ist wieder geradezu unvergleichlich kunstvoll duftig und zart behandelt. Ein paar alte Bäume beschatten das weißleuchtende zierliche Mausoleum, um das herum sich eine ungeheure Menschenmenge versammelt hat. Das Volk feiert durch eine „Mela" — heiliger Jahrmarkt — den Todestag des Heiligen. Acht Tage lang strömt von nah und fern Hindu und Moslem zum Feste. Auf den Stufen des Grabmales steht ein halb Dutzend nackter Musikanten mit ihren „Nagaras" (Trommeln), ihren tieftönenden Mirdangas, ihren Zymbeln und Tam-Tams und vollführen einen Höllenlärm, zwischendurch immer Handbewegungen machend, als wollten sie sagen: „Bitte, nur hereinspaziert!" Und wir spazierten herein und schauten in die Halle, wo der Sarkophag des heiligen Mannes steht. Der ganze Raum ist mit Girlanden bekränzt, das Grab über und über mit duftenden bunten Blumen geschmückt, der Boden bestreut: Alles „Nuzzure" — Geschenke — von Hindufrauen und Mohammedanerinnen, bei denen der heilige Scheik gleich große Verehrung genießt.

Selim Tschisti lebte zu Akbars Zeit, und als dieser Zwillinge verlor und wieder ein Kind erwartete, tötete der Scheik sein sechs Monate altes Söhnlein, damit das Kind, das dem Kaiser geboren werden sollte, am Leben bleibe. Es wurde ein Sohn geboren, der später als Kaiser Jehangier lebte und regierte. Seit diesem „Wunder" wurde der Scheik von allen kinderlosen, kinderwünschenden Frauen verehrt, und das Gitter eines der Fenster seines Grabmales trägt die Zeichen der an ihn gerichteten Bitten. Doch welch seltsames Symbol ist hier gewählt! Wie in der katholischen

Digitized by Google

Kirche für einen Wunsch eine Kerze geopfert wird, so knüpft man hier kurze wollene Fäden von allen Farben in das Marmorgitter. Jeder Faden bedeutet die Bitte um einen Sohn. Bei diesem Anblick fiel mir ein anderer seltsamer Gebrauch ein: Ist nämlich ein Mann auf der Reise gestorben und wurden seine Gebeine nicht aufgefunden, so wird als Sinnbild seines Leichnams aus dreihundertundsechzig wollenen Fäden eine Gestalt gebildet. Nach bestimmten Zahlenverhältnissen reiht man verschiedene Teile des menschlichen Körpers aneinander, und diese „Figur" faßt man mit einem Riemen aus dem Fell einer schwarzen Antilope und einem wollenen Faden zusammen; das Ganze wird mit einem Teig aus Wasser und Reismehl überstrichen und als Sinnbild des in der Fremde Verstorbenen auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Dutzende und aber Dutzende von Frauen hocken betend vor dem geschwärzten Marmorgitter des Grabfensters. Mohammedanerinnen wiegen sich, Koransprüche murmelnd, vor- und rückwärts. Ein ungemein farbiges und originelles Bild bietet der weite Platz, den wir von den Stufen des Grabmales aus überblicken. Unter den Bäumen liegen ganze Familien; sie essen, beten und schlafen. Gruppen bilden sich um Fakire, wie die mohammedanischen Büßer heißen, um Sannyasis, wie sich die Hindubüßer nennen, die über und über mit Asche beschmiert sind, ihre Haare gelb beizen, und deren einzige Bekleidung das an einem grauen Faden hängende Feigenblatt ist. Wie versteinert stehen sie da, mit hochgehobenen Armen, die Augen verdrehend und Sprüche flüsternd. Unter den Säulenhallen sitzen Verkäufer, die Ware „made in Germany" vor sich auf dem Boden ausgebreitet, mit Wort und Gebärden handelnd und feilschend. Von draußen tönt der Klang einer verstimmten europäischen Drehorgel, die uns in dieser Umgebung ganz eigentümlich berührt.

Digitized by Google

Am andern Ende des Platzes, gegenüber dem Grabmal, führt das „Siegestor" ins Freie. Wir gingen die dem Portal von außen vorgelegte Treppe hinab, und betrachten von hier das herrliche „Buland Darwazah", das unter den schönen Toren Nordindiens das weitaus mächtigste und vornehmste ist. Man übersieht eine weite Ebene und eine Reihe von Gebäuden, unter andern die „türkischen Bäder", die insofern interessant sind, als man in ihnen die Knabenschulen untergebracht hat, in denen Hindustanisch, Urdu, Englisch, Arabisch und Persisch gelehrt wird. Auch ein Brunnen wird gezeigt, der sechzig Fuß tief ist, und in den zu springen ein Haufen Leute sich gegen Backhschisch herzudrängen. Wir ließen aber nicht nach Backhschisch „springen", weil dieser Sport wirklich einen widerwärtigen Anblick darbietet.

Zurückkehrend, gehen wir durch den Moscheenhof zu einem kleinen grünen Winkel, in dem das geopferte Knäblein des Heiligen begraben liegt. Unser hoher Priester tat diese Stelle mit einer verächtlichen Handbewegung und der zornigen Bemerkung: „Lüge" ab, da nie ein Muselmann seinem Gott ein Menschenopfer dargebracht habe. — Nun folgte ein Besuch der Pferde-, Elefanten- und Kamelställe. Letztere waren durch Lichtluken erhellt, groß genug, daß das Kamel seinen Kopf hindurchstecken konnte, um auf dem Dach des Hauses Luft zu schöpfen, womit nicht gesagt sein soll, daß die Luken eigens zu diesem Zweck ausgespart wurden.

Eine Gattin Akbars, die Sultanin Rukia, hatte hier zunächst ihren Palast „Jodh Bai" mit originellen Kuppeln und blau emaillierten Einlagen und Verzierungen. Daneben liegt „Birbalshaus", „das größte Schatzkästlein, wäre es nicht der zierlichste Palast". Nun folgt „Miriamshaus" — reizend vor einem Fischtank gelegen. Hier soll an der Außenwand des Hauses, durch eine Veranda geschützt, eine „Verkündigung Mariä" zu sehen sein, welche sich die christliche Frau Akbars zu ihrer Erbauung malen ließ. Wir gewahrten

wohl ein paar Flügel, aber auch ein fürchterliches Ungetüm, das einem Hippopotamus glich. Es ging mir beim Betrachten dieser Farbenklexe wie beim Betrachten phantastischer Wolkengebilde: man konnte herausfinden, was man wollte.

Auf einem gewundenen Weg erreichten wir das Elefantentor, den „Hathi Pol". Zwei große Elefanten bilden den Bogen. Außerhalb desselben erhebt sich ein merkwürdiger, runder, etwa siebzig Fuß hoher, ringsum mit abgesägten, in Stein imitierten Elefantenzähnen gespickter plumper Turm. „Hiram Minar" ist das Grabmal von Akbars Lieblingselefanten. Der Turm wird von einem Pavillon gekrönt, den Kaiser Akbar als „Anstand" benutzte, um von ihm aus das herangetriebene Wild, Antilopen, Gazellen usw. abzuschießen. Durch zahlreiche Palasthöfe gehend, fiel uns als besonders reizvoll der im Stil an Akbars Grab erinnernde „Panch Mahal" auf, ein fünfstöckiger Kolonnadenbau. Der erste Stock ruht auf sechsundfünfzig verschiedenen Säulen. Auf einer derselben ist ein früchtesammelnder Mann dargestellt, zwar mit abgeschlagenem Kopf, aber doch immerhin eine menschliche Figur, was an einem mohammedanischen Architekturwerk eine ganz außergewöhnliche Erscheinung ist. Der Moslem hält ja die Abbildung des Menschen für eine schwere Sünde. Anschließend an diesen leicht und luftig gehaltenen, mit einem graziösen Kiosk (als fünftem Stockwerk) geschmückten Palast, betraten wir einen Hof, der schachbrettartig belegt ist, und auf dem der Großmogul mit lebendigen Figuren seine Partie spielte.

All die zahllosen und mannigfaltigen Bauten der „Siegesstadt" einzeln zu beschreiben, würde zu weit führen, und ich will nur noch jener Erwähnung tun, die mir ganz besonders bemerkenswert erschienen. Da ist zunächst noch das „Haus der Königinnen" zu nennen. Freilich blieb nur ein kleiner Raum von ihm übrig. Aber seine Wände sind mit einem vier Fuß hohen Marmorsockel — Dado — ver-

Digitized by Google

kleidet, der Beachtung verdient. Er zeigt Jagdszenen, um die sich Blätter und Blumen von so feiner künstlerischer Auffassung und Ausführung ranken, wie wir ähnliches kaum vorher gesehen haben.

Der Divan-i-Khas ist in seiner Art nicht weniger bemerkenswert wie das „Königinnenhaus". Von außen betrachtet, scheint die Privat-Audienzhalle ein zweistöckiger Bau zu sein, tritt man aber in dieselbe ein, so befindet man sich in einem hohen Raum, in dessen Mitte eine gewaltige Säule steht. Das pavillonartige Kapitäl derselben, welches sich mit schlangenartigem Motiv in die vier Ecken der Halle auslädt, bildete den Thron des Kaisers bei den Beratungen mit seinen Ministern. Die vier Ecken waren durch eine Galerie mit durchsichtiger Balustrade verbunden, so daß die hier sitzenden Beamten auf derselben zueinander gelangen konnten, aber immer unter den Augen des Herrschers blieben.

Mit dem Besuch des „Hauses der Träume" beschlossen wir unsern Rundgang. Sehr träumerisch sieht der Schlafpalast freilich nicht aus. Das Parterre ist ein großer, düsterer Raum. Auf zwei schön gearbeiteten Sandsteinsäulen ruht eine Plattform. Hier sollen die Hindupriester gewohnt haben. Im übrigen konnte ich nichts Interessantes an dem „Schlafpalast" bemerken. Allerdings hatte die Bezeichnung des Schlafpalastes als „Haus der Träume" ganz besonders phantastische Vorstellungen geweckt und die Erwartungen hochgeschraubt. — Mehrere schöne Tanks ziehen sich von diesem Palast dem Divan-i-Khas zu, und auch die Schmalseite des „Panch Mahal" liegt an ihnen. Hier werden wohl einst die höchsten und allerhöchsten Herrschaften ihr Morgenbad genommen haben, und so ekelhaft wie heute, dürfte das Wasser damals kaum gewesen sein. Mit ganz geringem, unterirdischem Zufluß — ich glaube nicht an denselben — und einem ebenfalls zweifelhaften minimalen Abfluß steht das während der Regenzeit sich ansammelnde

Digitized by Google

Wasser drei bis vier Monate in ausgemauerten Bassins und dient nicht bloß zum Baden und Waschen, sondern heute, wie damals, auch zum Trinken.

Wir lohnten nun unsern Führer ab, der sich beim Empfang seiner drei Rupien höchst unpriesterlich benahm, wütend spuckte und schimpfte.

Im Dack Bungalow hatte der Boy das mitgebrachte Tiffin bereit gestellt, und der Frühstückskorb mit der Teemaschine leistete vorzügliche Dienste. Von dem Söller des Saales warfen wir noch einen Blick in die weiten Lande und über das Gebiet der einstigen Stadt, das von einer roten, stumpfzackigen Mauer umgeben ist, und fuhren dann, höchst befriedigt von dem Ausflug, nach Agra retour. Auf dem Rückweg begegneten wir langen Reihen von Frauen. Sie zogen, monotone Lieder singend, Hand in Hand nach dem heiligen Markt von „Fatehpur-Sikri". — Das Bild, welches der Nachmittag bot, war von dem des Morgens ganz verschieden. Als wir heute früh durch die Dörfer fuhren, saßen die Menschen, in dicke Decken gehüllt, dumpf, still und verfroren vor ihren Häusern. Sie blickten verlangend nach Osten, der Sonne und ihrer wärmenden Strahlen harrend. Jetzt war alles reges Leben. Alt und jung ließ Drachen steigen und verfolgte deren Flug mit höchstem Interesse.

30. Dezember. Zweiter Versuch, nach Gwalior zu gelangen. Nach anderthalbstündigem Warten auf den Zug treten wir die Fahrt an. Unser Führer „That's all", wie wir ihn nannten, den wir in den letzten Tagen nicht haben konnten, weil er, wie alle Menschen, die etwas auf sich halten, in Delhi war, traf noch im letzten Augenblick vor der Abfahrt des Zuges auf dem Bahnhof ein. Er war in seinem schönsten Staat, in wattiertem und von oben bis unten gesteppten Rock. Der Babu hatte uns „That's all" nachgesandt, und wir nahmen ihn mit, weil er da

Digitized by Google

war und so ein flehendes, unschuldsvolles Gesicht schnitt. Gebraucht hätten wir ihn durchaus nicht. Ohne ihn hätten wir wohl ebenso viel gesehen, und es hätte die Hälfte gekostet, denn „That's all“ entpuppte sich als ein ganz durchtriebener Gauner, der mit den Kutschern Halbpart machte und uns für eine Fahrt statt mit 2½ Rupien mit 8½ Rupien belasten wollte. Diese Unverschämtheit ging uns denn doch über die Hutschnur. Mit Hilfe eines liebenswürdigen Half-cast, den wir auf der Station in Gwalior trafen, wurde die Angelegenheit in Ordnung gebracht. Man zahlt hier für eine Stunde zwölf Annas, d. i. eine Mark. — Aber ich greife vor. — Also, wir besteigen den überfüllten Zug in Agra, der sich unter unendlichem Geschrei in Bewegung setzt.

Die Fahrt nach Gwalior führt über den Fluß Tchambal, der alljährlich zur Regenzeit gegen hundert Fuß steigt, durch eine sehr interessante Gegend. Kurz vor Dholpur passiert man eine lange, großartig gebaute, eiserne Brücke. Auf dem jenseitigen Ufer des Flusses durchkreuzt die Bahn eine höchst seltsame Landschaft. Ein Labyrinth von Gräben und Erdspalten, die neunzig Fuß tief und drei bis vier Meilen lang sind, zieht sich vom Flusse fort ins Land hinein und erinnert an die Gran Cañon in Kolorado. Diese sandigen Schluchten sind das reiche Jagdgebiet des Panthers. Ueberall sieht man Rudel von Antilopen aufstehen, die stutzend zu uns herüberschauen, um dann, wie auf ein Signal, flüchtig zu werden. Zahlreiche Kamelherden weiden auf dieser gelben Erde, auf der kein Halm, nicht das kleinste Blättchen wächst, und nur ein armseliges Kraut gedeiht, das die Farbe des Bodens trägt. Nach zweistündiger Fahrt nahen wir uns unserm Ziel. Die Feste Gwalior wird schon von weither sichtbar. Imposant und malerisch zugleich liegt sie auf einem unvermittelt aus der Ebene steil aufsteigenden dreihundert Fuß hohen Gopagiri — einem Bergrücken, der nach drei Seiten hin so schroff abfällt, daß die Felsenabhänge kaum zu erklimmen sind. Wegen dieser vorzüglichen Po-

Digitized by Google

sition übte die Festung als strategisch wichtiger Punkt von jeher eine starke Anziehungskraft aus, und die Trümmer von Hindu-, Jain- und mohammedanischen Tempeln zeugen von der wechselnden Herrschaft, unter der Gwalior gestanden hat.

Die Station, bei der wir ausstiegen, ist ungemein armselig, und das Frühstück, das wir einnahmen, zeichnete sich weniger durch Güte, als durch die Abwesenheit von Genußmitteln aus. Auch die geschlossene Droschke, die wir später bestiegen, ließ sehr viel zu wünschen übrig. Zwei katzengroße Pferdchen mit zerzausten Mähnen und zerschundenem Leib, die sich vor Schwäche hilfesuchend gegeneinander lehnten, krochen mehr, als daß sie liefen, auf der staubigen Landstraße in brennender Sonnenhitze unter Peitschenhieben mühsam vorwärts. Wie gerne würden wir zu Fuß gegangen sein, wenn solch tierschutzfreundliche Gedanken den armen Rößlein zugute gekommen wären, und wenn es unsere Leistungsfähigkeit überhaupt erlaubt hätte! In diesem Indierlande aber kann nur der Eingeborene laufen, und der geht hübsch langsam! Nach kurzer Fahrt halten wir vor einem hocheleganten Haus, dem vom Maharadja von Gwalior „distinguierten“ Fremden zur Verfügung gestellten Bungalow, doch ist es geraten, sich telegraphisch anzumelden, falls man hier zu übernachten wünscht. Der Verwalter des Bungalow vermittelt die Bestellung des Elefanten, welchen der Maharadja zur Besteigung des Forts bereit hält, und verabfolgt die Einlaßkarten in dasselbe.

Die Festung Gwalior ist 275 nach Christi Geburt von Suraj Sen gegründet. Als dieser Radja einst den Bergwald jagend durchstreifte, traf er, von Durst gequält, den hier hausenden Eremiten Gwalita, der ihm einen Trunk Wasser reichte und ihn durch diesen von der Lepra heilte. Zur Erinnerung an seine glückliche Genesung errichtete Suraj Sen auf dem Berg das Fort und nannte es nach dem Namen des Einsiedlers Gwaliawar oder Gwalior.

Digitized by Google

Wir hatten den Elefanten zur Besteigung des Forts dankend abgelehnt und schlichen mühselig den steilen Anstieg hinauf. Die Straße führte dicht an dem schroffen Felsen entlang, in den einzelne, sehr gut gearbeitete Reliefs eingehauen sind und ein Vishnu-Tempel aus dem neunten Jahrhundert eingebaut ist. Man durchschreitet sechs gewaltige Tore, ehe man die 1¾ Meilen lange Plattform betritt, auf der die Festung mit ihren Palästen und Tempeln liegt. Unabsehbar breitet sich die Ebene vor unsern Blicken aus. In einer Entfernung von etwa fünfundvierzig Kilometern sieht man den kolossalen Tempel von Sahanija und weit dahinter die roten Berge von Dholpur, an denen wir heute morgen vorbeigefahren waren. Unten am Fuße des Felsens, auf dem die Zitadelle ruht, liegt die alte Stadt Gwalior, ein wenig südlicher davon die neue Stadt Laschkar, d. h. Lager, und ringsum ein unendliches mit Dörfern besätes Flachland. Von den Toren, die wir durchschritten, ist das zweite, das Hindolator, als guter Bau der Hinduarchitektur interessant; sehr schön aber ist das letzte, das Elefantentor, welches, mit geschmackvollen Steinhauerarbeiten geschmückt und von einem reizenden, luftigen Pavillon gekrönt, sich wahrhaft feudal präsentiert. Durch dieses Tor betritt man das Innere des Forts und befindet sich gleich vor dem Glanzpunkt von Gwalior, dem „Man-Sing-Palast" aus dem 15. Jahrhundert, der seiner wundervollen Rückwand halber berühmt ist. Diese mächtige, fensterlose Mauer wird von fünf eingebauten Rundtürmen unterbrochen, welche sieghaft die Lande beherrschen. Majestätisch erhebt sich die hundert Fuß hohe Wandfläche auf dem senkrecht ins Tal abstürzenden Felsen; mit prachtvollen, in emaillierten Kacheln ausgeführten Mosaiken verkleidet, schillert sie herrlich in grünem, blauem und goldenem Farbenglanz. Ein breiter Fries legt sich um den oberen Teil der Mauer, auf dem den Brahmanen geweihte Enten, wie spanische Azulejos-Kacheln leuchtend, in langen Reihen dargestellt sind. Die

Digitized by Google

Tiere erscheinen wohl plump in der Form, es fehlt ihnen alle charakteristische Behandlung, aber sie wirken höchst dekorativ.

Elf Hindutempel liegen im Fort zerstreut, von denen zwei Sas-Bahus, d. h. „tausendarmige Tempel", Grabstätten sind. Der größere Tempel, ein mächtiger, schwerer Steinbau, dessen jetzt eingefallene ungeheure Kuppel von vier kolossalen, reich mit Bilderschmuck dekorierten Pfeilern getragen wurde, ist einer „Schwiegermutter" gewidmet. Die Säulen füllen durch ihre wuchtige Masse den inneren Raum beinahe ganz aus. In nächster Nähe steht auf einem kleinen Hügel in Form eines Kreuzes das zum Andenken einer „Schwiegertochter" errichtete „Sas-Bahu". Nach allen Seiten hin offen, gewährt es einen prachtvollen Blick in die Ferne.

Sehr interessant ist auch der einst dem Vishnu geweihte Tempel Teli-Ka-Mandir mit pyramidalem Portikus, welcher an die Gopuren Südindiens erinnert. Ueber dem Tore schwebt das Fabelwesen Garuda, ein geierartiger, als Reittier dienender Vogel, der sich, wie der Stier „Nandi" auf den Tempeln Shivas, auf jenen Vishnus abgebildet findet. Zu beiden Seiten dieses Tores stehen reiche Figurengruppen, die ähnlich jenen am Grabmal Papst Clemens XIII. von Canova in St. Peter dem Grab-Eingang zustreben. Rings um diesen Tempel sind alle Ausgrabungen von künstlerischem Wert, die auf Gwalior gemacht wurden, aufgestellt.

Als das weitaus Interessanteste auf Gwalior dürfen die für Nordindien höchst eigenartigen, berühmten Felsenfiguren betrachtet werden. Diese gigantischen Steinskulpturen, welche bis zu hundert Fuß hohe Jain-Idole darstellen, sind auf den verschiedenen Seiten des Berges in Nischen eingehauen und verteilen sich auf fünf Gruppen. Die Urvahischlucht, die verhältnismäßig leicht zu erreichen ist, umschließt zweiundzwanzig dieser nackten Heiligenfiguren.

Digitized by Google

Starr und steif sitzen oder stehen sie da in ihren Nischen. Sie machen, zwischen enge Felsspalten eingeklemmt, mit ihren kolossalen Verhältnissen einen erschreckenden Eindruck. Neben einem dieser Steingiganten in der oberen rechten Ecke der Nische befindet sich ein Basrelief, das eine eigentümlich bewegte, zarte Gestalt zeigt, die in der Linienführung an Perugino erinnert und sich seltsam fremdartig in dieser brutalen Riesenwelt ausnimmt. Wie überall, wo die Moslems geherrscht haben, ist alles Figürliche verstümmelt, und kaum waren diese Kolosse vollendet, als sie auch schon 1527 von König Barbar, der damit seinem Namen Ehre machen wollte, geköpft wurden. In späteren Zeiten haben die Jains ihren Heiligen neue Köpfe aus Stuck aufgesetzt, doch sind diese Restaurierungen recht ungenügender Art.

Auf der Straße, die durch die Urvahischlucht führt, herrscht ein starker Verkehr. Ungeheure, von zwanzig Pferden und Ochsen gezogene Lastwagen schleppen das zu Bauzwecken benötigte Material auf das Fort.

Wir waren durch die Hitze und die lange Wanderung in brennender Sonne so erschöpft, daß wir auf den Besuch von Laschkar mit seinen 105 000 Einwohnern verzichteten, obwohl es mit seinem phantastischen Maharadja-Palast, seinen Türmen und Kuppeln, sowie seinen weißen Nawab-Palästen verführerisch aus dichtem Grün herüberlockte. Aber todmüde, unfähig, noch eine Stadt mit ihrem Gewimmel und Geschrei zu ertragen, beschlossen wir die Rückkehr. Zuvor pflückten wir noch eine Handvoll Blätter von dem berühmten Tamarindenbaum, der auf dem Grabe des Tondichters Tansen steht. Da das Kauen dieser Blätter der Stimme ganz besondere Weichheit verleihen soll, so suchen sich die Noatschmädchen dieselben zu verschaffen und kauen sie mit großer Vorliebe. — Ein schönes Kuppelgrab, unter dem Mahomed Gaus, ein Heiliger aus Akbars Zeiten ruht, besichtigten wir noch im Vorübergehen und eilten dann, halb verdurstet und verhungert, der Station zu. Hier

Digitized by Google

hatten wir mit unserm Führer „That's all“ die schon erzählte, schmerzliche Auseinandersetzung, welche damit schloß, daß wir nach tarifmäßiger Entlohnung des Kutschers „That's all“ definitiv verabschiedeten und ihm zur Strafe für seine Gaunerei den Tagelohn nicht auszahlten. Als Führer von Gwalior hatte er sich völlig unzureichend erwiesen. Er konnte nicht mehr erklären, als was wir sahen: daß ein Baum ein Baum, ein Haus ein Haus sei, und wir mußten uns einen zweiten Führer nehmen, der auf dem Fort Bescheid wußte.

Der Zug, welcher uns nach Agra zurückbringen sollte, war bei seinem Eintreffen in Gwalior ganz überfüllt, und ich verdankte es nur der Liebenswürdigkeit zweier englischer Damen, die mich in ihr reserviertes Coupé einsteigen ließen, daß ich nicht zurückbleiben mußte. Es waren zwei, wie es schien, sehr vornehme englische Ladies, die mir Gastfreundschaft gewährt hatten. Sie kamen direkt von England und waren vom Vizekönig zum Durbar geladen. Aus Furcht, etwas von ihren Sachen zu verlieren oder bestohlen zu werden, trugen sie ihren Schmuck, den sie für die Festlichkeiten mitgebracht hatten, auf, an und unter den Kleidern, hatten ihr Gepäck, das kleine sowohl wie das große, in ihrem Coupé turmhoch aufgestapelt, und ich fand kaum auf der Ecke eines Koffers einen schmalen Sitzplatz. Die Damen lagen lang ausgestreckt auf den Sofas, knabberten aus ungeheuer hohen, runden Büchsen sonderbar aussehende Kakes und hatten kalte Kompressen auf dem Kopf. „Do you like India?“ stöhnte die eine, „is'nt it horrid,“ hauchte die andere, und beide nahmen ihr Riechfläschchen, als ich sie versicherte, daß ich Indien wundervoll fände. — Mit dieser Erklärung endigte unsere Beziehung, sie machten die Augen zu, ich sah zum Fenster hinaus mit sonnetrunkenem Entzücken.

31. Dezember. Während ich im Bette sitze und schreibe — es ist kalt genug — hören wir merkwürdige

Digitized by Google

Töne. Alfred frägt: „Sind das Turteltauben oder Heulweiber?“ „Nein, das sind Heulmänner,“ sage ich. Ich hatte diesen Klageton, den die eine Leiche tragenden Männer ausstoßen, schon oft gehört. Beinahe jeden Morgen drang dieser Laut wohl eine Stunde lang und mehr aus der Ferne zu mir herüber. Es ist die Zeit, in der die Stadt ihre Toten zur Verbrennungsstätte hinausträgt.

Um zwölf Uhr Abfahrt nach Khanpur.

Natürlich mußten wir über eine Stunde warten, bis unser Gleise frei wurde und unser Zug abgelassen werden durfte. Mit uns wartete eine ungeheure Menge Eingeborener, die, wie wilde Bestien hinter hohen Gittertüren abgesperrt, ihre dürren Arme durch die Spalten zwischen den Stäben hindurch zu zwängen versuchten, um einen Backhschisch zu bekommen. Am Brunnen waren Frauen mit ihrer Toilette beschäftigt. Mit Lotas übergossen sie sich Kopf, Gesicht und Füße, dann hockten sie sich auf den Randstein und es begann eine minutiöse, langwierige Zahnpflege.

Buntes, uniformiertes Militär saß schon im Zug. Ein wenig abseits stand ein Soldat neben seiner Frau. Sie nahmen schweigend Abschied. Ihre schmerzerfüllten, demütigen, großen Augen ruhten angstvoll auf seinen gramdurchfurchten Zügen. Aus den hohlen, bleichen Wangen sprachen Sorge und Krankheit. An die junge Frau, die den Mantel eng um ihre dürftige Gestalt geschlungen trug, schmiegten sich zitternd ein Knabe und ein Mädchen. Sie hatten die durchlöcherten, kurzen Hemdchen fest um die gelben, kleinen Körper zusammengezogen. Im Arm hielt das Weib ein Bündel zerfetzter Lumpen. Fleischlose Aermchen und Beinchen, lange, dürre Knochen hingen aus den armseligen Lappen heraus. Es war ein neugeborenes Kind, das ihr an der armen, welken Brust lag. Der Junge klammerte sich an den Mantel der Mutter, faßte nach der Hand des Vaters — er wollte sie beide halten. — Leise streichelte der Soldat noch einmal über die schmalen Schultern der

Digitized by Google

Frau, drückte dem Sohn die Hand mit einem Blick, der ihm sagte: „Jetzt sorgst du für die Mutter“, und wendete sich schnell ab. Die Türe des Wagens, in den er eingestiegen, fiel zu, und der Schaffner schloß sie mit doppeltem Riegel. Der Mann stand tränenden Auges am Fenster; er winkte der Frau, den Kindern, sich zu entfernen. Der Knabe flüsterte der Mutter leise etwas zu — aber sie hörte ihn nicht, sah nur den Gatten, der von ihr ging. Und der Zug setzte sich langsam in Bewegung. Verzweifelt zog die Frau die Kinder mit sich, neben dem fahrenden Wagen hin, immer den flehenden unterwürfigen Blick auf den Mann über ihr am Fenster gerichtet — und nun kam die Schranke, sie konnte nicht weiter. Stöhnend preßte die Unglückliche die Stirne gegen die Barriere. Ganz nahe hinter dem Gitter hielt der Zug noch einmal. Noch ein Wort wollte das arme Weib hinüberrufen, noch einmal grüßen, da faßte sie die harte Hand des Beamten und schleuderte sie roh beiseite. Wie ein geschlagenes Tier flüchtete sie bebend in eine ferne Ecke. Jetzt sah sie den Geliebten nicht mehr, und kraftlos brach sie zusammen — hilflos kauerte sie im Winkel.

Das Elend, dem wir hier auf Schritt und Tritt begegnen, steht in krassem Widerspruch zu den phantastischen Vorstellungen, die wir uns in Europa von dem in tausend Liedern gepriesenen Lande der Pracht und des Ueberflusses machen. Gegenüber einer verhältnismäßig geringen Anzahl Reicher, Mächtiger und Großer steht eine ungeheure, ungezählte Volksmenge unsäglich Armer, die, ohne sich aufzulehnen, als stille Dulder das Leben tragen, aber sein Ende verlangend erwarten. Ein finsterer Ernst liegt über diesen Menschen. Die Kulis lärmen wohl, aber sie sind nicht heiter. Nirgends hört man frohes Lachen, selten sieht man fröhliche Kinderaugen, überall nur stumme Klage auf den abgezehrten Zügen. Das ganze Volk drückt Sorge und Not.

Digitized by Google

Aber das traurigste Los in diesem Lande ältester Kultur zog doch das Weib, dessen ganzes Leben sich unter Verhältnissen abspielt, die für unsere Begriffe unerträglich erscheinen — geradezu barbarisch sind. Uebersieht man das Leben der indischen Frau, so findet man kaum ein paar Möglichkeiten, die es glücklich gestalten können. Von allen Seiten drängen sich die traurigen Wahrscheinlichkeiten für ein verkümmertes Dasein heran. Betrachtet man doch schon die Geburt eines Mädchens als Unglück, als Strafe für ein in einem früheren Leben begangenes Vergehen. Wenn ein Mädchen geboren wird, sagt der Vater „Nichts ist geboren", und die Hebamme bekommt ein Drittel des Lohnes, den sie bei der Geburt eines Knaben erhält. Das Mädchen gilt für ein vom Manne ganz verschiedenes, viel tiefer stehendes Wesen. Es wird ohne Seele geboren. Erst durch die Heirat, erst durch die Vermittelung des Gatten, empfängt sie eine Seele, und nur dadurch, daß ihr Sohn oder der Gatte den Scheiterhaufen einst entzündet, kann sie auf eine höhere Wiedergeburt rechnen. Deshalb wird die Verheiratung des Mädchens für die Mutter zu einer religiösen Pflicht, und sie ist ängstlich besorgt, ihr Töchterchen beizeiten unter die Haube zu bringen. Nicht selten verloben daher zwei befreundete Frauen, die zu gleicher Zeit die Geburt eines Kindes erwarten, die beiden noch im Schoße ruhenden Wesen, falls dieselben ein Knabe und ein Mädchen werden sollten. Mit fünf, sechs und sieben Jahren werden die Kinder dann verbunden, bleiben aber natürlich vorläufig bei ihren beiderseitigen Eltern. Stirbt der kleine Junge in dieser Wartezeit, so ist das kleine Mädchen trotzdem Witwe und bringt ihr ganzes Leben unter dem Druck des Verlustes von etwas zu, das sie nie besessen, das sie nur aus Gebeten gekannt, die sie vielleicht schon seit ihrem fünften Jahre für den kleinen Ehegatten gesprochen.

Diese zahllosen „verwitweten" Kinder sind ein großes Uebel. Ihre Wiederverheiratung stößt meist auf unüber-

Digitized by Google

windliche Schwierigkeiten. Sie ist ein direkter Verstoß gegen die religiöse Anschauung, nicht nur, weil die höhere Wiedergeburt des Mädchens gefährdet erscheint, sondern auch, weil jene des verstorbenen Gatten nachteilig beeinflußt wird. In der letzten Zeit soll unter den „Aufgeklärten" Wiederverheiratung der Witwen vorkommen, doch findet dieselbe in Abwesenheit des Brahminen statt und heißt „Shanghai". Die obenerwähnten, in so großer Jugend vermählten Kinder ziehen erst im heiratsfähigen Alter zusammen, resp. das Mädchen tritt in das Haus der Schwiegereltern ein, denn der junge Ehemann ist oft noch ein Schulknabe, der keine Familie ernähren kann.

Dieser Wechsel im Leben des Mädchens gestaltet sich meistens nicht glücklich, denn nun steht sie im Zenana (Frauengemach) unter dem Regiment der Schwiegermutter, die in Indien eine ganz besonders „böse Nummer" sein soll. Diese Schwiegermutter fühlt sich als Mutter eines Sohnes nicht nur sehr verehrungswürdig, sondern sie will an ihrer Schwiegertochter auch die Quälereien vergelten, die sie in ihrer Jugend einst selbst erdulden mußte, vor allem aber verhüten, daß sich ihr Sohn von ihr abwende und sich seiner jungen Frau zukehre. Aus dieser Eifersucht entspringt viel Zank und Streit in den Frauengemächern; sie ist das Grundübel des weiblichen Daseins. Um sich von der Tyrannei der Schwiegermutter zu befreien, gibt es nur eine Möglichkeit — die junge Frau muß einem Sohne das Leben geben, dann ist mit einem Schlage ihre ganze Situation verändert. Von jetzt ab ehrt man in ihr die Mutter eines höheren Wesens, vergißt ihren Namen und nennt sie fortan nur noch nach dem des Sohnes, z. B. „Ramas Mutter". Aber wehe ihr, wenn sie diesen Sohn oder wenn sie gar den Gatten verliert. Dann ist ihre Existenz vernichtet. Der Verlust des Sohnes kann durch die Geburt eines zweiten ausgeglichen, der Tod des Mannes aber vermag durch nichts gesühnt zu werden. Und es wird

Digitized by Google

nicht etwa als ein Unglück angesehen, für das die Frau bemitleidet werden sollte, sondern sie wird für diesen Tod verantwortlich gemacht, denn nur infolge ihres Verschuldens in diesem oder in einem früheren Leben mußte der Gatte sterben.

Als Witwe bleibt die Frau in Indien einem unendlich traurigen Lose preisgegeben. Kaum ist der Mann gestorben, so wendet sich alles von der Schuldbeladenen ab. Weiber aus niederer Kaste scheren ihr das Haar und nehmen ihr die „Tali", das goldene Ehezeichen, das sie um den Hals trägt. Man beraubt sie ihrer Schmucksachen und Gewänder. Es soll bei diesen Gelegenheiten oft unendlich roh zugehen. Fortan muß sie ein grobes, weißes Gewand — weiß ist die Farbe der Trauer — tragen, wird auf schmale Kost gesetzt, hat alle vierzehn Tage einen besonderen Hungertag, ist die Sklavin des Haushaltes und, wenn ein Unglück passiert, „trägt die Witwe daran die Schuld". Eine große Kalamität für die Witwen sollen auch die Nachstellungen sein, mit denen die männlichen Angehörigen der Familie sie verfolgen. Rechtlos, wie diese armen Unterdrückten sind, werden sie oft zum Kindesmord getrieben. Bei der ewigen Hungersnot mag der Kindesmord wirtschaftlich gerade kein Unglück sein, aber trostlos bleibt er immer in Anbetracht der Tatsache, daß auch im Hinduweibe die Mutterliebe das stärkste Gefühl ist. Der Hindu lebt zwar in Monogamie, was aber nicht ausschließt, daß er sich nach Vermögen Sklavinnen hält, die seinen Wünschen dienen müssen.

Das Leben in den Frauengemächern ist das Unseligste, was man sich vorstellen kann. Die vornehmen Frauen, die unter dem „Pörda"*)-System stehen, das besonders in

*) „Pörda" heißt Vorhang und bezeichnet die Abgeschlossenheit der Frau von aller Oeffentlichkeit. Das System ist nicht arischen, sondern semitischen Ursprungs.

Digitized by Google

Nordindien, wo die mohammedanische Bevölkerung vorherrscht, sehr streng gehandhabt wird, erfreuen sich nicht einmal der Abwechslung häuslicher Beschäftigungen, haben keine andere Unterhaltung als sich zu zanken und zu schmücken. Nach der Menge und dem Werte der ihr vom Gatten geschenkten Schmuckgegenstände prüft und taxiert das Weib seine Liebe.

Die Verwendung des Schmuckes ist in Indien eine so allgemeine, sein Gebrauch so vielseitig, daß alljährlich vierhundert Millionen Rupien für Steine, Perlen und Goldarbeiten verausgabt werden sollen. Am ganzen Körper gibt es aber auch kaum eine Stelle, an der es nicht glitzert und blinkt: Auf dem Kopf, in den Flechten, um den Hals, in den Ohren, der Nase, um alle Gelenke, Finger und Zehen. Ja, sogar die „Feigenblätter" der kleinen Knaben und Mädchen sind goldene Pfeifchen und silberne Herzchen. Von den wertvollen Prachtgegenständen gar nicht zu reden! Die Frauen niederer Kaste tragen sämtlich ein paar Arm- oder Fußreifen, die gewiß nicht selten von Europa eingeführt sind. Ganz ohne Schmuck sieht man kaum je ein Weib.

Die Frauen des Arbeiterstandes haben es im Verhältnis viel besser als die Höhergestellten. Ihnen obliegt es, den Haushalt zu besorgen, und wenn sie auch hinter dem Manne stehen müssen, während er seine Mahlzeit hält, und nur das bekommen, was übrig bleibt, so dürfen sie sich doch frei auf der Straße bewegen und sind keine Gefangenen.

Alle Frauengemächer, die der Reichen sowohl wie die der Armen, sind schmutzig, trotzdem ich nirgends in meinem Leben soviel scheuern, putzen und waschen sah, wie hier in Indien. Bei den Maharadjas sieht es mit ihren defekten europäischen Möbeln und den armseligen Cretonnevorhängen geradezu verkommen aus. Bei den „andern" sind eine Liegebank, ein Kasten und in einer Ecke ein paar Steine, auf denen gekocht wird, alles, was ich an

Digitized by Google

Möblement gesehen. Die Höfe, welche die Zenanas umschließen, sind meist eng, dunkel, feucht und unrein, und gelten als Herd für ansteckende Krankheiten. Man sagt, daß die Missionarinnen und Bibelfrauen (letztere sind christliche Eingeborene) auf die hygienischen Verhältnisse günstig wirken, wie sie denn überhaupt dem Frauenleben neue Interessen zuführen. Besonders in Nordindien sollen sich die Frauen merkwürdig lernbegierig zeigen, und in den Zenanas soll es nicht selten sein, daß eine alte Frau mit der Brille auf der Nase noch das ABC lernt, um bald fließend lesen zu können. Ganz besonders aber machen sich jene europäischen Frauen um die weiblichen Eingeborenen verdient, welche als Aerztinnen in Indien wirken. Es sind meist Engländerinnen und Amerikanerinnen, die nach einem vierjährigen Kursus in einem Londoner Hospital hier Krankenhäuser und Kliniken gründen und unberechenbaren Nutzen stiften. Wenn man bedenkt, daß dem Arzte der Zutritt in die Zenana absolut verboten ist und daß, wenn er eine Kranke behandeln soll, er von dieser höchstens die Zunge durch den Spalt des Vorhangs zu sehen bekommt, so kann von einer Behandlung der Frauen durch Männer kaum die Rede sein.

Aber in einem sind uns die Hindus doch über. Es gibt keine alten Jungfern unter ihnen. Und das wird so gemacht. Haben Eltern mehrere Töchter, so bestimmen sie eine oder zwei zu Pagodentänzerinnen (Bajaderen), die, wenn sie zugleich singen, Dewadashis genannt werden, und die sich trotz ihres lockeren Lebenswandels als Tempeldienerinnen beim Volke einer gewissen Achtung erfreuen. Diese haben ihr Leben dem Gotte geweiht. Sie sind nicht mit den Weibern zu verwechseln, die sich als Freudenmädchen in der Nähe des Tempels aufhalten, ohne zu seinem Dienste zu gehören, und meist als Witwen in Verzweiflung die Zenanas verließen, um hier, von aller Kaste und Familie

Digitized by Google

ausgestoßen, ein verachtetes, aber doch weniger trauriges Leben wie ehedem zu führen.

Außer den Tempeldienerinnen bleiben auch jene Mädchen unverheiratet, die ihre Erlösung selbst erzwingen wollen, die religiösen Asketinnen, Joginis genannt.

Nun soll es noch eine dritte Art geben, wie sich Mädchen eine Seele verschaffen. Eine eigene Brahminenkaste existiert, die „Kulinbrahmanen", von denen Hübbe Schleiden erzählt, „daß sie viele Frauen heiraten, und zwar solche, die keinen Mann fanden, um sie zu erlösen." Die Kulinbrahmanen machen ein Geschäft aus der Heirat, sie bekommen die Mitgift des Mädchens, die Frau selbst aber bleibt bei ihren Eltern.

Meine Reflexionen über die drückenden Verhältnisse, unter denen das Hinduweib lebt, ließen mich die Reiseroute ganz vergessen — und ich fahre doch nach Khanpur. Die Gegend, durch welche die Eisenbahn führt, ist eben. Ab und zu steht einsam eine Palme „am heißen Felsenrand". Große Teiche unterbrechen die Landschaft. Graue Flamingos stehen auf ihren roten Beinen am Wasser, spiegeln sich darin und heben sich reizend gegen den klaren Abendhimmel ab.

Um acht Uhr treffen wir in Khanpur ein. Es ist bereits stockfinster. Wir tappen in tiefster Dunkelheit einem leuchtenden Punkte zu, der uns in der Ferne gezeigt wird und der das „Civil and Military Hotel" sein soll. Die Boys und die Aya mit einem Karren, auf dem das Gepäck verladen ist, begleiten uns. Plötzlich höre ich etwas kollern. Ein Koffer ist vom Karren gefallen. Jedermann sucht, niemand findet das Stück, bis schließlich die Boys und Kulis alle auf einmal darüber stolpern und, sich gegenseitig an die Schädel stoßend, in ein furchtbares Wehegeheul ausbrechen. Das „Civil and Military Hotel" sieht von außen ganz elegant und einladend aus. Große Palmen in Töpfen stehen zwischen den Säulen, die das Gebäude umgeben, und

Digitized by Google

eine ungeheure Lampe erleuchtet die Fassade tageshell. Wir treten ins Haus, wo uns absolute Dunkelheit und Totenstille empfängt. Nach langem Rufen kommt ein Mann mit einer kleinen Handlampe, deren Docht nicht dicker als ein Streichholz ist, und führt uns in die Zimmer.

Dieses „Hotel für Civil und Militär" war doch schon das Heruntergekommenste, was wir bisher gesehen: Eine echte, rechte Lotterfalle. Graf Lippe bekam als Zimmer einen kellerartigen Raum, der bei uns zu Lande kaum für Gartengeräte gut genug befunden worden wäre. Die Fenster waren Luftluken ohne Scheiben! Der Fußboden gestampfte Erde. Dieser Höhle zunächst lagen unsere Appartements: drei Salons mit Badekabinett! Im ersten stand nichts, im zweiten ein ungeheurer Tisch, im dritten waren die wackeligen Betten aufgeschlagen. Der Betthimmel hing schief und drohte jeden Augenblick herabzustürzen. In Fetzen das Moskitonetz! Ohne Schiebfächer die Kommode! Ohne Lehne der Stuhl! Ohne Handtuch der zusammengeknickte Ständer! Durch Löcher, in denen die Spatzen nisten, dringt Luft und Licht. Nur das Badezimmer besaß ein großes Fenster, allein es fehlten die Vorhänge. Im Hof arbeitete bei flackerndem Feuerschein eine Schar Kulis. Immer nur mit dem Nachtlicht als Leuchte, suchten wir den Speisesaal und traten plötzlich in einen hell erleuchteten, menschenleeren Raum. Als einzige Gäste setzten wir uns, geblendet von dem Lichterglanz, an einen kleinen, runden Tisch, dessen Linnen Erinnerungsbilder entschwundener Tage in vielen Farben trug, und harrten unseres „Dinners". Von dieser Silvestermahlzeit kann ich mit dem besten Willen nichts Rühmliches erzählen. Sie war einfach gräßlich. Mit einem Gläschen Chartreuse stießen wir aufs neue Jahr an und suchten dann mit mißtrauischen Gefühlen unser Nachtlager auf.

1. Januar 1903. Wir wurden nicht von den Ratten angefressen, obwohl sie die ganze Nacht einen tollen Tanz

Digitized by Google

aufführten und den Jahreswechsel mit seltsam pfiffigen Tönen begleiteten. Das Jahr fängt gut an, dachte ich mir, als ich mich nachts im Bette umdrehte, wobei die Matratze jedesmal in allen „Federn" quietschte und ich in eine Vertiefung sank, aus der die geknickten Drähte wie Stacheln hervorstanden. — Morgens fühlte ich mich wie gerädert und gegeißelt, und Graf Lippe war so verschnupft, daß er nicht aus den Augen sah. Wir fühlten uns alle sehr übernächtig, gar nicht disponiert, Khanpur mit seinen blutigen Erinnerungen kennen zu lernen, die eigentlich nur für Engländer Interesse haben. Die Stadt ist der Schauplatz des großen Aufstandes von 1857 und hat die grausame Metzelei von tausend Männern, Frauen und Kindern durch den berüchtigten Nana Sahib gesehen.

Es genügte uns, das bunte Markttreiben, welches sich in der Nähe des Bahnhofes entfaltete, und die Spiele der jungen Burschen zu beobachten. Die Leutchen hockten in langen Reihen an einer Hecke in der Sonne und spielten „Schusser" in der Weise, daß sie den dritten Finger der rechten Hand zurückbiegen, der, niederschnellend, die Kugel fortschleudert. Diese fliegt mit großer Sicherheit dem Ziele zu. Es war das erstemal, daß wir junge Menschen spielen sahen und vor allem, daß wir sie heiter lachen hörten.

Um zehn Uhr sollten wir Khanpur verlassen, aber ich weiß nicht, wie lange der Zug, auf das Zeichen zur Abfahrt wartend, in der Bahnhalle stand. Die Wartezeit vertrieben uns die Händler, welche alle Coupéfenster belagerten, mit dem Anpreisen ihrer Ware. Die Geduld dieser Männer ist unbeschreiblich. Jetzt steht z. B. einer mit Solinger Messern vor mir und bietet und feilscht wohl schon seit zwanzig Minuten, schließlich beginnt der „billige Jakob" mit sich selbst zu unserm Vorteil zu handeln. Wir können nicht anders und kaufen sowohl ein deutsches Messer, als auch

Digitized by Google

bunt bemalte Figuren, die, realistisch modelliert, in ihren Darstellungen das ganze indische Leben wiedergeben.

Kurz nach Khanpur erblicken wir zum erstenmal den mit der Geschichte der Zivilisation Indiens so eng verknüpften Ganges, der seit Tausenden von Jahren auf die physische Entwicklung der indischen Rasse maßgebenden Einfluß ausgeübt hat. In seinem 1057 Meilen langen Lauf bewässert der Strom 391 100 englische Quadratmeilen, also ein anderthalbmal so großes Gebiet wie Deutschland, und ist noch heute, trotz des Eisenbahnnetzes, das sich über Indien ausdehnt, einer der bedeutendsten Transportwege der Welt. Der Ganges entspringt unter dem Namen Bagirathi 13 800 Fuß hoch aus einer Eishöhle am Fuß der Schneeregion des Himalaya. Ueber seinen Ursprung berichtet eine alte Legende. Sie schildert die Not der Menschheit und wie Ganga, die liebliche Tochter des Königs Himavat (Himalaya) und der Nymphe Menaka, überredet wurde, ihre reinigende Flut über die sündige Welt zu ergießen. Die Eiszapfen der Gletscherhöhle, in der die Ganga ihren Ursprung nimmt, sind, der alten Sage nach, das verwirrte Haar Shivas. Gleich heilig wie der Ursprung, ist die Mündung des Ganges mit der Insel „Sagar", die das Ziel großer Pilgerfahrten bildet. — Als Ganga die 60 000 Verdammten des Hauses Sagar reinigen wollte, zerteilte sie sich zu hundert Kanälen, um deren Ueberreste sicher zu erreichen, und bildete so das bengalische Delta.

Der Ganges hat sich durch seine treue, lebenspendende, fruchtbringende, nie versagende Arbeit die Verehrung des Volkes erworben. Von allen Strömen der Welt kann sich keiner mit ihm an Heiligkeit messen. Die Hindus nennen ihn liebend und verehrend „Mutter Ganga". Noch oft wird die sechsjährige Pilgerfahrt — die Pradakhsina — von der Quelle bis zur Mündung des Stromes und dann zurück unternommen. Es gibt sogar Pilger, die sich der anstrengenden, aber höchst verdienstvollen Bußübung unter-

Digitized by Google

ziehen, einen Teil des Weges den Strom entlang durch „ihre Länge zu messen", d. h. sie legen sich auf den Boden und messen den Weg mit dem Maßstab ihrer eigenen Körperlänge.

Zur Zeit der großen Feste in der Ganga zu baden, befreit von aller Schuld, und jene, welche sich so entsündigt haben, füllen Gefäße mit dem heiligen Wasser und bringen es ihren Verwandten, die in ferneren Provinzen leben. — Am Ganges zu sterben und in demselben versenkt zu werden, ist der höchste Wunsch von vielen Millionen Hindus. Fanatiker behaupten, daß selbst jene, die sich in ihrer letzten Stunde noch auf hundert Meilen dem heiligen Strom nähern können und „Ganga, Ganga" ausrufen, die Sünden von drei vorhergegangenen Inkarnationen tilgen. Das braune Wasser der heiligen Ganga hier bei Khanpur macht übrigens nicht den erhebenden Eindruck, den man nach den verklärenden Wirkungen des Stromes von ihm erwarten sollte.

Wir fahren über die den Ganges kreuzende Brücke, kommen dann durch eine freundlich grünende Landschaft und treffen um zwei Uhr in Lucknow ein. In Wutzlers Hotel fanden wir das „Wunder" aller indischen Gasthöfe. Der Besitzer ist ein Schweizer. Er reist momentan mit dem Herzog von Connaught an der Grenze von Afghanistan und sorgt für dessen leibliches Wohl. Sein Gasthof kann mit jedem erstklassigen europäischen Etablissement (relativ) konkurrieren. Es liegt in einem gut gepflegten Garten. Die Zimmer sind luftig und hell, gut möbliert, ja, das ganze Haus zeichnet sich durch eine für Indien unvergleichliche Sauberkeit aus. Das Essen ist vortrefflich, kurz, wir fühlen uns wie im Paradies. Wir essen mit dem Gefühl, uns zu sättigen, und baden mit der Ueberzeugung, uns zu reinigen.

Lucknow hat 273 000 Einwohner, wovon drei Fünftel Hindus sind, und ist nach Kalkutta, Bombay und Madras die größte Stadt Indiens. Seit 1775 die Haupt-

Digitized by Google

stadt von Audh, liegt es am Gumtifluß. In dem „Jahre der mutiny" (1857) war Lucknow ein blutiger Schauplatz erbitterter Kämpfe.

Lucknow gilt als die gesündeste und beliebteste indische Garnison. Die herrlichen Gärten in der Stadt, die prachtvollen Parkanlagen vor derselben, nicht zum wenigsten ihr gemäßigtes Klima, machen sie zum Mittelpunkt aller sportlichen Vergnügungen der europäisch-indischen Gesellschaft. Im Januar und Februar versammelt sich hier die ganze elegante Welt Indiens zu den großen Pferderennen, an denen die reichen Nawabs mit ihren prachtvollen Rennställen teilnehmen, und Wettkämpfe aller Art finden dann statt. Ungeheure Summen werden verspielt und ein kolossaler Luxus soll hier in dieser Zeit entfaltet werden. Man kann die Stadt das Baden-Baden Indiens nennen. Jetzt in der „toten" Saison scheint es ausgestorben wie ein Modebad.

Unser Hotel liegt nicht nur in einem Garten, sondern auch an einem großen, grünen Platz, an den sich ein zweiter und dritter, alle mit Blumen und Bäumen bepflanzt, anschließen. Um diese Anlagen gruppieren sich die Regierungsgebäude. Hier befindet sich auch der „Regenschirmpalast", also genannt wegen des goldenen Schirmes, der den Pavillon seines Daches beschattet. Im Regenschirmpalast — Chatr Manzil — ist heute das englische Klublokal installiert. Die leidlich erhaltenen Prunkgemächer sind zu Eß-, Lese- und Spielräumen verwendet. Ein schöner Ballsaal mit Bühne und eine große, gute Bibliothek sind ebenfalls vorhanden. Alle Staatsgebäude repräsentieren einen eigentümlichen Mischstil von französischer und italienischer Renaissance, mit maurischen Kuppeln, zackigen Bogen und flachen, mit Pavillons gekrönten Dächern. Auf diesen Dächern ist der Versammlungsort der Familie. Dort oben und in den Straßen gibt sich alt und jung dem beliebten Vergnügen hin, rote Drachen steigen zu lassen. Auffallend

Digitized by Google

erscheint, wie viel heiterer die Gemütsart der hiesigen Bevölkerung gegenüber derjenigen der südlicheren Provinzen ist.

Von Marmor und edlerem Baumaterial dürfte in der ganzen Stadt kaum etwas zu sehen sein. Alles gemeine Tünche und Ziegelbauten mit überladener Stuckarbeit. Unsere Rundfahrt führte uns zuerst zum Museum, das hier in der indischen Volkssprache „Ajaib Gar", d. i. „Kuriositätenhaus" heißt. Das Museum wird von einem gewissen Dr. Führer mit der knappen Summe von neunhundert Rupien als gesamte Dotation geleitet und enthält archäologische, ethnographische, sowie naturhistorische Sammlungen, vor allem aber sehr interessante buddhistische Skulpturen, die auf den Einfluß hellenischer Kunst deuten und bei Muttra, einer alten Stadt in der Nähe von Agra, 1891 ausgegraben wurden. Hier fand ich auch endlich, ausgestopft und klassifiziert, den Geier, den ich so oft zwischen Hühnern herumstolzieren sah, und den Alfred immer zu einer grauen Gans oder alten Riesenhenne degradieren wollte. „Neophron Gringiriniamus" (Indian vulture [scavenger]) ist in der Jugend ganz weiß und wird erst mit den Jahren dunkel, hat einen langen, gelben Hakenschnabel, weiße Brust mit schwarzen Flügelbändern.

Außer den wissenschaftlichen Sammlungen ist im Museum auch das Modell der englischen Minister-Residenz aufgestellt, wie sie sich zur Zeit der mutiny 1857 präsentierte. Bei Berücksichtigung der ungünstigen Position der Briten, der hingegen außerordentlich vorteilhaften und gedeckten Stellung des aus nächster Nähe angreifenden Feindes läßt sich die verzweifelte Lage der ersteren ermessen. Es war gut, daß wir dieses Modell sahen, bevor wir die weitläufigen Gartenanlagen besuchten, in denen die Ruinen der „residency" zerstreut liegen. Wir bekamen hierdurch einen Begriff der schrecklichen Verhältnisse, unter welchen die mutige Besatzung, sowie die unter ihren Schutz geflüchteten

Digitized by Google

Frauen zu leiden hatten. Mit unvergleichlicher Tapferkeit und beispielloser Zähigkeit hielten die Belagerten die täglichen Angriffe des Feindes standhaft aus, obschon Seuchen und Hungersnot wüteten, bis in letzter Stunde der Ruf durch die Straßen klang: „the Campbells are coming", und das schottische Regiment an der Spitze des ersehnten Entsatzes heranrückte. Mit regem Interesse durchwandelten wir den prachtvollen Kirchhof, in dem unter herrlich schättigen Bäumen und wildwuchernden Lianen 2000 Männer, Frauen und Kinder begraben liegen. Ergreifende kurze Inschriften stehen auf den Grabsteinen, rührende Worte treuer Gatten — zärtlicher Mutterliebe — bescheidenen Heldenmutes.

Unser alter Führer drang darauf, uns noch nach dem „Aran brajas" zu führen. Was konnte das nur sein? Das Kauderwelsch, welches der Mann sprach, war nicht zu verstehen. Im „Murray", dem indischen Bädeker, stand diese Sehenswürdigkeit nicht verzeichnet, aber „Murrays Lucknow" ist überhaupt konfus geschrieben. War es ein Palast — ein Grabmal? Nein, es war die aus England importierte „iron bridge", die über den Fluß Gumti führt, an dem Lucknow liegt. Sie ist von einem uns völlig unbekannten König mit unaussprechlichem Namen erbaut.

Durch Gärten, Anlagen und schöne Alleen fuhren wir den Gumtifluß entlang. Hier fanden wir auf einem mächtigen Baum eine reizende kleine Affenfamilie mit ein paar dicken Onkels und alten Großvätern. Die Kleinen näherten sich mit zierlichen Sprüngen in mutwilligem Spiel, sie bewarfen uns neckisch mit eichelartigen Nüssen und trieben tollen Schabernack, während die Alten, eklig grunzend, uns ihre rosa Rückseiten zuwendeten.

Abends war große Illumination zur Feier der „coronation". Sämtliche Fenster der Häuser, alle Blumenbeete der Gartenanlagen, die Konturen der Ruinen waren mit Oellämpchen besetzt, alles flimmerte und glitzerte; ganz

Digitized by Google

Lucknow war auf den Beinen und strömte gaffend der „residency“ zu, in deren Garten ein großes Feuerwerk abgebrannt wurde. Die dunkeln Eurasierinnen, deren es hier auffallend viele gibt, nahmen sich in ihren europäischen Kleidern wie maskierte Affen aus.

2. Januar. Wir leben in unserm Hotel mit unbeschreiblichem Behagen. Welch ein Genuß ist es aber auch, wieder einmal schmackhaft essen, in reinlichen Betten schlafen und sauberes Waschwasser benützen zu können. Die größte Sehenswürdigkeit von Lucknow scheint mir unser Hotel, und ich säße viel lieber in meinem prachtvollen Zimmer auf bequemem Stuhl, als daß ich mich der Mühe unterziehe, ramponierte Kaiserpaläste zu besuchen oder über Land zu fahren, um den geschmacklosen Hallenbau zu sehen, wo unter einer Steinplatte und einer Menge Glaskronleuchtern der Nawab von Audh seinen ewigen Schlummer schläft. Aber wirkliches Vergnügen bereitet die Fahrt durch die einzig schönen Anlagen in und vor der Stadt. Entzückend sind die drei Gärten der „Gartenbaugesellschaft“. Herrlich ist der große Rehpark mit der „Dilkusha“, der „herzerfreuenden Villa“, wundervoll der immense und dabei tadellos gehaltene Windfieldpark, welcher mit seinen ungeheuren grünen Rasenplätzen, Bambusriesen, ragenden Palmen, dichten Buschgruppen, mächtigen Schattenbäumen, Hecken von gelben Rosen, Farrenkräutern und Orchideen sowie mit seinen rot bestreuten Wegen, seinesgleichen kaum findet.

Stundenlang fuhren wir durch den meilengroßen Park, an dessen südöstlichem Ende die „Martinière“, ein bizarres Gebäude liegt. Man versteht darunter eine großartige Stiftung, welche Ende des 18. Jahrhunderts von einem französischen, später englischen Soldaten und schließlich enorm reich gewordenen Indigohändler, General Martin, gemacht wurde. Die „Martinière“ ist ein Erziehungsinstitut für etwa zweihundert Knaben, die hier unentgeltlich erzogen werden.

Digitized by Google

Nur einen kurzen Besuch statteten wir dem durch seine entsetzliche Fliegenmenge unerträglichen Basar ab. Es gab dort nichts, was unsere Kauflust hätte reizen können. Eine Spezialität Lucknows hatten wir bereits in dem Laden gekauft, der dem Museum angeschlossen ist, und der für reelle Preise wie gute Arbeit Garantie bietet. In eisenartiges Metall sind silberne Verzierungen eingelegt, welche die heraldischen Tiere von Audh — zwei Fische — darstellen. Gefäße, Teller und Schirmgriffe werden in dieser aparten Zusammenstellung gefertigt, und erinnert dieselbe sehr an sarazenische Arbeit.

Zum erstenmal sah ich heute eine Karawanserei, das „Hotel der Eingeborenen", wie unser Führer erklärte. Es ist ein von allen Seiten durch eine Kolonnade umschlossener Hof. Je zwischen zwei Säulen wird ein Raum durch Mauern abgeteilt, in welchem immer eine Familie haust. Im Hof stehen Ekkas (Droschken) und Kamelkarren, die zweistöckigen Reisewagen der Eingeborenen.

Die Temperatur in Lucknow kann einem schönen europäischen Herbsttag verglichen werden. Um die Mittagszeit ist es sehr warm, später wird es geradezu kühl, und es fröstelte uns, als wir zum Hotel zurückkehrten. Wir waren seit der schlechten Nacht in Khanpur erkältet, und ich ging in die Apotheke, um lindernde Mittel für unsern Katarrh zu holen. Während ich auf das geheimnisvolle Gebräu warte, sehe ich einen Menschen, mit auf dem Rücken eng zusammengeschmiedeten Händen, wie ein Raubmörder, ängstlich an den Häusern hinschleichen. Die dürre, in graubraune Fetzen gehüllte Gestalt blickt weder rechts noch links, hebt die Augen nicht vom Boden und ist ganz kahl geschoren. Da man in den indischen Zuchthäusern die Gefangenen so menschenfreundlich behandelt, daß man sie alle Wochen auf ihr Gewicht hin prüft, halte ich im ersten Augenblick den mit Handschellen gefesselten Mann für einen Verbrecher, der seinen „Ausgang" hat. Aber

Digitized by Google

nein, es ist ein Büßer, einer jener Sanyasis, die in selbstertötender Askese ihr Leben verbringen, um sich von aller Wiedergeburt zu erlösen. Der Apotheker meinte achselzuckend: „Oh, it's only a fanatic!" und deren gibt es hier viele!

Der Hindu hat eine ungeheure Furcht vor der Seelenwanderung, vor ihrer auf- und abwärtssteigenden Stufenleiter, und unterwirft sich, um dieser drohenden Gefahr zu entgehen, lieber auf Erden unglaublichen und schmerzhaften Bußübungen, um neuen Wiedergeburten zu entgehen oder sie wenigstens zu vermindern. Asketen, Sanyasis, Jogis, Munis und Rischis, alle drängen danach, zu den „bei Lebzeiten Befreiten" zu gehören, zu jenen, die durch die „erlösende Erkenntnis" die „unsichtbare Kraft", die frühere Schuld verflossener Inkarnationen, vernichtet haben und keine Wiedergeburt mehr über sich ergehen lassen müssen. Jeder sucht sich die Erlösung auf seine eigene Art zu verschaffen, der eine dadurch, daß er mit Handschellen durchs Leben schleicht, oder jahrelang auf einem Beine aufrecht steht, oder mit emporgerecktem Arm auf den Fersen hockt, oder auf einem Stachelbette schläft, oder in die Sonne starrt bis er erblindet, während andere die Vereinigung mit ihrem Gott unmittelbar durch das Versenken in sich selbst suchen.

3. Januar. Infolge der Erkältung in Khanpur fühlen wir uns noch immer nicht ganz wohl, und verlängern deshalb, um einer möglichen Erkrankung vorzubeugen, unsern Aufenthalt in Lucknow.

4. Januar. Der Tag der Ruhe in Lucknow war uns sehr wohltuend gewesen, und wir traten unsere Fahrt nach Benares in gehobener Stimmung an. Wir hatten in Benares im Hotel de Paris Zimmer bestellt, stiegen aber dann in Clarks Hotel ab, wohin uns der Manager von

Digitized by Google

Wutzlers Hotel in Lucknow mit der Versicherung empfohlen hatte, alle aus diesem Wechsel entstehenden Konsequenzen tragen zu wollen. Natürlich waren wir kaum in Clarks Hotel eingetreten, als auch schon ein Babu aus dem Hotel de Paris mit einem Schreibebrief erschien, indem wir reklamiert oder angehalten wurden, volle drei Tage Pension zu zahlen. Wir übergaben mit Grandezza das Schriftstück dem Manager unseres Hotels, der alles mit einem Wink ordnete. Der Babu verschwand, und wir wurden nicht mehr belästigt. Wahrscheinlich haben sich die beiden Hotels freundschaftlich in uns geteilt.

Wir sind mit einer Stunde Verspätung um zwei Uhr in Benares angelangt, fanden aber doch noch das Tiffin bereit, das ganz genießbar war, jedoch nicht aus den Wutzlerschen Fleischtöpfen stammte; auch die Zimmer waren mehr indisch als schweizerisch, und ich glaube, Clark zahlt an Wutzler für seine Empfehlung so viel, daß ihm nichts mehr übrig bleibt, um seine Zimmer weiter als mit zwei Betten und einem Stuhl zu möblieren.

Gleich nach dem Tiffin engagierten wir den von unserm Manager empfohlenen Führer, der einen achtunggebietenden Eindruck machte. Er glich einem würdigen, behäbigen Lehrer, trug eine Hornbrille mit großen runden Gläsern auf der breiten Nase und sprach sehr gut Englisch. Chatung Lall war ein gelehrter, aber armer Brahmane, so eine Art „Pandit", der jedoch nicht nur Führerdienste während der kurzen Touristenzeit tut, sondern sich auch als Agent einer Lyoner Goldfadenfabrik betätigt. Für gewöhnlich ist ein Pandit kein Geschäfts- und Handelsmann, sondern ein Weiser, der das Wesentliche aller Disziplin beherrscht, im großen ganzen keine spezielle Religion, sondern vielmehr eine philosophische Weltanschauung besitzt, an das Vedanta-System glaubt und höchstes Wissen erstrebt, vermöge dessen man das eigene Selbst, d. h. das innerste Selbst als die Welt und die Welt als sich erkennt — wonach man in Wahr-

Digitized by Google

heit also nichts anderes ist, als das ungeteilte Brahman. Der Pandit wähnt, die höchste Erkenntnis erreicht zu haben, nimmt an, daß für ihn eine Wiedergeburt möglich sei, aber nur eine Wiedergeburt mit göttlicher Würde. Bei allem Respekt vor unserm trefflichen Chatung Lall, glaube ich zwar nicht, daß seine nächste Inkarnation eine gottähnliche sein wird, wie ich denn auch bezweifle, daß er alle Disziplinen, als da sind, Grammatik, Philosophie, Astronomie, Astrologie, Rhetorik und Poetik, Rechtswissenschaft und Medizin, beherrscht, aber er ist ein sehr unterrichteter, belesener, intelligenter Mann, und gab uns über Sitten, Gebräuche und religiöse Anschauungen der Hindus interessante Aufklärungen, welch letztere er immer mit den Worten einleitete: „Our creed is," was eine große Toleranz bedeutet. Ich würde jedem Reisenden raten, sich solchen soit disant „Pandit" statt einem gewöhnlichen „Babu" zum Führer in Benares zu wählen.

Benares zählt 230 000 Einwohner, liegt am linken, d. h. am nördlichen Ufer des Ganges und steht seit 1853 unter britischer Oberhoheit. Seine Geschichte greift tief ins graue Altertum zurück. Das heilige Benares ist seit undenklichen Zeiten die religiöse Hauptstadt Indiens und liegt als solche drei Millionen Stufen dem Himmel näher, als alle andern Städte der Welt. Es muß schon 600 vor Christus der Mittelpunkt des gläubigen Indien und mithin auch ein reicher, blühender Platz gewesen sein, denn dort, wo die Priesterwelt herrscht, strömt in Indien der Reichtum des Volkes zusammen. Für die Annahme, daß Benares schon damals eine hochbedeutende Stadt war, spricht die Tatsache, daß Sakya-Muni (575 vor Christi Geburt geboren, 478 gestorben), von Gaya kommend, diesen Ort zum Ausgangspunkt für seine Lehre wählte. Im Jahre 1194 kam Benares unter muselmännische Herrschaft, die mit der Zerstörung von tausend Hindutempeln und dem Erbauen von Moscheen begann. Heute hat es 1450 Hindutempel, drei-

Digitized by Google

hundert Moscheen und zwei christliche Kirchen. Der Teil der Stadt, in dem unser Hotel liegt, gehört zum europäischen Viertel, zum Kantonnement, das hier „Secrol" heißt.

Mit dem gelehrten Führer auf dem Bock, fuhren wir nach der drei Kilometer von Secrol entfernten native town. Unsere erste Ausfahrt galt dem goldenen Tempel und dem Ganges mit seinen Ghats, wie die Treppenterrassen heißen, die sich dem Strom entlang ziehen. Der Weg führt durch die Vorstadt „Sigra", in der nur christliche Eingeborene wohnen.

Durch breite, gut gehaltene, aber uninteressante Straßen gelangten wir nach einer halbstündigen Fahrt in das Innere der native town. Das hier vorhandene Winkelwerk spottet jeder Beschreibung. Das Gewimmel von Menschen gleicht einem in Aufruhr gebrachten Ameisenhaufen, und die Gäßchen sind so eng, daß man sich buchstäblich an die Wand drücken muß, um Entgegenkommende oder heilige Kühe, die sich hier mit verblüffender Frechheit herumtreiben, vorbeigehen zu lassen. Auf dem Erdboden glaubt man Blutlachen zu sehen, aber es ist kein Blut! Das ekelhafte Ausspucken der betelkauenden Eingeborenen hat die Straße rot gefärbt. Es gibt Reisende, und wir trafen solche, die uns entsetzt erzählten, daß ganz Benares vom Opferblut der Tiere triefe. Dies ist ein großes Mißverständnis, denn außer der blutdürstigen Durga empfängt überhaupt kein indischer Gott ein Tieropfer.

Man schiebt sich tatsächlich an den Hausmauern hin. Plötzlich bleibt Herr Chatung Lall stehen, deutet wichtig auf ein talergroßes Loch und sagt: „Dadurch können Sie ins Allerheiligste des goldenen Tempels sehen." Wir legen mit aller erdenklichen Vorsicht das Auge an die schwarze Mauer und blicken in einen finsteren Raum. Vor dem Sinnbild Shiwas, einem abgerundeten Säulenstumpf (Lingam), brennt ein Feuer auf dem Boden; Priester hocken um dasselbe herum. Durch eine Stufe etwas erhöht, steht

Digitized by Google

eine Devadashi, ein dem Gotte angetrautes Tempelmädchen. In prunkvollem Staat, mit glitzerndem Schmuck behängt, funkelt sie beim flackernden Lichtschein und gleicht einem jener Götterbilder, die um die Gopuren Südindiens stehen. Nur ein flüchtiger Blick war uns auf das phantastische Bild vergönnt, dann wurden wir weiter getrieben. Vor einem Blumenladen, gegenüber dem schönen Messingtor des goldenen Tempels, staute sich die drängende Menge zu unerträglicher Enge. Eine Anzahl Natives, die sich von ihrer Tätigkeit einen Backhschisch versprechen, versuchen, uns Bahn zu brechen. Durch den Blumenladen lotsen uns die nackten Führer über eine stockfinstere Treppe hinauf, zu einer kleinen, niederen Veranda, in der die ungeheuren Pauken des Tempels aufbewahrt werden. „Von hier aus können Sie den goldenen Tempel sehen", sagt unser Pandit. Wir gewahren zwei pyramidenförmige Türmchen und eine Kuppel. Die Kuppel und ein Turm sind mit vergoldetem Messingblech belegt, wofür der Tempel den pompösen Namen „der Goldene" trägt. Bishawar ist der hier verehrte Gott, ein anderer Name für Shiwa. Einigermaßen enttäuscht verlassen wir „das Musikzimmer" und werden durch unsere Eskorte weiter durch schmale Gäßchen in ein kleines Viereck geführt, in dessen Mitte „die Quelle des Wissens", deren Genuß geistige Macht verschafft, gen Himmel stinkt. Die Blumen, welche verfaulend umherliegen und als Opfergaben in den Brunnen fallen, verbreiten einen Geruch, daß man vor Ekel entsetzt zurückprallt.

Direkt hinter dem „goldenen Tempel" liegt die Aurangzeb-Moschee mit ihren beiden überschlanken Minaretts. Empört darüber, daß dieser Bau auf ihrem Tempelgrund errichtet wurde, haben die Hindus das Haupttor zugemauert, und der Moslem muß seine Moschee durch ein Hintertürchen besuchen. Sie ist beinahe ganz verlassen und kaum mehr eine Sehenswürdigkeit zu nennen. Auf einem engen, von Bettlern belagerten Plätze werden wir in einen Kuhstall

Digitized by Google

gedrängt, der aber der „Tempel der Anapurna" ist (Ana = Speise, purna = die gefüllte). Die hier verehrte Göttin wurde einst von Bisshawar dafür angestellt, das Volk von Benares mit Speise zu versorgen. In der Halle stehen und liegen als Sinnbild der Ernährung die heiligen Kühe, deren Exkremente aber nicht etwa, wie gewöhnlich, zu Brennmaterial verwendet, sondern ehrfurchtsvoll in frische Blätter als Heilmittel gegen alle Krankheiten gesammelt werden. In keiner Lebenslage ist Krankheit ein Vergnügen und Sterben ein Genuß, aber hier in Indien ist es ein ganz besonders entsetzliches Martyrium. Die heilige Kuh liefert dem Kranken die Arzneien und ihren Schweif in der Hand muß man sterben, will man selig werden. Alle Krankheiten werden mit Kuhdung oder durch einen Aufguß von pulverisiertem Eselsdung behandelt. — Hier ganz in der Nähe der nicht sehr pflichttreuen Anapurna, die meist mit einem Kochlöffel in der Hand abgebildet wird, thront ein Ungeheuer, das, mächtiger als sie, ihr die zugewiesene Aufgabe sehr erschwert. Es ist der dem Saturn geweihte „heilige Jani" (Schani). Sein Kopf wird durch eine Silberscheibe markiert, von der eine Schürze herabfällt, die verbergen soll, daß er ohne Leib geboren, den er als personifizierte Hungersnot ja auch nicht braucht.

Wir eilten weiter durch dunkle, dumpfe Gassen und atmeten befreit auf, als wir nach all der qualvoll übelriechenden Enge den weiten Blick über den Strom vor uns genossen. Vom erhöhten Ufer des Flusses aus übersieht man eine 750 Meter breite Wasserfläche. Am Fuße des Panchganga Ghat besteigen wir einen seltsam gebauten Kahn, der uns zur Verbrennungsstätte der Toten bringen soll. Es ist ein großes Ruderboot mit hochaufgebauter Kajüte. Mit Hilfe einer Leiter klettern wir auf das flache Kabinendach, wo sich bequeme Rohrsessel befinden. Lautlos gleitet der Kahn auf der Strömung dahin, die Ruder hängen kaum hörbar plätschernd im Wasser, blaßleuchtend

Digitized by Google

steht die Sonne schon tief im Westen, die Luft ist trübe und dunstig. Ein penetranter Geruch treibt uns entgegen. Rauchwolken hüllen alles in düsteres, kaltes Grau. Melancholische Stimmung ruht auf dem träge fließenden Strome, wie auf seinen öden Ufern. Schweigend erblicken wir geborstene Riesenmauern, verschüttete Paläste und die traurige Verbrennungsstätte, das „Manikaranika Ghät", die heiligsten „Stufen von Benares".

Tiefe Schwermut ruht auf dem Bilde. Drei Scheiterhaufen stehen in Brand, zwei andere werden aufgerichtet. Rechts und links von der kleinen sandigen Bucht, in der die Kremationen stattfinden, erheben sich hoch aufgebaute Plattformen. Auf der linken Plattform versammeln sich die Leidtragenden. Terrassenförmige Stufen, welche die Bucht nach rückwärts abschließen, führen hinüber zum Haus der Dooms. Die Dooms gehören der allerniedrigsten Kaste an. Sie unterhalten das Feuer, das nur von ihnen zum Entzünden der Scheiterhaufen erworben werden darf.

Alle, auch die scheinbar unbedeutendsten Handlungen im Leben des Hindu, das von der ersten bis zur letzten Stunde in religiöse Pflichten eingeengt ist, werden durch strenge Gesetze genau geregelt. Das Totenfeuer ist das Monopol der Dooms, welche die Zahlungsfähigkeit der Hinterbliebenen abschätzen und danach den Preis für das begehrte Feuer bestimmen. Sie verlangen für dasselbe oft unerhört große Summen, und es sollen bis zu tausend Rupien gezahlt werden. Die Dooms, obwohl sehr wohlhabend, sind tief verachtet, und jeder Hindu wird selbst die entfernteste Berührung mit dem völlig unreinen und verabscheuten Paria, der unter dem Tiere steht, ängstlich vermeiden.

Schwarzer Rauch steigt aus dem flammenden Scheiterhaufen empor. Abseits steht der niedrige Holzstoß eines Armen. Die spärlich geschichteten Scheiter bedecken nur notdürftig die Leiche. Schauerlich ragt der schwarze, halb-

Digitized by Google

verkohlte Körper zwischen den züngelnden Flammen hervor — er reckt sich, dehnt sich und bäumt sich gräßlich auf; als er sich aber zu hoch aus der Lohe hebt, tritt der Doom heran und stößt ihn mit einer Keule zurück. Der Körper versinkt; das Holz bricht zusammen — gelblich grüner Rauch liegt über der Stätte.

Ein alter Mann mit kahlem Schädel, sein dürftiges Tuch um die Lenden geschlungen, dürr und knochig, das lebende Skelett, steht in kummervoll gebeugter Haltung da und blickt forschend in die bläuliche Glut. Seine armen Augen suchen nach den letzten Ueberresten des Toten. Er wird sie sammeln und sorgfältig in ein Tuch gebunden dem heiligen Strom übergeben. — Es ist ein ergreifender, rührender Anblick hilflosen Schmerzes.

Ein neuer Scheiterhaufen wird aufgerichtet. Holz auf Holz bringt man herbei, hoch türmen sich die Scheiter empor. Diesmal gilt es einem Reichen. Oben auf der Plattform hat sich eine ansehnliche Trauerversammlung eingefunden. Je nach dem Grade, der sie mit dem Toten verbindet, werden den Verwandten die Kopf-, Bart- und Achselhaare als Zeichen der Trauer geschoren. Sie hocken am Rande der Terrasse und blicken hinab auf die Leiche, die, einer Mumie gleich, in weiße Laken gehüllt, durchnäßt am seichten Ufer auf einer Bahre liegt. Bänder umwinden den Körper und befestigen ihn an zwei parallel laufenden Bambusstangen, die durch kleine Stäbe verbunden werden. Daumen sowohl als Zehen des Verstorbenen sind zusammengeschnürt, die Fußsohlen freigelassen. Von dem weißen Bahrtuch wurde ein schmaler Streifen abgelöst, der, an den Enden zusammengeknüpft, dem Haupttrauernden um den Hals hängt. Die Bahre mit dem Toten wird durch eine ungerade Zahl von Männern zum Verbrennungsplatze verbracht. Voran trägt man das häusliche Feuer des Entschlafenen, welches aber niemals zum Entzünden des Scheiterhaufens verwendet wird. Hinter demselben folgen Verwandte und Freunde mit Opfer-

Digitized by Google

gefäßen und sonstigen Requisiten. Keiner der Trauernden darf während des Leichenzuges oder der Totenfeier rückwärts blicken. Von monotonem Gesang begleitet, wird die Leiche zum letzten reinigenden und entsündigenden Bade gebracht.

Sobald alle Angehörigen, die wir auf der Plattform versammelt sahen, durch das Zeichen der Trauer — das Rasieren der Haare — kenntlich gemacht worden waren, gingen sie in feierlichem Zuge über die oberen Stufen hinüber nach dem Hause der Dooms. Die Trauerversammlung in gemessener Entfernung zurücklassend, schreiten die nächsten Verwandten, ein Mann zur Seite einer in weiß wallende Gewänder gehüllten Gestalt, die einen Bund Binsen in der schlaff herabhängenden Rechten trägt, dahin. Langsam und feierlich, mit gesenktem Haupte, tritt das Weib über die Stufen, und bleibt vor der Säulenhalle stehen, die dem Hause der Dooms vorgebaut ist. Ein großer Banyanenbaum beschattet den engen Platz. Ernst und erschüttert betrachten wir die sonderbaren Vorgänge, die sich wie zu einem Traum verweben.

Da ertönt ein widerwärtiges, schrilles Geschrei. Man handelt um den Preis des Feuers. Dann wird wieder alles still — der Pakt ist abgeschlossen. Ein paar Stufen höher als ihre Begleiter steht vor den Säulen die trauernde Frau wie eine antike Figur. Aus dem langen, faltenreichen Gewande, aus dem togaartig um die Schultern gelegten „Sari" — Schleier — hebt sie die Hand, die den Strohbund hält. Regungslos wartet sie, bis ihr der Doom die Kohle in die Halme steckt, dann schwingt sie den Feuerbrand gelassen, mit ruhiger Würde, auf und nieder und steigt in ernster Haltung, gemessenen Schrittes, wie eine Priesterin, die Treppen hinab zum Scheiterhaufen. Männer lösen die Leiche von der Tragbahre, zerreißen die Gräser, mit denen Daumen und Zehen umschlungen, flößen dem Toten als letzten Trunk eine Handvoll heiligen Gangeswassers ein und legen

Digitized by Google

ihm eine Blume in den Mund. Triefend vor Nässe wird die Leiche auf den Scheiterhaufen verbracht und allseitig mit Holz bedeckt. Von links herankommend, umwandelt die Frau dreimal den Holzstoß, den Strohbüschel nochmals bewegend, bis er in eine Flamme aufflackert, dann legt sie, ohne umzublicken, rückwärtsschreitend, die brennende Fackel unter den Kopf des Toten. Der männliche Leidtragende tritt nun von links heran, umkreist, aus einem irdenen Kruge den Boden ringsum mit Wasser begießend, dreimal die Leiche; neben dem Haupte des Toten zerschmettert er das Gefäß und schlägt sich zugleich mit dem Handrücken auf seinen Mund. Nach der Kremation verlassen die Leidtragenden die Brandstätte und begeben sich zum Bade. Im Unterkleid, ohne Uebergewand, die Haare aufgelöst und mit Lehm bedeckt, das Gesicht nach Süden gewandt, tauchen sie ins Wasser. Mit dem Hohl der übereinander gehaltenen Hände, so daß die Linke sich höher als die Rechte befindet, gießen alle einmal Wasser aus, indem sie den Vor- und Zunamen des Verstorbenen aussprechen. Dann steigen sie aus dem Bade und begeben sich heimwärts. Der Haupttrauernde darf sein Haus nicht betreten und während der Zeit seiner Unreinheit („Assanca"), die mit ihren zahllosen Observanzen zwei bis zwölf Tage dauert, mit niemand sprechen. Die Hinterbliebenen dürfen keine Speise zu sich nehmen, bevor nicht der Tote verbrannt, dürfen während der ganzen Zeit der Unreinheit die Veden nicht studieren, müssen auf dem Boden schlafen und alltäglich zur Stunde des Hinscheidens das Wasser berühren u. a. m.

Der nächste Verwandte, der sogenannte „Verrichter", hat auf die pünktliche Ausübung aller Vorschriften zu sehen, an die Spenden zu denken, die dem Toten zukommen, und dafür Sorge zu tragen, daß der Verlebte gespeist und getränkt wird. Es muß zu diesem Zwecke im Frauengemach zunächst der Stelle, an dem der Kopf des Verstorbenen

Digitized by Google

lag, ein fußtiefes Loch gegraben und während zehn Tagen und zehn Nächten eine danebenstehende Lampe brennend erhalten werden. In diese Vertiefung stellt man zwei irdene, mit Milch und Wasser gefüllte Töpfe. Täglich fügt man eine Handvoll Reis hinzu. Nahe der Vertiefung, einen Fuß hoch über derselben, wird ein Nagel in die Wand geschlagen und zwei von diesem Nagel nach den beiden Töpfen gespannte Fäden bilden gewissermaßen die Leiter, welche dem Verblichenen das tägliche Herabsteigen ermöglicht. — Bei einigen Volksstämmen folgt am Schlusse des zwölften Tages der Trauer noch eine feierliche Versammlung, während welcher sich der Verstorbene manifestieren soll. Einige Körner Reis werden auf ein Holzscheit gelegt, auf dieses wird ein mit Wasser gefüllter Topf gestellt und die Oeffnung des Topfes durch eine Kokosnuß geschlossen. Die Leidtragenden kauern im Kreise umher. Während Musik ertönt und Gebete gesprochen werden, dringt der Geist des Abgeschiedenen, so glaubt man, in einen der Anwesenden ein und sagt durch diesen aus, was er wünscht, daß seine Freunde für ihn tun sollen.

Zahllos sind die Sitten und Gebräuche, welche bei einem Todesfall ausgeübt werden müssen. „Die Bedeutung der meisten Handlungen des indischen Bestattungsrituals ergibt sich von selbst, wenn man im Auge behält, daß die Haupttriebfeder derselben ursprünglich Furcht gewesen, die hingeschiedene Seele möchte wiederkommen und die Hinterbliebenen schädigen." Auch alle Unreinheitsobservanzen sind anerkanntermaßen dieses Ursprungs: „sättigt man die Abgeschiedenen nicht, so werden sie sich rächen; bekommen sie nicht einen bestimmten Aufenthaltsort, so werden sie spuken und die Hinterbliebenen beunruhigen." Deshalb sammelt man auch die Knochen, dort, wo sie kein Wasser hinwegspülen kann, sorgfältig in einen Krug oder Korb, bringt sie an einen einsamen Ort oder knüpft sie in ein seidenes Tuch, das an einem Baum in

Digitized by Google

der Nähe des Verbrennungsplatzes aufgehängt wird, bis sich Gelegenheit findet, diese letzten Reste dem Ganges zuzusenden. Hier in Benares werden, nachdem das Feuer ausgebrannt ist, die Knochen und die Asche in den Ganges geschoben. Aussatz- und Pockenkranke erhalten keine Feuerbestattung, weil der den Scheiterhaufen entzündende Verwandte Ansteckung fürchtet. Man versenkt sie in durchlöcherten Stein- bezw. Holzsärgen oder einfach mit Steinen beschwert in den Fluß und überläßt den Fischen das „unreine" Fleisch, während die sonstigen Reste durch die heilige Ganga gereinigt werden. Auch Kinder bis zum fünften Lebensjahre sind von der Verbrennung ausgeschlossen; sie werden ebenfalls beschwert in den Fluß hinabgelassen.

Noch lagen wir vor der öden engen Todesbucht. Die Scheiterhaufen waren verkohlt. Neue Holzstöße wurden aufgeschichtet. In gedrückter Stimmung verließen wir die düstere Stätte. Leise Ruderschläge führten unser Boot dem Ufer entlang, zurück zu der Stelle, an der uns der Wagen erwartete.

Heute zum erstenmal waren die „Wunder des Märchenlandes" vor der abstoßenden Wirklichkeit seiner Gebräuche verblaßt. All unser Empfinden befand sich in Aufruhr, und eine tiefe Enttäuschung hatte uns erfaßt. War dies jenes altberühmte Benares, das die Phantasie mit einem lichten Glorienschein umwoben?

5. Januar. Nur wenige Stunden liegen zwischen dem enttäuschenden Gestern, dem schwermütigen Abend und dem überraschend herrlichen Heute, dem in verklärter Pracht leuchtenden Morgen. Die Welt scheint verwandelt. Auf phantastischer Barke gleiten wir in silbernem Frühnebel den grünen Wunderfluß hinab, dessen Ufer von der Quelle bis zur Mündung „heilige Gründe" sind. In zitterndem Glanz verschwimmend, steigen aus duftiger Ferne die beiden schlanken Minaretts der Aurangzeb-Moschee gleich spitzen

Digitized by Google

Nadeln zum Himmel auf. Eine Flut von Licht ergießt sich über Strom und Land. In herrlicher Sonnenpracht liegt das heilige Benares vor unsern berauschten Blicken.

Die Stadt dehnt sich über eine Stunde am Strome hin. Sie liegt auf der Höhe der Ghats, die über dreißig Meter steil vom Ufer aufsteigen. Der obersten Stufe entlang ziehen sich hohe, festungsartige, mit Kiosken und Tempelchen gekrönte Mauern, als Wehr gegen den alljährlich reißend anschwellenden Strom. An einzelnen Stellen erheben sich steile, mit ein paar Pimpalbäumen bepflanzte Lehmufer, an andern sind ganze Paläste abgerutscht und schieben sich als ungeheure, pittoreske Trümmerhaufen zwischen die einzelnen Treppenfluchten. Längs des Ufers liegen schimmernde Paläste und Klöster, unzählige Tempel und Pilgerhäuser, Moscheen, öffentliche Gebäude und die Residenzen der Maharadjas, in denen diese alljährlich Buße tun, und in die sie sich zurückziehen, wenn sie, alt und gebrechlich, fühlen, daß die Stunde ihres Todes naht. Dies alles glänzt, flimmert und leuchtet in blendender Helle. Jedes Volk, jeder Gott, die Heiligen und die Büßer, alle haben ihre eigenen Ghats. Jedes hat seine heiligen Schreine und Vimanahs, konische Türme, in denen der Bulle, die Inkarnation Brahmas, vor dem Sinnbild Shiwas ruht. Unter großen Bastsonnenschirmen, die wie mächtige Pilze am Ufer hinwachsen, sitzen Hunderte von Priestern. Sie reichen die Hand, den Fuß zum Kusse dar und nehmen die Opferspenden der zum Bade hinabsteigenden Fremdlinge entgegen. Das wirkungsvollste, segenbringendste aller Opfer bleibt eine Kuh, doch kommt den meisten solche Gabe zu teuer. Um nun den Pilgern gefällig zu sein, haben die schlauen Brahminen einen Ausweg erfunden, mittels dessen der Gott und gleichzeitig der Büßer zu ihrem Rechte kommen. Der Opfernde kauft um den Preis, den seine Verhältnisse erlauben, die vom Priester eigens zu diesem Zweck bereit gehaltene Kuh. Der Pilger

Digitized by Google

zahlt, die Kuh bleibt stehen, um dem nächsten Opfernden wieder verkauft zu werden und so fort ad infinitum. Auf dem himmlischen Kontokorrent wird die Kuh eingetragen und das ist die Hauptsache.

Alle Straßen der Stadt, ja, des ganzen weiten Indischen Reiches münden auf diese hundertstufigen Granittreppen, über welche allmorgendlich in bunter, unzähliger Menge Scharen frommer Männer, Frauen und Kinder zum heiligen Frühbade wallen. Bis weit hinab in das Flußbett reichen die Stufen, die dicht gedrängt von Badenden besetzt sind. Da stehen die Gläubigen mit hochgehobenen Armen. In weltentrückter Ekstase blicken sie unverwandt der Sonne zu und flüstern Gebete. Oder sie sind bis zu den Hüften ins Wasser hinabgeschritten und übergießen aus schön geformten, goldblinkenden Kannen ihre nackten Körper, an denen die feinen Wasserstrahlen wie Silberfäden hinabrieseln. Hier schreitet ein Tamile feierlich die Stufen hinunter, bis sich seine Füße netzen, und bleibt dann regungslos stehen. Verlangend hebt er die Arme gen Osten, leise Worte murmelnd. Jetzt beugt er sich nieder, faßt in das Hohl seiner Hand das heilige Naß, führt es wie zum Kusse andächtig zum Munde und trinkt es langsam. Darauf berührt er mit den Fingerspitzen seiner rechten Hand Augen, Stirne und Mund, so die Sinne heiligend. Nun schreitet er weiter in die heilige Flut hinab, schlägt die Hände dreimal über dem Kopfe zusammen und taucht bis zu den Schultern unter. Immer hält er das Auge sehnsüchtig ins Weite gerichtet und verweilt stundenlang in dieser Stellung.

An in den Fluß hineingebauten Stegen, an blumenbekränzten Flößen, die unter der Last der Beter schwanken, gleitet unser Kahn vorbei, kaum, daß ihr starres Auge, das geistesabwesend ins Leere gerichtet ist, ihn gewahrt. Leichte Matten, bunte Tücher bedecken die Stege. Mit dicken, orangegelben Guirlanden der Gendalblume ge-

Digitized by Google

schmückt, hocken die Büßer auf untergeschlagenen Beinen. Regungslos, wie ein Götzenbild, blicken sie unverwandt in den Schoß. Hier ruht ihre Hand, umschlossen von einem roten Bethandschuh. Dieser rote, kleine Sack symbolisiert eine Inkarnation Brahmas, die des „roten Bullen", als welcher er einst auf Erden wandelte. Durch die Finger der Beter gleiten die im Bethandschuh verwahrten Kugeln, deren Zahl mit jener der Götter übereinstimmt, die alle in Brahma enthalten sind.

Von der Plattform eines hohen, halb verfallenen Palastes schwebte ein seltsamer Ton über den Fluß hin. Der Mann, der dort oben steht, ist ein „devotee", wie die Engländer die Büßer nennen. In langsamem Rhythmus wiegt er sich hin und her. Die lange, hagere Gestalt umhüllt ein Mantel aus tausend kleinen, bunt zusammengesetzten Fetzen. Die Arme ausbreitend, hält der Asket ein Buch in der Hand und singt in schwermütigem Liede heilige Worte über die Menge. Wie ein aus der Märchenwelt lebendig gewordener, alter Hexenmeister steht der sonderbare Heilige auf dem Turm, geheimnisvolle Zeichen durch die Luft beschreibend.

Dort auf steil ansteigendem Lehmufer streckt, rosa angemalt, Gott Bhim seine gigantischen Glieder aus. Ein famoser, pechschwarzer Schnurrbart hebt seine Spitzen kühn bis unter die ungeheuren Augen. „Bhim" gilt als Gott der „starken Kinder". Im November baden hier im Vollmondschein die Mütter und die, die es werden wollen. Was den Ghats entlang an Riesenmännern, Riesentieren und sonstigen segenspendenden Ungeheuern liegt, erscheint unglaublich. Ganz besonders aber ist es die Abbildung des „Lingam" in allen Größen, welche den Beschauer zu kopfschüttelndem Erstaunen veranlaßt.

Dreihundertsechzig Pilgerhäuser sind über die Stadt verstreut, in denen zur Zeit der großen Feste die Gläubigen zum Teile unentgeltliche Aufnahme finden. In solchen

Digitized by Google

Häusern leben dauernd in stiller Zurückgezogenheit die bereits zu einer „höheren Erkenntnisstufe" vorgeschrittenen Asketen, von denen gesagt wird, daß sie die Wunder der Elevation und andere vollbringen. Außer diesen Pilgerhäusern bestehen zahllose Stiftungen für die Speisung der Brahminen und mächtige Gebäude, welche durch die Großmut einzelner Rajahs für die Armen gebaut wurden.

Das Shiwala Ghat ist eines der schönsten und heiligsten, die Zahl der daselbst Badenden ungeheuer groß. In einfarbige Gewänder gehüllte Frauen schreiten die Stufen herab, immer tiefer und tiefer, bis ihnen die Fluten der heiligen Ganga über die Hüften reichen. Mit flach ausgestreckten Händen senden sie der Sonne feine Wasserwellen zu, oder aber sie gießen aus blinkenden Metallschalen das eben geschöpfte Wasser in den Strom zurück, heben dabei das andächtig gesenkte Auge gen Osten und lispeln leise heilige Gebete. Nach beendeter Zeremonie entsteigen sie dem Bade, um mit erstaunlicher Geschicklichkeit, ohne sich irgendwie zu enthüllen, ihre Gewänder zu wechseln. Wie durch ein Zauberwort stehen sie plötzlich in trockenen Schleiern wieder vor uns, herrliche, klassische Gestalten, die den duftigen „Sari" mit unvergleichlicher Anmut zu tragen wissen. Mit Blumen beladen wallen sie nun zu den kleinen, zierlich gearbeiteten Götterhäuschen, zu Nischen und Altären mit den absonderlichen Symbolen und schmücken diese mit Tschameli, einer Art Jasmin, und Gendalblumen, einer Art Levkojen.

An einer stilleren Ecke des Ganges steht ein altes Weib im Fluß. Sie dreht sich mit wütender Eile im Kreise. Das wirre, graue Haar fliegt ihr wild um den Kopf. Die lang ausgestreckten Arme stehen steif vom Körper ab, und aus den verzerrten Zügen blicken finstere Augen. — Die Stufen des Ghats steigen Frauen hinan; mit dunkeln Schleiern drapiert heben sie sich ernst von den weißen, blendenden Steintreppen ab. Dickbäuchige

Digitized by Google

Tonkrüge tragen sie auf dem Kopf, die sie mit heiligem Gangeswasser für Kranke und Sieche gefüllt. In ruhiger, freier Haltung, elastischen Schrittes, bewegen sich die dunkeln Gestalten der Stadt zu, um in den engen Gäßchen zu verschwinden, welche sich wie schmale Rinnen zwischen den gewaltigen Palastmauern durchschieben.

Am Mirghat legen wir bei. Die Herren besuchen den Tempel der Nepalesen, dessen obszöne Holzschnitzereien mich vom Besuche abhielten. Die Bevölkerung von Nepal fällt durch ihre helle Hautfarbe auf. Sie beobachtet ganz besondere Formalitäten und es sieht reizvoll aus, wenn sie aus kleinen Gefäßen das Wasser zögernd in die hohle Hand gießt, um es langsam durch die Finger in die Ganga zurücktröpfeln zu lassen, von Zeichen und Gebärden begleitet, wie sie den Magiern eigen. Das Mirghat ist nicht besonders heilig und deshalb mehr von der einheimischen Jugend besucht. Scharen von Jünglingen kommen die Treppen herabgeeilt, die, nachdem sie sich mit einem tiefen Gruß der Sonne zugeneigt und das Haupt zum Zeichen der Demut mit Staub bedeckt haben, mit raschem Sprung ins Wasser werfen und weit hinaus schwimmen. — Heute zum ersten Male sehe ich einen koketten Pilger, aber es ist wohl ein Mohammedaner. Nur mit einem Fez bekleidet, lehnt der junge Mann malerisch an einer Mauer, und während er inbrünstig zu beten vorgibt, blinzelt er verschmitzt zu uns herüber, neugierig, ob wir auch seine schöne Stellung würdigen.

Dem Ufer entlang liegen Kähne, die zu dem großen Fest oder, wenn die Ghats überfüllt sind, von Familien gemietet werden, um damit zum heiligen Bade in den Strom hinauszufahren. Hier liegt auch das stolze Badeschiff einer Königin. Ein seltsames Fabeltier springt aus dem Bug hervor. Auf Säulen ruht eine mit Teppichen und Kissen belegte Plattform. Blumenguirlanden winden sich um ihre Geländer. Unter der Plattform und durch diese geschützt,

Digitized by Google

befindet sich in der Mitte des Kahnes ein viereckiges Bassin. Es ist mit weißem Linnen bedeckt, das ins Wasser hinabgelassen wird, wenn die hohe Frau des entsündigenden Bades begehrt. Vom Palast herab führt ein langer, aus farbigen Stoffen hergestellter, schmaler Gang, damit die Königin aus fernem Lande ungesehen den heiligen Strom erreichen könne. Vornehme Hindufrauen bauen kleine Mattenzelte in den Fluß, um abgeschlossen von der Menge hier ihr Frühbad zu nehmen.

Nun folgen Kähne mit eingebauten Strohhütten. Ein Sanyasis, ein wunderlicher Geselle, splitternackt mit weißem Staub über und über dick bedeckt, steht an der Spitze eines der Boote. Man hält ihn für eine Verzierung des Schiffsbugs. Kaum, daß er von der hellen Wandung der Barke sich unterscheiden läßt. Nur das struppige, gelbgraue Haar, die flackernden, brennenden Augen verraten, daß die kreidige Gestalt, die mit weit ausgebreiteten Armen regungslos auf einem Beine steht, ein lebendes Wesen ist. Als wir uns ihm näherten und eine Gabe zu Füßen legten, segnete er uns. Der graue, fahle Schatten, der eine Kette mystischer Zeichen um die Brust trägt, läßt sich in hockende Stellung nieder, führt eine große, weiße Muschel an den Mund und sendet einen langen Klageton über die Wasser. — Eine Menge „devotees“ beten den Ganges entlang: „Abbhutas“, die immer nackt gehen; „Danti Pants“, die nur einen Stock tragen und viele andere, die ihren oft höchst seltsamen Gelübden nachkommen.

Wir gleiten weiter und weiter den Strom hinab. Schon wird die Eisenbahnbrücke sichtbar, die am Ende der Stadt über die Ganga führt. Am Ufer herrscht große Bewegung. Nur mit einem Lendenschurz bekleidete Männer sind beschäftigt, eine schwere Last herbeizuschleppen und in einen Kahn zu laden. Es ist eine der heiligen Kühe, die tot mit aller Fürsorge und allen Ehren in den heiligen Strom versenkt wird.

Digitized by Google

Wir haben unser Boot gewendet. Zwischen Blumen, die zerstreut an der Oberfläche schwimmen, rudern wir stromaufwärts. Nur den kleinsten Teil all des Merkwürdigen und Interessanten, das wir an diesem Morgen sahen, vermag ich zu erzählen. Mit jedem Blick gewahrt man Neues, Ueberraschendes. In unbeschreiblicher, wunderbarer Mannigfaltigkeit ziehen tausend Bilder an uns vorüber.

Nach dem Tiffin fuhren wir in den westlichen Teil der Stadt, wo die großen Filtrierwerke des Ganges liegen, und gelangten nach einer dreiviertelstündigen Fahrt zu dem Durgatempel, welcher auch wegen der dort sich einer hohen Verehrung erfreuenden „heiligen" Affen im Volksmund „Affentempel" heißt. Der Tempel ist ein kleiner Sandsteinbau, der innerhalb eines Kolonnadenquadrats an einem großen ummauerten Tank liegt. Durga repräsentiert das weibliche Prinzip, durch dessen Einfluß die Welt erschaffen ist. Schon gleich beim Eintritt in den Umkreis des Tempels wurde unsere Aufmerksamkeit auf die Aeffchen gelenkt, die in Tamarindenbäumen, auf den Mauern und Dächern herumhuschten. Wir versahen uns in dem nahen Affenspeiseladen mit beliebten Delikatessen und hofften auf einen freundlichen Empfang. Durch das Tor, das mit einer überraschenden Menge großer und kleiner Glocken behängt ist, was wir sonst nirgends sahen, tritt man in die Säulenhalle, in deren Mitte ein offener, kleiner Tempel steht, in dem Durga, die „Unzugängliche" verehrt wird. Allmorgendlich fällt ihr als Opfer eine Ziege. Die Göttin steckt bis zum Hals in Blumen und zeigt nur einen fratzenhaften Goldkopf. Etwa hundert gelbbraune Affen mit rosa Kehrseite spielen die Rolle der Bayaderen und machen sich diese hohe Stellung auch gehörig zunutze. Sie sind frech und unverschämt, grinsen einen zähnefletschend an, wenn man sie nicht schnell genug mit Leckerbissen bedient und schlagen einem den Teller aus der Hand, wenn

Digitized by Google

sie satt sind. — Um das kleine Durga-Heiligtum führt ein schmaler, aufgewaschener Marmorweg. Daneben aber ist der Boden mit Schmutz bedeckt und der Geruch sehr unangenehm. — Die Affen nehmen täglich im Gangeswasser ein Bad, und auch jetzt kommt gerade eine kräftige Affenmutter, so groß wie ein achtjähriger Knabe, mit ihrem Jungen an der Brust vom Tank über die Treppe heraufspaziert und zwickt im Vorübergehen schnell ein kleines Aeffchen in den Schweif, das mörderisch schreiend flüchtet.

Nahe dem Tempel liegt der herrliche „Anandgarten", den ein Rajah dem „Heiligen von Benares", Swami Sarasvati, einst zur Verfügung stellte. Hier führte dieser ein gesegnetes Einsiedlerleben und empfing, unter Orangenbäumen an einem Wasserbecken sitzend, bis zu seinem Tode (1890) Gelehrte, Forscher und Fremde. Er galt als der tiefste Kenner der Hindureligion und soll auf alle, die ihn besuchten, einen unauslöschlichen Eindruck gemacht haben. Wir sahen leider nur sein Marmorbild. Kleine und große Figuren von ihm werden in Benares allerorts verkauft. Eine ganz nackte Gestalt mit kahlem Kopf, sitzt er, buddhaähnlich, auf seinen gekreuzten Beinen.

Um den Palast des Maharadja von Benares zu besuchen, mußten wir uns auf das südliche Ufer des Ganges begeben. Dasselbe ist ganz unbewohnt, weil dort zu sterben nicht nur nichts nützt, sondern im Gegenteil die Wiedergeburt als Affe oder Esel verspricht. Nur der Umkreis von Ramnagar, auf dem der Palast des Maharadja liegt, gilt als heiliger Grund. Ein besonderer, durch Opferungen und Spenden gnädig gestimmter Gott, hat diese kleine Landstrecke zur Höhe der Heiligkeit des linken Ufers erhoben.

Das Ruderboot, das wir benutzten, war ungemein defekt, und nur die Versicherung unseres Führers, daß alle von Fremden benutzten Fahrzeuge unter polizeilicher Aufsicht ständen, gab mir den Mut, dies in allen Fugen

Digitized by Google

klaffende, bei jeder Bewegung zitternde und krachende Schiff zu besteigen. Es war sehr heiß auf dem Kajütendach, und man konnte es vor dem übergrellen Flirren der Luft, das den Himmel beinahe grau erscheinen ließ, nicht aushalten. Die Kabine, in der man sich nur gebückt zu bewegen vermochte, war aber unerträglich schwül.

Unser weiser Führer machte sich's bequem. Er entledigte sich seiner Kleider, ließ sich am hinteren Teil des Bootes ins Wasser hinab und blieb dort, bis er völlig abgekühlt war, hängen, so zugleich sein versäumtes Frühbad nachholend. Die Erfrischung war gewiß köstlich, und doch wäre es uns nie entfernt in den Sinn gekommen, eines Bades in den heiligen Gewässern zu begehren, obwohl wir auch nicht das geringste Ekelhafte im Strome sahen, von dem so vielfach erzählt wird. Weder auftauchende Leichen, noch einzelne Körperteile schwammen herum, noch gewahrten wir, daß aasgierige Geier nach Fraß fischten. Etwa eine Stunde währte die Fahrt, die Leute mußten angestrengt rudern. Teilweise war das Wasser so seicht, daß die Kulis, im Wasser watend, an langen, dünnen Stricken das Boot aufwärts zu ziehen sich gezwungen sahen.

Der hoch über dem Ufer liegende Palast macht, von außen betrachtet, mit seinen bis zum Strom hinabführenden Terrassen und Treppen einen grandiosen und feudalen Eindruck. Das Innere des Baues zeigt dagegen einen jämmerlich heruntergekommenen Zustand. Der Thronsaal ist ein hoher, großer, fürstlicher Raum. Auf dem nicht tadellosen Teppich steht lediglich ein großes, elfenbeineingelegtes Ebenholzsofa. Die kleinen Türen sind mit verschossenen Elsässer Cretonneportieren verhängt. Auf dem einzigen Konsol erblickt man als Hauptkostbarkeit eine Spieldose. Unter einem Glassturz sitzt eine fanierte Pariserin vor ihrem Toilettenspiegel und tippt sich nach dem Takt der Musik mit einer Puderquaste auf die Nase. Als größte Sehenswürdigkeit wird jedoch, schön eingerahmt, eines jener

Digitized by Google

jalousieartigen Vexierbilder gezeigt, das je nach dem Standpunkt des Beschauers bald ein Hund, bald ein Löwe oder Pferd ist. Neben dem Thronsaal sind die Ahnengalerien, schauderhafte Oelbilder eines talentlosen Kunstschülers. Nach seinem Porträt zu urteilen, dürfte der Maharadja ein stattlicher Mann von etwa fünfundvierzig Jahren sein. Leider ist er mit seiner fünfundzwanzig Jahre alten und für schön geltenden Königin nebst seinem ganzen Hofstaat nach Delhi zum Durbar verreist. Der Maharadja soll Fremden immer sehr freundlich entgegenkommen.

Wir wurden über einen Hof geführt, von dem aus man seine Schatzkammern betritt. Am Tor des Turmes, der die Reichtümer des Herrschers verschließt, hängt ein mächtiges Vorlegeschloß, das auf ungeheure Schätze deutet, von denen man aber in Haus und Hof sehr wenig bemerkt. Die ganze innere Einrichtung des Palastes ist Trödel und Gerümpel: die Stühle haben drei Beine und die Sitze Löcher. Wir gelangten jetzt auf die mit Pavillons besetzte, wirklich fürstliche Terrasse des Palastes, von der aus wir einen schönen Blick auf den Ganges und Benares genossen, und gingen dann die gefährlich steilen Stufen, die direkt zum Fluß führen, hinab. Unten lagen die Bade- und Lustschiffe des Hofes. Ein altes Radboot, dessen Räder früher von Menschen getrieben wurden, steht außer Gebrauch. Alles zeugt von vergangener Pracht und Herrlichkeit.

Die Rückfahrt verlief sehr schnell. Nach kaum einer halben Stunde landeten wir am Asshi Ghat, wo uns der Wagen erwartete.

Auf der lehmigen Höhe des Ghats stehen kleine Denksäulen, die an unsere Kilometersteine erinnern. Sie bezeichnen die Stellen, auf denen einst Witwenverbrennungen stattgefunden haben. Nach der Größe der Erinnerungszeichen zu schließen, waren es Frauen niederer Kaste, die hier den Feuertod starben. Wehmutsvoll und ergriffen betrachteten wir die unscheinbaren Steine, diese „Sati", die

Digitized by Google

von Geschlecht zu Geschlecht die Qual und das Leid armer, heroischer Frauen verkünden. In Radjputana, in der Gegend von Jaipur, sollen großartige Sati-Monumente existieren, welche von Fürstinnen erzählen, die mit ihren sämtlichen Sklavinnen sich zugleich mit der Leiche des Gatten verbrennen ließen.

Als wir ins Hotel kamen, empfing uns die sehr aufregende Nachricht, daß unser Gepäck, das wir bei der Ankunft in Benares vermißt hatten, noch nicht gefunden worden war und wahrscheinlich nach Kalkutta weiter gefahren sei. Wir sandten einen Boten nach Mogul Serai, der Station, an der die Bahn nach Benares abzweigt, aber alles blieb umsonst, das Gepäck war nicht zu erhalten. Ich bin in Verzweiflung, denn ich besitze keine Films mehr und habe vergebens gesucht, solche in Benares zu bekommen. — Bei der Suche nach denselben waren wir auch in den Laden eines Photographen geraten. Die Toilette dieses Hindu-Dandy war eine höchst sonderbare. Er trug schwarze Lackschuhe und schwarze Socken. Durch den von den Hüften bis zu den Knien drapierten Schleier — Djoti — schimmerten seine nackten Beine, während der Oberkörper mit einem europäischen Stärkehemd ohne Kragen, wohl aber mit Manschetten, bekleidet war, das in seiner ganzen Fasson über dem Schleier hing; im seitlichen Schlitz war eine Tasche angebracht.

In Benares ohne Films zu sein, ist eine Qual; hier, wo jeder Blick ein Bild erschließt und immer neue, ungeahnte, einzige Situationen sich zur Aufnahme bieten.

Bei unserer Rückkehr fanden wir überdies einen unserer Boys schwer erkrankt. Ein heftiges Fieber schüttelte den armen Menschen, der im Freien vor unserer Schlafzimmertür liegen mußte. Diese zarten Kinder des Südens leiden hier im nördlichen Klima trotz der für sie angeschafften warmen Kleider ganz ungemein. Außerdem ist auch für die Leute sehr schlecht gesorgt. Sie bekommen im Hotel keine

Digitized by Google

Verpflegung. Um aber von Secrol in die native town zu kommen, müssen sie mindestens dreiviertel Stunden weit laufen. Es ist unmenschlich, was diesen niederen Kasten zugemutet wird, und doch läßt sich ihnen ihrer Anschauung halber nicht helfen.

6. Januar. Besuch von Sarnath. Sarnath bezeichnet die Stelle, auf der Benares vor 2500 Jahren stand, und wo sich der Gazellenhain befand, in dem Buddha mit seinen fünf Schülern in Zurückgezogenheit lebte. Es werden hier verschiedene historische Stellen gezeigt, wo dieser Glaubensheld seine erste Rede hielt, wo er badete, wo er die Gefäße seiner Mönche spülte, wo er seine Wäsche reinigte usw. Zu sehen ist wenig; ein paar Türme, sogenannte Stupen, die man ursprünglich wohl als Königsgräber erbaute, später aber an jenen Orten errichtete, die durch Buddhas Anwesenheit geheiligt worden waren. Zwei Buddha-Statuen, von denen die eine in einer Grube liegt, die andere einen schönen Torso darstellt, um dessen Brust die heilige Brahminenschnur „Dschaneo" hängt, sind ganz interessant. — Die Gegend ist außerordentlich fruchtbar. Endlos wogende, smaragdgrüne Reisfelder dehnen sich nach allen Seiten der Landstraße aus.

Nach dem Tiffin besuchten wir den Basar. Auf der Fahrt dorthin sahen wir ein Wesen, das mit flatternden Haaren und fliegenden Gewändern an den Häusern entlang huschte und von einer Schar Kinder begleitet war. Unser Führer sagte, das Mädchen behaupte, die Materie durchdringen zu können, d. h. sie sei imstande, einen noch so fest verschlossenen Raum ohne Benutzung des Fensters oder der Tür verlassen zu können. Wir fuhren der kleinen Närrin nach, Chatung Lall fing sie ein und brachte sie uns an den Wagen. Sie war ein armes, niedliches Ding mit großen, flackernden Augen und von unstetem Wesen. Im Zipfel ihres Schleiers trug sie zusammengebunden eine Handvoll

Digitized by Google

Reis. Sie steckte ein Dutzend Körner in den Mund, die sich sofort in Kupfergeld verwandelten, das ihr dann massenweise aus dem Munde rollte. Das Geld verteilte sie unter die Kinder, die ihr jubelnd folgten. Wir verstanden den „trick" nicht, da sie das Geld doch immer gleich fortschenkte. Leider kam sie zu der versprochenen Séance nicht.

Der hiesige Basar unterscheidet sich in keiner Weise von denen der andern indischen Städte. In dem dichtesten Menschengewühl einer engen Gasse tauchte plötzlich eine Anzahl Europäer in funkelnagelneuen Tropenanzügen auf. Es war die Stangensche Reisegesellschaft, die wie Globetrotters aus dem Lustspiel aussahen.

Die Hauptindustrie von Benares besteht in ziselierten und glatt polierten Messinggefäßen, Lotas, Vasen, Tellern und Krügen, aber die neue Ware erreicht bei weitem nicht die schöne Arbeit der Alten. Gute Bronzen sieht man selten. Die am häufigsten dargestellten Götter sind Ganesha mit dem Elefantenkopf, der Gott der Weisheit, und die tanzende Kali, die Gattin Shiwas. *) Durch einen über ihre Feinde errungenen Sieg war die Göttin so entzückt, daß sie vor Freude auf dem Schlachtfeld tanzte, tanzte, daß das Weltall bebte und die Götterthrone wankten. Voll Entsetzen sandten die Götter Shiwa zu seiner toll tanzenden Gattin, um sie zu beruhigen. Er fand kein anderes Besänftigungsmittel, als sich selbst unter ihre Füße zu werfen. Alle kleinen Bronzefiguren geben nun den Augenblick wieder, in dem sie, starr vor Staunen, gewahr wird, daß sie auf dem eigenen Gatten tanzt. Sie steht auf einem Bein, das andere hebt sie in

---

*) Die indische Mythologie stellt jedem der drei großen Götter, der „Trimurti" (Dreifaltigkeit), eine „Sakti", d. i. eine weibliche Gottheit, zur Seite. So hat Brahma zur Sakti die Saraswati, Vishnu die Lakschmi, Shiwa, „die auf den Bergen hausende" Durga, die „Unzugängliche" genannt. In ihren verschiedenen Modifikationen: als Kali, „die Finstere", als Parvati oder Bhowani, „die Huldvolle", empfängt Durga blutige Tieropfer.

Digitized by Google

wilder Tanzbewegung in die Luft und streckt dem zu ihr aufblickenden Gatten die Zunge heraus, soweit sie reicht, d. h. bis in die Magengegend. Ihre vier Arme wachsen aus den Schultern und den Seiten heraus. Sie tragen ein Schwert und einen abgehauenen Kopf, während die beiden andern Arme ihrem ungeheuren Heere Befehle erteilen. Ihre Ohrringe sind Leichen, ihr Halsband aneinandergereihte Schädel. Ueber das kurze Röckchen fällt ein Gürtel, an dem die Hände gefallener Riesen hängen, und wallendes Haar umgibt das angenehme Götterbild. Bei Neumond, um die mitternächtige Stunde, werden der finsteren Göttin in schwarzer Nacht blutige Opfer gebracht. Sie wird in orgiastischen Festen mit wahnsinnigen Tänzen gefeiert.

Neben diesen Bronzen fertigt man auch Marmorfiguren der Götterwelt an. Sie sind mit Farben bemalt und mit Gold verziert, sehen dekorativ und reizvoll aus, besitzen aber keinen Kunstwert.

Als wir den Basar verließen, wurden wir von unzähligen Armen begleitet und eingeengt, so daß wir kaum unsern Wagen erreichen konnten. Besonders ein nackter Bettler mit einem Palmblattfächer bedrängte uns furchtbar. Er teilte die Menge, sprang zwei Schritte vor uns her, schlug sich den Körper, warf sich heulend auf den Boden, schnellte wieder auf, trat uns fächelnd dicht unter das Gesicht, kurz, simulierte Besessenheit, weil, wie der Führer erklärte, die Fremden „dergleichen" gerne sähen und interessant fänden. Ein sonderbarer Geschmack. Mit Mühe und Not bestiegen wir den Wagen, in den sich Dutzende von dürren Armen mit gelben, kralligen Händen hineinstreckten. Wir gaben, was wir hatten; dann aber mußte uns Kutscher und Führer mit Peitsche und Stock befreien, damit wir abfahren konnten.

7. Januar. Noch einmal wollten wir, ehe wir das heilige Benares verließen, um es wohl niemals wieder-

Digitized by Google

zusehen, den Zauber einer Morgenfahrt auf dem Ganges genießen. Wir schifften uns heute an den Palasttreppen ein und glitten langsam den Fluß hinab. Wie das erstemal, lagen die amphitheatralisch aufgebauten Ufer in herrlich glänzender Pracht vor uns, überflutet von den warmen Sonnenstrahlen, welche die Nebel zerteilten. Den Stromrand entlang zieht sich eine ununterbrochene Kette von betenden Gestalten hin. Unter all diesen verzückt der Sonne zugekehrten Adoranten saß ein einziger Mensch, tief in sich zusammengesunken, von ihr abgewandt. Schwere Schuld mußte den Büßenden belasten, der es nicht wagte, den Blick zu dem leuchtenden Tagesgestirn aufzuheben.

Heute sollten wir noch das Observatorium und den „Heiligen" besuchen, den einzigen lehrenden Asketen, der in Benares Fremden zugänglich ist.

Am Dasashwamedh Ghat, einem der fünf heiligsten Badeplätze von Benares, verließen wir das Boot. Ein steiles Ghat mit hohen, geraden Stufen müssen wir erklimmen. Wir kommen vorbei an allen möglichen seltsamen Göttergestalten, an Satschi, der Schützerin der Kinder, die mit einem Kinde im Arm auf einer Katze reitet; an Hanuman, dem Affengott, einer schreitenden, roten Männergestalt mit dem verzerrten Gesicht eines Affen; an einem Baum, unter dem die Schlange verehrt wird; an einem Götzenbild, das die Pocken heilt; an einer Durga mit zehn Armen und an einem Brunnen, dessen Trunk gegen Dysenterie schützt. Kurzum, alles ist heilig und überall geschehen Wunder im heiligen Benares. Auf einer der Terrassen des Ghat liegt ein kleiner Tempel mit höchst merkwürdigen Dachträgern. Lauter männliche und weibliche Figuren, letztere mit einem Kinde an der Brust, alle mit Engelsflügeln, flatternden Gewändern und erstaunlich langen Nasen.

Jetzt betraten wir eine enge, finstere Gasse, die zwischen mächtigen Wehrmauern ins Innere der Stadt führt. Rechts

Digitized by Google

und links steigen schwindelnd hohe Paläste empor, dunkel und ernst führt der Weg über halb verfallene Stufen aufwärts.

Ein Sonnenstrahl fällt licht und golden in ein kleines, offenes Heiligtum, das an der steilen Gasse liegt; ein Stück tiefblauer Himmel leuchtet von oben herein. — Wir stehen am Gitter und blicken in den engen Raum. — Ein altes Weib mit ekstatischen Gebärden rennt, den Rosenkranz zwischen den zitternden Fingern, in atemloser Hast um den Altar herum, vor dem in weltvergessener Hingebung eine liebliche Frauengestalt steht. Der duftige Schleier umrahmt mit echt indischer Grazie die klaren, schönen Gesichtszüge. Unbeirrt von allem, was rings um sie vorgeht, bringt sie dem Götterbild ihr stilles Blumenopfer dar. Man sieht, die heilige Handlung ist ihr zur Gewohnheit, doch nicht zu weiheloser Alltäglichkeit geworden, und voll inniger Andacht führt sie die kleinen, zarten Zeremonien ihres Bittgebetes aus. Mit zierlichen Büscheln aus Dharbargräsern befeuchtet sie das Götterbild und den Altar und netzt sich Augen, Mund und Stirn mit dem abrieselnden Wasser. Voll zärtlicher Sorgfalt nimmt sie die Körner, die Blumenblätter und Halme aus einem blinkenden Messingkästchen, legt mit rührender Anmut das Lotosblatt auf diese, den Halm auf jene besondere Stelle, beugt sich zu ehrfurchtsvollem Kusse, neigt sich flüsternd über die heiligen Blumen, immer wieder Augen, Mund und Stirne mit Daumen und Ringfinger durch heilige Tropfen nässend. Wie ein sinniges Gedicht empfanden wir das Walten des holdseligen Mädchens, und ganz gefangen von dem poetischen Eindruck, schritten wir weiter aufwärts.

Das Observatorium, zu dem wir nach dem steilen Anstieg gelangten, hat eine höchst majestätische Fassade, die einen prachtvollen Hintergrund für das vor ihm liegende Ghat bildet. Das Gebäude wurde von Jay Sing errichtet, demselben, der jene von Jaipur, Delhi, Agra und Muttra

Digitized by Google

schuf. Das Innere des Gebäudes ist verfallen. Die von großen Bäumen beschatteten, ungeheuren astronomischen Apparate, die Wunder ihrer Zeit, sind ruinenhaft und längst außer Gebrauch gesetzt.

Der Blick über den Fluß und die belebten Ghats ist einzig schön, aber von unten tönt unausgesetzt störendes Hundegekläff. Als wir uns der Stelle nähern, von welcher der wüste Lärm kommt, finden wir natürlich heilige Hunde, die sich so unwürdig benehmen. Neben einem steinernen Riesenhund hängen und stehen unter einem kleinen Zeltdach zahllose Zuckerhündchen als Opfer für das Idol, den Koswal, welcher sozusagen ein unsichtbarer „Sicherheitsbeamter" ist, allnächtlich auf unsichtbarem Hunde durch die Gassen reitet und die Stadt bewacht. Die sichtbaren heiligen Hunde werden von einem Gosain oder Gosvani und seinen Dienern mit eigens zubereiteten, „delikaten" Kuchen aus Gerstenmehl, Butter und Zucker gefüttert. — Hier treiben sich auch Brahminen herum, die Pfauenwedel zum Verkauf anbieten, welche die Eigenschaft besitzen, alle bösen Geister zu verscheuchen.

Wieder müssen wir eine Anzahl Stufen aufwärts steigen, um endlich an einen Tempel zu gelangen, dem eine freie Terrasse mit herrlicher Aussicht über die Stadt, den Ganges und die weite Ferne vorgebaut ist. Hier ruht unter einem Zeltdach, neben dem mit großen und kleinen Idolen überladenen Altar, auf dünner Matte, in feierlicher Ruhe der Heilige von Benares. Sein Schüler — Tschela — und drei Schülerinnen umgeben ihn. Der Heilige ist ein schöner, kräftiger, wohlgebauter Mann von etwa 45 Jahren. Hunderte von dünnen, langen Flechten, die alljährlich einmal gelöst und geflochten werden, legen sich ihm zu einem Turban um den edeln Kopf. Das braune Haar ist an den Schläfen grau meliert, während die Spitzen einen gelblichen Ton haben. Die ungeheure Masse seines Haares deutet, wie der Glaube geht, auf des Büßers große Heiligkeit. Die drei

Digitized by Google

Frauen kauern auf einem Teppich vor einem kleinen Weihrauchbecken. Zwei davon sind uralte, verrunzelte Weiber, die mit näselnder, dünner Stimme aus dicken, auf Pulten liegenden Büchern Sprüche singen. Die dritte ist eine schöne Frau, welche ihre reichen Flechten wie eine Krone trägt. Sie wirkt gleich einer Königin durch Blick und Haltung und sitzt dem „Heiligen" zugewendet, über das Buch weg nach ihm hinschauend. Voll Hingebung sieht sie auf den vor ihr ruhenden Mann und scheint in seinem Anblick zu leben. Aeußerlich hat derselbe nichts von einem Asketen; ruhige, milde Schönheit spricht aus seiner Erscheinung. — Man ist geneigt, zu glauben, daß dieses stolze, stille Weib den weltflüchtigen Weisen einst über alles liebte, ihn nicht mehr lassen konnte, ihm auf seinem Bußweg nachfolgte, um dann, selbst zur Büßerin geworden, anzubeten, wo sie einst geliebt. — Der „heilige Mann" ist durch sein Leben auf dem Stachelbett berühmt. Dicke, spitze Dornen ragen aus Sitz und Lehne des Lagers hervor. Das Bett selbst steht neben der Matte, auf welcher der Büßer liegt. Als wir ihn baten, sich auf sein Marterlager zu begeben, erhob er sich sogleich und erfüllte unsern Wunsch mit einfacher Liebenswürdigkeit. Mit einer gewissen Vorsicht bestieg er das seltsame Ruhebett. Er benutzte ein Kissen im Kreuz, und auf seine angezogenen Knie legte er die heiligen Schriften. Wenn er auch den Körper aufstützte, so ruhte er doch immerhin mit seiner ganzen Schwere auf dem Stachelbett. Die Sache machte nicht den Eindruck des Qualvollen oder gar Unerträglichen. Inwieweit aber sein Lager schmerzhaft ist oder nur als Rahmen für den lehrenden Asketen gilt, ist eine Frage, die ganz hinter dem Eindruck zurücktritt, den dieser Mensch als Persönlichkeit ausübt. Man wird durch dieselbe fasziniert. Ferne von fanatischer Verzücktheit, macht sie einen abgeklärten, in sich gefestigten Eindruck. Ein klares, hinter die Welt schauendes, wunderbar mildes, offenes Auge blickte uns lebens-

Digitized by Google

fremd, aber menschenfreundlich an. Wohlwollend beantwortete er mit bereitwilliger Güte unsere neugierigen Fragen und betrachtete mit einem schwachen Lächeln auf den Lippen unser großes Staunen. So wie dieser Mann, mag wohl ein Mahatma wirken, wie jene Seher heißen, von denen die Gläubigen erzählen, daß jeder Sterbliche, der sich ihnen nähert, vor ihrem Blick erbebt und sich ihm beugen muß. Alle, die um den „Heiligen" saßen, schienen, ganz erfüllt von beglückendem Glauben, in harmonischer, weltabgewandter, hoffnungsreicher Sicherheit zu leben. Mit freundlichem Nicken des Kopfes entließ uns der „Heilige". Er schien es zu bedauern, daß er nicht englisch verstand. Wir bedankten uns schüchtern und legten bescheiden ein Geldstück in die Nähe seiner Füße. Er beachtete es nicht, wohl aber sah das schöne Weib die Gabe. Ihre Augen leuchteten einen Augenblick in irdischer Freude auf. Dankend grüßte sie herüber. Wir gingen. Der Weise sprach aus den Blättern, die vor ihm lagen, weiter. Er blickte nicht in dieselben, sondern trug seine Lehren den Schülern frei vor.

Der Besuch hinterließ einen tiefen Eindruck in unserm Gemüt. Niemals ist mir Anbetung und Gebet so beseligend erschienen, wie hier in Benares. Die Welt ist Schein und Trug, dort, wohin das lichttrunkene Auge blickt, dort liegt die Wirklichkeit. Niemals sah ich solch tiefe, glühende Andacht, nie Menschen, die so losgelöst von der Umgebung, unzugänglich aller Zerstreuung waren, Gebete sprechen. — Ist die Frömmigkeit hier inniger, sind die Gedanken reiner, die in brünstigem Gebet zu den Göttern steigen, oder scheint uns dies nur so? Weckt die tiefe Versunkenheit der Pilger, dieses Verlorensein im Gebet, dies Trachten, verträumt nichts zu denken, den Schein höchster Andacht, oder ist das die wahre Andacht, die sich ins Unfaßbare, Undenkbare gedankenlos versenkt und auflöst?

Digitized by Google

Benares, die heilige Stadt, verdient ihren Namen: kaum eine Stätte in ihrem Umkreis, die nicht heilig wäre. Alles, was hier atmet und lebt, hat den Blick auf transzendentale Fernen gerichtet.

Das Ghat hinabgehend, kommen uns Scharen von Pilgern in weißen Gewändern entgegen. Sie ziehen den Strom entlang und treten die Pilgerfahrt auf der „Pantsch-Kosi-Straße" an, wie der heilige Kreis heißt, der fünfzig Meilen umschließt, und den sie, unterbrochen durch Bäder und Opferungen, in höchstens fünf bis sechs Tagen zurückzulegen haben. Weiter unten mußten wir an den Markanika-Brunnen treten, der alle Leiden heilt und alle Sünden tilgt. Ihn hat Vishnu einst selbst gegraben und mit seinem Schweiß gefüllt. Shiwa begehrte den Brunnen, kämpfte um ihn mit seinem Rivalen und verlor dabei seinen Ohrring — Markanik. Dem Wasser werden göttliche Ehren erwiesen. Berge von Blumen und allerlei Unrat verbreiten einen schauderhaften Geruch. Wir fliehen diese Stätte und fürchten den entsündigenden Segen, welchen der dort stehende Priester mit einem Aspergil erteilt, das er in den verpesteten Brunnen getaucht hat. Die Gläubigen aber trinken sogar das Wasser mit Entzücken.

Manchmal will es mir geradezu ein Rätsel scheinen, wie es nur möglich ist, so oft zu sündigen, um all die Ablässe zu verdienen, die hier erteilt werden. Da ist zum Beispiel ein Fest zu Ehren der Ganga, das „Dashara", dessen gewissenhafte Begehung allein die Sünden von zehn Wiedergeburten tilgt. Schließlich kommt noch bei diesen Ablässen ein Minus an Sünden und ein Plus an Reinkarnationen heraus, und man muß wiedergeboren werden, um die Sünden zu begehen, die im voraus getilgt wurden.

Zwischen den Tempelchen und Türmchen sitzen auf erhöhten Stufen unter Matten die eben dem Bade entstiegenen Pilger, damit beschäftigt, sich das „Upanga" (aus farbigen Strichen, Punkten und Kreuzen bestehende Sekten-

Digitized by Google

zeichen) auf Stirne, Brust und Arme zu zeichnen oder malen zu lassen. Unter einem kleinen Schirm sitzt ein ernster Mann. Geschickt behandelt er mit feinen Hölzchen und Stäbchen Nägel und Ohren der eben aus dem Bade kommenden Hindus. Ueberall wird massiert, um die durch stundenlange Bäder erstarrten Glieder zu beleben, oder es werden als Schutzmittel gegen die Kälte des bevorstehenden Bades die Körper mit Oel eingerieben. Der vermögende Hindu hat immer seinen eigenen Diener bei sich, der die Körperpflege besorgt, wie denn auch jede bessere Familie ihren besonderen Hausgeistlichen, ihren „Puorhit" hat, der die zahlreichen religiösen Pflichten überwacht, den Gottesdienst abhält und die tägliche Beichte empfängt.

Wir besteigen wieder unser Boot. Die Hauptbadezeit, die erst gegen Mittag abnimmt, um den niederen Kasten die Mutter Ganga zu überlassen, ist noch nicht vorüber.

Unmöglich läßt sich hier über alle die Formen berichten, welche die Wege zur Heiligung des Sünders ebnen. Man staunt ob der Fülle der Arten, in denen Gebet und Opfer zum Ausdruck kommen. Von allem aber, was wir sahen, wird das rührende Bild des opfernden Mädchens an dem lichten Altar zwischen finsteren Palästen zu unsern lieblichsten Erinnerungen gehören.

Noch einen letzten wehmütigen Abschiedsblick senden wir über den stillfließenden, heiligen Ganges hinab. — Ein großes Leuchten strahlt von dem geheimnisvollen Strome aus, es glänzt bis in die fernsten Lande, es senkt sich tief in die Menschenbrust und erfüllt Millionen mit tröstender Zuversicht.

Langsam steigen wir die Stufen des Ghat empor. Um ein glimmendes Feuer sitzt eine kleine Schar Fakire; sie kühlen die Asche, mit der sie ihre Nacktheit bedecken. Mit Blumen geschmückte Brahminen umringen uns, sie schlingen Guirlanden um unsere Hüte, werfen uns Blumenketten um die Schultern und öffnen die Hände zum Backhschisch.

Digitized by Google

Wir steigen in den Wagen, der Ganges entschwindet unserm Blick. Schon jetzt erscheint uns alles Geschaute wie ein Traum. — Was werden wir aber erst empfinden und denken, wenn wir übers Jahr in Schnee und Sturm unter dem grauen Himmel der Heimat frieren! Werden wir noch glauben, daß wir drüben im fernen Wunderlande waren,

„Wo schöne, stille Menschen
Vor Lotosblumen knien."

8. Januar. Gestern nachmittag um vier Uhr haben wir Benares mit schwerem Herzen verlassen. Der Zug war durch Pilger aller Kasten überfüllt, und wir mußten froh sein, mitgenommen zu werden und ein Coupé zweiter statt erster Klasse zu bekommen. Nach achtzehnstündiger Fahrt trafen wir heute früh zehn Uhr in Kalkutta ein, wo uns am Bahnhof das gewohnte, aufgeregte Gewühl empfing. Wir hatten im „Grand-Hotel" Zimmer bestellt, fanden aber dort keinen Platz und dankten dem Geschick, als uns das „Hotel Continental" aufnahm. Hier in Kalkutta finden wir zum erstenmal nach zwei Monaten Nachrichten von zu Hause — es war eine unsagbar freudige Sensation.

Die direkte Postverbindung nach Europa findet regelmäßig jede Woche einmal statt. Alle Sonntage verläßt ein englischer Dampfer der „Peninsular and Oriental Society", der sogenannten P. and O., Bombay. Das Telegraphenwesen ist in Indien sehr praktisch eingerichtet. Man kann auf dreierlei Art depeschieren, „eilig", „gewöhnlich" und „aufgeschoben", was eine Preisdifferenz von ein, zwei und drei Annas für das Wort, inklusive Adresse, ausmacht. Man wählt meist „gewöhnlich". Als eine sehr nachahmungswerte Verfügung verdient Erwähnung, daß unbestellbare Telegramme in den gelesensten Zeitungen Bombays und Kalkuttas nach Wortlaut und Adresse veröffentlicht werden.

Digitized by Google

Kalkutta zählt eine Million Einwohner und liegt am Hugli, dem schiffbaren Hauptarm des Gangesdelta. Die britisch-ostindische Kompanie hat 1698 das kleine Dorf Kalighat gekauft, welches sich in den letzten zwei Jahrhunderten zu dem größten Handelsplatz Indiens entwickelte und einen hochbedeutenden Import- und Exporthandel betreibt. Seit 1773 ist Kalkutta Sitz der britisch-indischen Regierung. Neunhundert englische Meilen vom Meere entfernt, gilt es trotz der fortgesetzten Sanierungsversuche, die in den letzten Jahren gemacht wurden, als sehr ungesund. Während unserer Anwesenheit starben im Distrikt Kalkutta wöchentlich zwölftausend Menschen. Das hiesige Trinkwasser ist, wie in ganz Indien, lebensgefährlich, es entstammt zum Teil dem Ganges, zum Teil ist es Regenwasser, welches aus den tausend Tanks, die rings um Kalkutta liegen, bezogen wird. Alles Wasser kommt nur filtriert in Gebrauch, ist aber trotzdem bloß für Eingeborene genießbar.

Gegenüber unserm Hotel liegt auf der ausgedehnten Esplanade, die hier „Maidan", d. i. Wiese, heißt und etwa eineinhalb Kilometer lang ist, inmitten eines prachtvollen Gartens der vizekönigliche Palast, ein großer, weißer Kuppelbau mit dorischen Säulen und gewaltigen Portalen. — Die Esplanade durchziehen stattliche Alleen. Die Rasenplätze sind durch eine Menge Teiche unterbrochen, und marmorne Denkmäler verdienter Generale, wie abgegangener Vizekönige stehen auf den Wiesen umher.

Das Gekrächz der Raben ist hier in Kalkutta wieder ohrenzerreißend. Ich wollte nach dem Tiffin eine Stunde schlafen, aber es war unmöglich, einen Augenblick Ruhe zu finden. Die Vögel vollführten einen mörderischen Spektakel, und zu dem Gekreisch des schwarzen Orchesters sang ein schreiender Tenor, so laut er konnte, „über'n Garten durch die Lüfte hört' ich Wandervögel zieh'n!" — Die Hitze ist fürchterlich, und es erfordert sehr viel Energie, um bei der entsetzlichen Temperatur Interesse für das mo-

Digitized by Google

derne Kalkutta zu haben, das nach dem uralten heiligen Benares unbeschreiblich nüchtern wirkt. Wir werden uns deshalb darauf beschränken, nur den weltberühmten botanischen Garten und ein Theater der Eingeborenen zu besuchen.

Der botanische Garten liegt leider sehr weit außerhalb der Stadt. Seine größte Sehenswürdigkeit ist die berühmte, große Banyane — Ficus indica —, deren Kronenumfang tausend Fuß mißt, und unter deren Schatten sechstausend Menschen stehen können. Weit breitet der Wunderbaum seine Aeste aus, Hunderte von Luftwurzeln (ca. 467) senken sich in die Erde und bilden, zu neuen Stämmen erstarkend, einen wirklichen Märchenwald. Unter dem Baum, in den lauschigen Lauben und Pergolas, auf den länglichen und runden Plätzen, welche die einzelnen Stämme schaffen, und die dicht mit Schlinggewächsen überwachsen sind, treffen sich heimlich Paare, versammeln sich Gesellschaften zum five o'clock tea, ohne daß einer den andern geniert oder zu Gesicht bekommt. Merkwürdig ist die Tatsache, daß der Banyanenbaum selten aus der Erde wächst. Vögel fressen seine Feigen, und der Samen fällt hierbei in die Kronen der Palmen, wo er keimt und sich entwickelt.

Im Jahre 1782 stand auf dem Platze, auf dem wir jetzt den Schatten des Riesen-Banyanenbaumes genießen, ein Palmbaum, aus dem er entsproß, und unter dem damals noch ein berühmter Fakir saß. Der Garten hat eine ungeheure Ausdehnung. Die herrlichen, mit Palmyrapalmen besetzten breiten Wege im Schritt durchfahrend, kann man die wunderbarsten Gewächse und Bäume ohne jegliche Ermüdung genießen. Alle jene Pflanzen, die wir in unserer Heimat nur im Zimmer oder im Treibhaus in kümmerlichen Exemplaren kennen, wachsen hier zu wahren Riesen empor, bilden üppig wuchernde Gesträuche und dichte Büsche. Parallel mit einer Allee von Königspalmen, zieht sich eine zweite von mächtigen Mahagonibäumen hin, durch Bos-

Digitized by Google

ketts mit Blüten vom dunkelsten Rot bis zum hellsten Rosa und Lila unterbrochen. Man wähnt sich in Klingsors Zaubergarten. Statt der Treibhäuser stehen hin und wieder „Schattenhäuser“, d. h. ganz mit dichtem Laub überzogene Holzgestelle, in denen bei dämmerigem Licht und schwüler Feuchte Farne und Orchideen in unzähligen Arten gezogen werden. Tritt man in das Halbdunkel dieser grünen Lauben, so fühlt man die Sinne schwinden und glaubt sich einer Ohnmacht nahe. — Der Garten ist ein Meisterwerk der sogenannten „englischen“ Anlage. Durch das waldige Gebüsch sind entzückende Ausblicke über weite, saftige Wiesen geschaffen. Kleine Teiche, über die sich herrliche Bäume biegen, unterbrechen die grüne Fläche, und es ist wirklich schade, daß der Garten zu weit von der Stadt entfernt liegt, um einen wiederholten Besuch zu gestatten.

Abends nach dem Dinner unternahmen Graf Lippe und ich eine Exkursion in das „Native-Theater“, während Alfred zu einer englischen Operettengesellschaft ging. Der Wirt hatte unsern Kutscher genau instruiert, ihm gesagt, zu welchem Theater er uns bringen solle, und so hielten wir einen Führer für überflüssig, unterließen sogar, unsern Boy mitzunehmen. Es war ein abenteuerliches Unternehmen, allein in die Nacht hinauszufahren, in einer Stadt, in der wir gänzlich fremd waren, in einem Lande, von dessen Sprache wir so gut wie nichts verstanden. Wir fuhren etwa dreiviertel Stunden durch abgelegene Stadtviertel und hielten schließlich vor einem stockfinsteren Bau. Auf der untersten Stufe der Treppe, die an dem Hause hinaufführte, saß eine weiß vermummte Gestalt. Sie verstand nicht, was wir frugen, und wir nicht, was sie sagte, wohl aber begriffen wir, daß in einem so stillen, dunkeln Gebäude keine Theateraufführung stattfinden könne. Wir gingen an den Wagen zurück. Hier erklärte uns der Kutscher, soviel wir aus seinem Kauderwelsch und aus seinen Gesten errieten, wir sollten es in einem andern

Digitized by Google

Theater versuchen. Wir nickten „ja“, sagten „yes“, und in rasendem Tempo wurde das Pferd durch die Straßen des Chinesenviertels gehetzt. Alle Läden waren noch hell erleuchtet, überall saßen die „Bezopften“ fleißig an ihrer Arbeit. Immer weiter ging es durch finstere Gassen, zwischen hohen Mauern hin, vorbei an düsteren Palästen aus der portugiesischen Zeit. Dunkle Schatten schlichen an langen, geheimnisvollen Häusern flüchtig entlang und verschwanden eilig in hohen Torbogen. Seltsam unheimlich wirkte diese Oede und Stille, in der man nur den Hufschlag des galoppierenden Pferdes hörte. Wir atmeten auf, als die Straßen heller und breiter wurden, als wir einen Droschkenstand erblickten und wir uns der Zivilisation um einiges näher fühlten. Wieder hielten wir vor einem schwarzen Gebäude. Ein weißer Zettel glänzte aus der Finsternis hervor und wir konnten „Savitri“ auf demselben entziffern. Wir sprachen vorübergehende Eingeborene an — aber niemand verstand uns. Da traten zwei Mohammedaner auf uns zu, die einen dritten stützten. Dieser dritte war schwer betrunken, sprach aber ein paar Worte Englisch und erklärte uns lallend, daß nur Samstag und Mittwoch gespielt würde. — Heute aber war Donnerstag. — Befriedigt von der Erfahrung des Abends befahlen wir „Hotttelll“, wie die Eingeborenen Hotel aussprechen. Wir hofften, unser Kutscher werde uns verstehen. Es schien auch so, denn er wendete das Pferd und raste fort. Aber statt zum Hotel, ging es wieder durch schmale Gassen mit hohen dunkeln Mauern rechts und links, über winkelige Plätze, auf denen halb verfallene Häuser sich an einst stolze Paläste lehnen. So oft wir „Hotttelll“ schrien, so oft nickte der Kutscher mit dem Kopf und hieb auf das Pferd ein. Wir fühlten uns dem Manne auf dem Bock gänzlich preisgegeben, er konnte hinfahren, wohin er wollte, wir konnten nicht aussteigen, denn wir vermochten uns nicht einmal zum Hotel „zurückzufragen“.

Digitized by Google

Einen Moment dachten wir an all die Möglichkeiten, die Kalkutta besaß, um uns spurlos verschwinden zu lassen. Wir verschwiegen uns gegenseitig unsere Besorgnis, sahen uns nur hilflos an. Da, um eine Ecke biegend, erblickten wir eine hell erleuchtete Bude, und der Wagen hielt. Es war der Billettschalter des „Curzon-Theaters", das nach dem Vizekönig genannt ist, aber einer Spelunke zum Verwechseln ähnlich sieht. Graf Lippe erkundigte sich am Schalter nach den Preisen der Plätze, und da die Loge den vertrauenerweckenden Satz von sechs Rupien zeigte, beschlossen wir es mit dem Theater zu versuchen. Ueber eine breite, steile Treppe, die dem vizeköniglichen Theater vorgelegt ist, tappten wir in den ersten Stock. Wir wurden durch dämmerige Gänge in eine dunkle Loge geführt und traten in ein ärmlich beleuchtetes Theater, in dem gähnende Leere herrschte. Ein geschmackloser, europäischer Vorhang war herabgelassen. Die Sitze des Parketts bedeckten weiße Ueberzüge. Alles war leer, nur die letzten Reihen des Sperrsitzes hielten etwa zwanzig Natives besetzt, die mit den Füßen auf den Stühlen hockten. Im ersten Rang saßen außer uns elf Personen, darunter eine Parsenfamilie. Der Mann in blauer Seide, die Frau, eine Eingeborene mit dem reinsten Affenkopf, à l'Européenne in weißen Atlas gekleidet, weiße Glacéhandschuhe an den Fingern. Der Sohn, ein elfjähriger Knabe, in rotem Samt, der sich unaufhörlich geräuschvoll räusperte und sich zu seiner Unterhaltung etwas „vorspuckte".

Die Vorstellung wollte lange nicht beginnen, man hoffte wohl noch auf mehr Zuschauer. Ein Pfeifen und Scharren wurde laut und der Vorhang rauschte aufwärts. Es ward eine Feerie gegeben. Liebe, Haß und Eifersucht spielten die Hauptrolle, gute Geister schützen, böse rächen — tout comme chez nous —, aber ganz anders ist das Spiel und alles übrige. Wechselgesänge von endloser Länge werden mit näselnder Stimme heruntergeleiert. Die Sänger stoßen

Digitized by Google

die Worte in atemloser Hast nervös hervor; das aus einem Tamburin und einer Holzpfeife zusammengesetzte Orchester begleitet sie. Wir vermochten nicht, eine Melodie in diesen Gesängen zu entdecken, trotzdem fühlten wir, daß es sich um kein willkürliches Gesinge handle, sondern daß diese Töne bestimmte Empfindungen aussprechen sollten, ja, daß sogar manchmal coupletartige Lieder vorkamen. Jedesmal, wenn der eine Partner seinen Gesang vollendet hatte, folgte eine Kadenz, worauf der andere in einer etwas höheren oder tieferen Tonlage erwiderte. Mit tausend Worten wurde in größter Eiligkeit die Partie abgesungen.

Die Bewegungen der Akteure lassen sich kaum beschreiben. Sie sind in unserm Sinne nicht als solche zu bezeichnen. Die Schauspieler stehen ganz steif in der Mitte der Bühne nebeneinander. Alle Gesten werden nur mit dem Unterarm, hauptsächlich aus dem Handgelenk ausgeführt, alle sind kurz und klein. Aehnlich wie sich eine Katze die Schnauze und die Ohren putzt, wischen sich die Schauspieler mit den Händen vor dem Gesichte hin und her. Diese kleinen Bewegungen wiederholen sich in einer bestimmten Reihenfolge, jede dieser Serien schließt mit dem Aufstützen der Hände auf die Hüften, und gleich beginnt die nächste wieder. In einer Liebesszene sinkt der irdische Jüngling auf das eine Knie, während das andere aufgestellt einen rechten Winkel bildet, auf dem die himmlische Geliebte Platz nimmt. Aehnlich zwei Holzpuppen, steif und eckig, wie man sie auf den alten Bauwerken Südindiens, den Gopuren, abgebildet sieht, und in eben solchen Kostümen, wie sie dort die alten Götter tragen, erblickt man die Leute vor sich auf der Bühne. Wenn sie stehen, geschieht es mit eingeknickten Hüften und verdrehten Beinen.

Nur einmal kam Leben in die Schauspieler, als der „gute Geist" mit ganz kleinen Schrittchen hinter die Kulissen „abtrippelte"; frenetischer Applaus brach los. Die einunddreißig sichtbaren Zuschauer und die unsichtbaren Frauen,

Digitized by Google

die im zweiten Rang hinter engen Holzgittern saßen, klatschten, jubelten und kicherten. Der „gute Geist“ mußte wieder heraustrippeln, sein Gequake wiederholen, und das Publikum war glückselig.

Wir waren von dem monotonen Gesang, dem gänzlichen Mangel an Handlung auf der Bühne wie hypnotisiert. Halb schlafend stierten wir hinab, und erst als der Vorhang über dem ersten endlosen Aufzug fiel, fanden wir soviel Tatkraft, um aufzustehen und zu gehen. Die Freitreppe herunterkommend, trafen wir unsern Kutscher mit Reiskochen beschäftigt und unser Pferd ausgeschirrt. Es stand, einen Grasbüschel vor sich, umgekehrt in der Gabel. — Da dies Theater erst um zehn Uhr anfängt und vor zwei Uhr nachts nicht zu enden pflegt, hatte sich der Kutscher häuslich niedergelassen. Die Heimfahrt ging im früheren Tempo durch all die unheimlichen Viertel zurück. Ueberall saßen trotz der vorgerückten Stunde — es war zwölf Uhr — noch die fleißigen Chinesen an der Arbeit, und die Eingeborenen rauchten ihre Wasserpfeife hinter den Eisengittern, die, wenn sie geschlossen sind, ihren Häusern das Aussehen von großen Löwenkäfigen geben. Auf kleinen Plätzen hockten neben allerhand Bäckereien und Teetassen in Weiß gehüllte, schwach beleuchtete Gestalten und boten den Vorübergehenden, fast ausschließlich Chinesen, Erfrischungen an.

Ich war froh, als wir nach dieser tollen Fahrt, während welcher der Wagen wie ein Schlitten von einem Straßenrand zum andern rutschte, uns wieder im Hotel befanden. Der nächtliche Ausflug im abgelegenen natives- und Chinesenviertel, ohne die Möglichkeit, sich irgendwie zu verständigen, hätte schlecht ausfallen können. Alfred kam noch später als wir aus seinem englischen Theater nach Hause. Er hatte sich sehr gut amüsiert, während unser Amüsement mehr einer warnenden Erfahrung glich. Morgen treten wir unsern Ausflug in den Himâlaya an.

Digitized by Google

9. Januar 1903. Das Gepäck, welches wir auf dem Wege von Agra nach Benares verloren hatten, fanden wir gestern in Kalkutta auf dem Bahnhof wieder. Dasselbe lag beim stationmaster, an den wir von Benares aus telegraphiert hatten, um ihn zu bitten, es unter sicheren Verschluß zu nehmen.

Da wir den Ausflug nach Darjeeling nur mit leichtem Gepäck machen wollen, nahm ich heute die Verteilung unserer Sachen vor, eine bei dieser Hitze recht unangenehme Beschäftigung, zumal es sich um unsere wärmsten Kleidungsstücke handelt, deren Berührung allein bei einer Temperatur von einigen dreißig Graden schon beinahe eine Qual bedeutet. Unser großes und ein Teil des kleinen Gepäcks bleibt zur Aufbewahrung im Hotel, allerdings, ohne daß wir dafür irgend eine andere Sicherheit besitzen, als das Versprechen eines Kuli „dafür sorgen zu wollen". Mit dem Gefühl, ohne Ballast zu reisen — wir haben nur elf Stück Handgepäck, gegenüber den früheren sechsundzwanzig Kollis — fahren wir in drei Droschken auf den Bahnhof Sealdah der „Eastern Bengal"-Eisenbahn.

Obwohl unser Zug erst um vier Uhr Kalkutta verläßt, hatte uns der Manager des Hotels bereits um zwei Uhr aus demselben vertrieben, teils aus Angst, wir könnten zu spät kommen — die Differenz zwischen Stadt- und Bahnuhr macht die Leute nervös — hauptsächlich aber wohl deshalb, um die Zimmer frei zu bekommen, bevor die Züge aus dem Süden neue Passagiere brachten. Was wir in Indien Punkto „Warten" durchgemacht haben, spottet jeder Beschreibung, und würde man die Summe von verlorenen Stunden einerseits, die Energie für die geübte Geduld anderseits in eine Zahl umsetzen, es käme genug Zeit und Kraft heraus, um den Kinchinjunga zu besteigen. Nachdem wir anderthalb Stunden gewartet hatten, konnten wir uns in unserm Coupé installieren; nach weiteren vierzig Minuten setzte sich der Zug mit halbstündiger Verspätung

Digitized by Google

und unter furchtbarem Geschrei in Bewegung. Er war dabei nicht besonders besetzt; nur ein paar reiche „natives“ und „halfcasts“ machten sich nebst ihrer Dienerschaft breit. Sie führten ganze Körbe von Sodawasser, „Bilatî pâni“, zur Erfrischung mit sich, die sie in ihren Coupés aufstapelten. Außerdem fröhnten sie der Opiumpfeife, welche einen widerlich-süßlichen Geruch verbreitete, der den ganzen Waggon trotz der trennenden Wände durchdrang und geradezu Uebelkeit hervorrief.

Die Landschaft, die wir durchfuhren, erinnert mit ihren herrlichen Palmenhainen, versteckten Ortschaften und den vielen glitzernden Tanks lebhaft an Ceylon. Aus dem dichten Grün heben sich einzelne Riesenbaumkronen scharf gegen den glühenden Abendhimmel ab, während das Palmdach der kleinen Nativehäuser kaum aus dem Gebüsch hervorlugt. — Die Nacht bricht plötzlich ein. Alles versinkt in tiefes Dunkel. Nur die flammenden Feuer, die unweit der Hütten zum Schutz gegen Raubtiere unterhalten werden und sich stundenlang dem Bahndamm entlang ziehen, glänzen zwischen den Bäumen wie leuchtende Irrlichter.

Abends acht Uhr kamen wir nach der Station Damukdia am Ganges, wo wir unser bequemes Coupé verlassen mußten, um mittels eines Dampfbootes das gegenüberliegende Ufer des Stromes zu erreichen. Dort erwartete uns ein Zug zur Weiterfahrt. Dunkel liegt der Weg zum Ganges hinab vor uns. Das Gepäck, das von einem halben Dutzend Kulis aus dem Coupé gerissen worden war, ist nirgends zu sehen. Die Aya und die Boys sind in der pechrabenschwarzen Nacht auch nicht zu entdecken. Doch dies alles regt uns nicht mehr auf. Die schlaffe Luft der Tropen hat unsern Mut gebrochen, und mit ergebenem Achselzucken sehen wir den Ereignissen entgegen. Auf holprigem und sandigem Pfad gelangen wir endlich zum Dampfschiff, das in hundertfachem Lichterglanz erstrahlt, und auf dem sich nach und nach die Boys, die Aya und

Digitized by Google

die Kulis mit unsern Effekten einfinden. — Breit wie ein See liegt der Strom vor uns. Träge und schlammig fließt er dahin, und wer die heilige Ganga hier zum erstenmal erblickt, muß durch sie gründlich enttäuscht werden, denn von irgendwelchem Zauber kann trotz aller Phantasie nicht die Rede sein. Die halbe Stunde, welche die Ueberfahrt nach dem linken Stromufer in Anspruch nimmt, wird durch ein schnelles Dinner ausgefüllt. Von ferne schon sieht man das hell erleuchtete „Sara Ghat". Ungeheure Feuer flackern, kolossale Windlichter brennen und bescheinen taghell das Ufer und den Bahnsteg. Der Verkehr nach Darjeeling ist um diese Jahreszeit sehr schwach. Alfred und ich erhalten ein Coupé für uns allein, während Graf Lippe, der bisher immer in den Lüften schwebend schlief, endlich auch einmal in einem unteren Bette ruhen kann und allein in einem Kompartiment residiert.

10. Januar. Früh um sechs Uhr treffen wir in Siliguri ein, wo wir trotz der frühen Morgenstunde ein regelrechtes Gabelfrühstück mit seinen drei Gängen bereit finden und es, hungrig wie wir sind, wenn auch ohne Vergnügen, verzehren.

Hier in Siliguri beginnt die Bergbahn, die hinauf nach Darjeeling führt und das putzigste ist, was man sich vorstellen kann. Wie ein Riesenspielzeug steht der Zug vor uns. Die einzelnen, trambahnähnlichen Wägelchen sind so klein, daß sie an einem Karussell hängen könnten und man das Gefühl hat, viel zu groß zu sein, um in ihnen Platz zu finden. Der Zug besteht aus einer kurzen, niedrigen, aber kräftigen Maschine, einem Gepäckwagen, einem geschlossenen Waggon erster Klasse und mehreren zweiter Klasse, die, ähnlich wie die Wagen der dritten Klasse, seitlich offen sind. In jedem kleinen Coupé bietet sich auf schmalen Bänken für sechs Personen Platz. Nur in dem einen offenen Wagen der ersten Klasse stehen sechs

Digitized by Google

kleine Armsessel, die aber so eng sind, daß man sich mit aller Gewalt in sie hineindrücken muß, um Raum zum Sitzen zu finden. Alles eilt nach dem offenen Wagen und stürzt sich auf den begehrten Eckplatz, der bei den scharfen Kurven, den die Bergbahn beschreibt, buchstäblich über den Abgründen hängt. Ich wähle einen Mittelplatz, wo ich weniger schwindelig und viel geschützter gegen die Zugluft sitze. Es war beißend kalt, und für uns, die wir seit Monaten meist unter brennender Sonne gelebt, machte sich der Wechsel der Temperatur sehr bemerkbar. Ich zog nach und nach alles an, was ich besaß, setzte eine Schutzbrille auf die Nase, nahm einen Schleier vors Gesicht, wickelte Tücher um den Kopf und zog Gummischuhe an. Aber trotz aller Hüllen fror ich, wurde blau und blauer und thronte immer höher und höher auf meinem Armstühlchen, in das meine dick eingemummelte Figur nicht mehr eindringen konnte. Ein rauher Wind pfiff uns entgegen, der mich sehr an München erinnerte.

Von Siliguri nach Darjeeling sind es fünfzig Meilen, und da in der Stunde nicht mehr wie sieben Meilen zurückgelegt werden dürfen, so fährt man (den Aufenthalt eingerechnet) etwa acht Stunden.

Anfänglich durchschneidet die Bahn ein uninteressantes Flachland mit wohlbestellten Feldern. Doch kaum nach einer Stunde verschwindet die Ebene, und wir dringen in den tiefsten, herrlichsten Urwald ein, wie wir ihn noch nirgends in Indien gesehen haben. In einer Lichtung steht ein Haus auf Pflöcken. Es ist von Europäern bewohnt. Ein grauer Elefant arbeitet im nahen Dickicht. Er ist damit beschäftigt, riesige Baumstämme herbeizuschleppen, und schaut nicht einmal von seiner Arbeit auf, als unsere kleine Lokomotive mit ihren Zwergwägelchen an ihm vorbeikeucht.

Die Bahn läuft lange Zeit der Fahrstraße entlang, die ein Wunderwerk in der Anlage und im Bau bedeutet. Rechts und links erhebt sich eine hohe Pflanzenwand, die

Digitized by Google

kein Auge zu durchdringen vermag. Wie eine Riesenschlange windet sich der Zug in scharfen Krümmungen den Berg hinauf. Den Kopf des Ungeheuers, die wildschnaubende kleine Maschine, können wir bei den kurzen Windungen immer beobachten; pustend speit sie nach allen Seiten Rauch und Dampf aus. Vor der Maschine ist ein Streukasten angebracht, in dem ein Kuli sitzt, der die Schienen mit Sand bewirft, um bei dem steilen Anstieg das Abgleiten der Räder zu verhüten. Immer höher kriechen wir, immer mehr nähern wir uns den Gipfeln der Riesentannen, die tief unten im Tale wurzeln, und jetzt blicken wir in Schluchten voll herrlicher Palmenwälder, wilder Feigen-, blühender Mandelbäume und ungeheurer Rhododendronbüsche. Höher und höher windet sich die Bahn, weiter und weiter wird der Blick über die bewaldeten Berge und tiefen Täler; man sieht hinaus in die Ebene, die sich nach Süden in unendliche Fernen dehnt. Wir hängen über schwindelnden Abgründen, und ich muß die Augen schließen.

Die kleine Bahn, die nur sechzig Zentimeter Spurweite hat, ist kühn und sehr geschickt gebaut. Sie überwindet allzuscharfe Kurven durch große Schleifen, „loops" genannt, und durch einige „reversing stations" (Kopfstationen), auf denen die Lokomotive an das andere Ende des Zuges angekoppelt wird und diesen nun in entgegengesetzter Richtung aufwärts zieht. An einer dieser „reversing stations" steht auf dem Nebengeleise ein talwärts gerichteter Zug. Täusche ich mich? Sitzen dort im Aussichtswagen nicht Baron Gemmingens? Wir hatten uns so gefreut, sie in Darjeeling zu treffen. Ein flüchtiger Gruß, und der Zug setzt sich in Bewegung. Die Vegetation verändert sich nach und nach. Nur noch vereinzelt erheben sich stolz und kerzengerade die Tannen und Eichen des Himâlaya. Die Tanne, der Deodar, ist ein wundervolles Nadelholz, eine Abart der Zedern des Libanon, die Eichen

Digitized by Google

in ihre Tragkörbe, oder sie schlingen einen breiten Gurt um ihre Last und legen das Tragband wie ein Diadem um die Stirne, auf diese Weise den Nacken mit der ganzen Schwere belastend, während Brust und Schulter frei bleiben. In dieser Gegend, wo kaum hundert Schritte ebener Boden zu sehen sind, mag solche Art des Lastentragens sehr praktisch sein.

Als wir aus der Bahnhofshalle ins Freie traten, fiel ein Sonnenstrahl durch die Nebel und beleuchtete flüchtig das liebliche Bergstädtchen. Wir besteigen die bereitstehenden Rickshaws und werden von je drei Männern den stark aufsteigenden Pfad hinaufgezogen und geschoben. Die Kulis schnaufen und stöhnen mir fürchterlich in die Ohren. Ich wäre gerne zu Fuß gegangen, doch trug ich meine ganze Garderobe auf dem Leibe und hätte mich nur schwerfällig einherwälzen können. Aber trotz der vielen Kleider friere ich. Wir fühlen uns wie an den Nordpol versetzt, obwohl das Thermometer zwölf Grad Wärme zeigt. Die Hitze und dumpfe Schwüle Kalkuttas liegt uns noch in den Gliedern.

In schnellem Tempo brachten uns die Kulis an das „Woodland Annexhotel", einen weiß und rot gestrichenen, freundlichen Sommerbau mit Erkern, Balkons und großen, hohen Fenstern, nicht viel anders als das Hotel eines Schweizer Luftkurortes. Leider waren die Zimmer, die man im Parterre für uns bereit hielt, feucht, finster und kalt. Das Feuer, das im Kamin brannte, erwies sich als ein Schaustück! Wir lehnten es sofort ab, diese Zimmer zu beziehen, worauf jedoch die Managerin mit aller Liebenswürdigkeit, aber auch Entschiedenheit erklärte, daß ein Wechsel erst morgen möglich sei. Diese Hausdame war das merkwürdigste Exemplar einer englischen Miß, das mir je vorgekommen. An ihr gewahrte man nichts von der gleichgültigen Ruhe ihrer Landsleute, die zu allem „Aoh" hauchen. Ebenso gewalttätig als fürsorglich dekretierte sie, daß wir uns vor dem Tiffin nicht mehr zu waschen hätten,

Digitized by Google

riß flugs die Leintücher aus den Betten, um sie am Kamin zu trocknen und zu wärmen, und wartete an der Tür, bis wir kamen. Staunend und völlig entwillt, folgen wir ihrem Befehl und eilen zum Tiffin, das uns im Nebenhaus in einem großen Saal serviert wird. Ueberall in den Lese-, Billard- und Speisesälen lodern in Feuerstellen mächtige Holzscheite. Viele kleine Tische stehen in dem geräumigen Speisesaal verteilt, alle reinlich gedeckt und mit grünen Blättern freundlich geschmückt. Wären wir nicht die einzigen Gäste in dem weitläufigen, kalten Hause, hinge nicht ein Nebelschleier vor den kolossalen Fenstern und verhüllte alle Aussicht, pfiffe nicht ein eisiger Wind vom Himâlaya herab, es könnte hier ganz gemütlich sein.

Nach dem Tiffin gingen wir hinter dem Hotel die Hauptstraße, die „Mall", hinauf. Wir hofften auf der Höhe des Berges, wo das Observatorium liegt, einen Sonnenblick zu erhaschen, um endlich eine Vorstellung von der Gegend zu empfangen, in der wir uns befanden. Als wir aus dem kleinen Garten des Hotels traten, stürzten von allen Seiten höchst fragwürdige Gestalten auf uns zu. Waren es Weiber, waren es Männer, wer konnte aus diesen schmutzigen Chinesen- und Kalmückengesichtern das Geschlecht erkennen, da es der Anzug nicht unterschied. Es waren Händler, von denen jeder uns einen andern fremdartigen Gegenstand unter die Nase hielt. Jeder zog etwas neues aus seinem Kittel, der sich über dem Magen hoch aufbauschte. Dolche, Messer, Gebetsmühlen, Heiligenhäuschen, Türkise, Ringe, Kolliers und Ohrgehänge und vieles andere lag in diesem Magazin verborgen.

Nicht ganz mühelos gelangten wir auf den schmalen Berggrat, der nach beiden Seiten steil, ja, beinahe schroff ins tief unten liegende Tal abfällt, und auf dem der einzige bequeme Spaziergang in Darjeeling angelegt werden konnte. Während der Saison, von April bis November, spielt hier „the band", d. h. die Musikkapelle, zu der sich die Sommer-



Digitized by Google

frischler versammeln. Ein wenig höher liegt die meteorologische Station, kurzweg „Observatorium" genannt, von der aus man eine herrliche Rundsicht haben muß, wenn die Ferne nicht durch die Nebel verhüllt ist. Heute sahen wir nur die nächsten Höhen und Täler und das reizende Darjeeling, das über den langen Berg hin weit ausgedehnt liegt, und dessen zierliche Holzvillen und Bungalows am Berghang oder auf kleinen Felsterrassen malerisch, halb versteckt zwischen prachtvollen Bäumen und leuchtenden Blütenranken, vorlugen. Schöne Tannen, Eichen, Birken und Ahorne stehen überall in den Gärten. Die Laubbäume sind entblättert und zeigen, daß es Winter ist, was man aber nur schwer glaubt, denn Magnolien, Geranien, Fuchsien und Rosen blühen, und blaue Veilchen stehen am Wege.

Von unserm Stadtpunkte aus fällt ein großes, mit einem roten Dach und gelben Veranden umzogenes Gebäude vor allem ins Auge: das Sanatorium für Militärs und Beamte. Wieder höher als dieses liegt der Palast des Bischofs und seitlich die Paulskirche. Aufgeregt standen wir auf der Höhe, fieberhaft hoffend, die Schneekette möchte sich uns zeigen. Doch vergebens! Wir mußten uns mit dem Blick hinab ins Tal begnügen, in welchem 2000 Meter unter uns der Randschidfluß den Fuß des Himâlaya bespült. Hinter dieser gewaltigen Bergkette liegt im Norden Tibet, das höchste Bergland der Welt, das geheimnisvolle Priesterreich des Dalai Lama (Priesterozean). Seit fünfhundert Jahren ist Lhassa die Residenz des Dalai Lama, der für eine immer sich erneuernde Inkarnation Buddhas gehalten wird und, umgeben von fünfundsiebzig Priestern, in einem herrlichen Palast, quasi als Gefangener, lebt. *)

*) Inzwischen wurde der Dalai Lama durch seine priesterliche Leibwache entführt, während die Engländer in großer Anzahl das geheimnisvolle Land, die verbotene Stadt aufsuchten, allein wenig von der sagenhaften Pracht und Herrlichkeit, dagegen desto mehr Schmutz und Unreinlichkeit vorfanden.

Digitized by Google

Der jetzige Dalai Lama ist sechsundzwanzig Jahre alt, ein großer Heiliger, der sich all seiner früheren Wiedergeburten auf Erden erinnert. Er lebt im Zölibat. Doch wird dasselbe nicht allzu streng geübt, denn es gibt für ein Mädchen keine größere Ehre, als wenn es durch seine Gunst beglückt wird.

Der Distrikt Dar-rgjas-glin, d. h. auf tibetanisch „Land des diamantenen Donnerkeils des Lama", das die Engländer Darjeeling aussprechen, liegt auf den südlichen Vorbergen des Himâlaya und schiebt sich schmal zwischen vier andere Staaten ein. Im Norden liegt außer Tibet der kleine britisch-indische Schutzstaat Sikkim mit seinen Teufelsanbetern; im Westen das unabhängige Königreich Nepal; im Osten das geistliche Fürstentum Bhutan, in dem Vielweiberei herrschen soll. Von letzterem haben die Engländer einen Streifen annektiert.

Die Wolken senken sich von neuem, und wie Inseln schwimmen die Gipfel der Riesentannen auf dem Nebelmeer. Es steigt höher und höher und hüllt uns schließlich ganz in grauen Dunst. Auf abschüssigem Weg gingen wir nun den Berg hinab, an dem unterhalb des Hotels sich Laden an Laden reiht, gerade wie in einem Badeort. Zunächst dem Gasthof steht ein Haus, das den stolzen Namen „Museum" trägt, und vor dem ein kleiner Hindu in einem roten Affenfrack auf und ab spaziert. Wir treten neugierig in das „Museum", entdecken aber bald, daß wir uns in einem gewöhnlichen Antiquitätenladen befinden, wo echte und falsche Sachen zu ungeheuren Preisen zu kaufen sind. Doch wird hier nur auf die Amerikaner und ihre Kauflust spekuliert, wie uns Herr Möbius, ein Berliner Kind und Eigentümer des Ladens, ganz offen bekannte. Als Friseur begann der Herr seine Laufbahn, jetzt ist er Antiquar und Buddhist und hofft, einst als „Lama" — als „Führer zur Weisheit" — in Tibet einzudringen. Vorerst beabsichtigt er übrigens, mit seinem Lehrer, einem anerkannten „Ma-

Digitized by Google

hatma", eine Vortragsreise durch die Welt zu machen. Möbius ist ein amüsanter Schwadroneur und hat uns gewiß furchtbar angelogen. Er zeigte uns in seinem Laden höchst seltsame Gefäße und Instrumente, die in Tibet gebraucht werden. Da hing z. B. eine Trompete, die aus dem Schenkelknochen eines Lamas gefertigt sein sollte; ein Affenschädel, der dazu dient, die Asche von Lamas aufzunehmen; ein Tam-Tam aus den Schädelknochen eines gesteinigten Ehebrecherpaares und dergleichen angenehme Schauderdinge mehr. Ich kaufe mir ein dreischneidiges Teufelsmesser, dessen sich die Lamas zur Beschwörung der Dämonen bedienen. Herr Möbius zeigt uns auch eine Schürze, auf der, geheimnisvolle Zeichen bildend, Menschenknochen in allen möglichen Farben aufgemalt sind. Der Medizinmann legt sie an, wenn er Kranke besucht. Reizende Schmucksachen waren in großer Auswahl ausgestellt: Kostbare Waffen, Kostüme, Stickereien und ungeheure silberne Teekannen, wie sie bei den großen „receptions" der Lamas verwendet werden, wenn die Gläubigen diesen Priestern alljährlich an bestimmten Tagen ihre Opfergaben zutragen.

Leider wird es schon um halb sechs Uhr dunkel. Um die kalten Abende zu verkürzen, ist die Speisestunde auf sieben Uhr anberaumt. Wir machten trotz des Verbots der herrischen Miß Toilette, von dem allabendlichen Bad aber sah ich hier oben in den Bergen ab. Erfüllte es mich doch schon mit Schaudern, nur die Tür des sogenannten Baderaumes zu öffnen, der nichts anderes als ein Luftschacht ist, welcher durch das ganze Haus geht, und aus dem eine eisige Kälte herabsinkt. Zugedeckt und bekleidet mit allem, was wir hierzu Verfügbares hatten, krochen wir bald nach dem Dinner in die ungewohnt weichen Betten. Aber ich konnte nicht schlafen. Immer wieder sprang ich aus dem Bett, um zu sehen, ob der Mond die Wolken noch nicht zerstreut habe, die Berge noch nicht sichtbar würden.

Digitized by Google

Da, gegen vier Uhr, fällt ein heller Lichtstrahl in unser Zimmer. Der Mond stand leuchtend am Himmel. Ich ergreife eine Decke und laufe auf die andere, dem Himâlaya zugewandte Seite des Hauses und stehe, sprachlos vor Bewunderung, einem märchenhaft schönen Anblick gegenüber. Aus weißem Nebelmeer ragt, lichtüberflutet, in erhabener Größe die majestätische Schneekette des Kinchinjunga silberflimmernd hervor. Dieser erste Anblick des stolzen, unermeßlichen Gebirgszuges war überwältigend, und es ist unmöglich, durch eine Schilderung auch nur annähernd eine Vorstellung des Eindrucks zu wecken, den er auf mich machte.

11. Januar. Sonntag. Wir haben unser Zimmer gewechselt und wohnen gegen täglich zehn Rupien wahrhaft fürstlich. Im Vorzimmer, das unsere Miß freilich „Salon" nennt, kampiert auf einem kleinen Ecksofa die Aya, welcher der Boden zu kalt geworden ist. Wo der Boy seine Nächte verbringt, weiß der Himmel; ich fürchte, im Dorf bei Spiel und Whisky, weil er des Morgens so sehr verträumt und verschwollen aussieht. Ueberhaupt scheint es mir, als ob Boy und Aya am liebsten durchgingen, fehlte ihnen nicht das bare Geld hierzu. Sie frieren aber auch wirklich zu furchtbar.

Heute ist der große sonntägliche Markt. Von nah und fern strömt die Landbevölkerung herzu, und die Arbeiter der Teeplantagen kommen von den Bergen herab, um sich für die Woche zu verproviantieren. Wie alle Wege in Darjeeling, führt auch der zum Basar steil hinunter, und der Markt selbst ist der einzig nennenswerte, horizontale Platz der ganzen Umgegend. Eingeborene, wie Fremde benutzen, um die Auf- und Abstiege bequem zu überwinden, irgend eine Fahr-, Reit- oder Traggelegenheit. Neben den Rickshaws ist der mit einem verstellbaren schwarzen Wachstuchdach versehene Tragstuhl — Dandy genannt —,

Digitized by Google

in dem man halb liegt, halb sitzt, ein beliebtes Transportmittel. Außerdem stehen an den steilsten Berghängen kräftige Ponys in Bereitschaft, deren sich auch die Eingeborenen bedienen.

Begleitet von der gestrigen Händlerschar, die den ganzen Morgen auf unsern Ausgang lauerte, wählten wir, um den Basar schneller zu erreichen, einen Abkürzungsweg, der einer Bergpartie gleichkam. Viele Reihen parallel erbauter kleiner Läden, alle mit runden Wellblechdächern gedeckt, erstrecken sich rings um den Marktplatz. Aber welch ein Getümmel und Gewimmel herrscht hier! Welch ein Gemisch von Typen steht da in Gruppen zusammen! „Leptschas" aus Sikkim, Mann und Weib in gleichem Gewand, der Mann bartlos wie ein Weib, nur daß er zum Unterschied von seiner Frau Gemahlin e i n e n langen Chinesenzopf statt zweien den Rücken herabhängen hat. „Lopos", auch aus Sikkim gebürtig, klein und dunkel wie schwarze Gnomen. Nepalesinnen mit großen Ringen durch die Nase, die Brust über und über mit lang herabhängenden Ketten geschmückt. Tibetaner, hohe, helle Mongolen mit langem Zopf und wenig Bart. Ihre Weiber tragen die farbige Schürze rückwärts, um sich beim Niedersetzen nicht zu beschmutzen. Die Schürzen werden von entzückenden Gold- oder Silberketten um die Taille gehalten und linksseitig durch einen fein ziselierten Pfau geschlossen. Die Hauptzahl der Marktbesucher aber bilden die Bhutias, die auf der andern Seite unseres Bergrückens wohnen. Es sind buddhistische Mongolen, breitknochig und kräftig. Sie tragen einen langen Zopf, einen runden Filzhut, dessen Krempe nach aufwärts gestülpt ist, weite Hosen, eingewickelte Beine, Sandalenschuhe und ein langes, farbiges Blusenhemd. Sie sind furchtbar schmutzig, aber von ausgelassenster Heiterkeit, die einen nach all dem sorgenvollen Ernst des Hindu wohltuend berührt. Es wirkt verblüffend komisch, wenn die Schönen von Bhutia — gedrungene


Digitized by Google

Weibergestalten — mit der Fußspitze nach einer Flaumfeder, die sie in die Luft geblasen haben, wie nach einem Ball schlagen und nun trachten, sie so oft wie möglich zu treffen. So ein breitschädeliges Weib im Sonntagsstaat mit ihrem glattgescheitelten Haar, hinter den Ohren angeflochtenen Zöpfen, großen, dekorativen Türkisohrringen, silbernen Halsreifen, Perlenschnüren, buntem Rock, weiten Chinesenärmeln und nackten Füßen, sieht trotz ihrer grotesken Erscheinung, wenn sie sich dem Flaumballspiel hingibt, in ihrer plumpen Derbheit und harmlosen Munterkeit ganz sympathisch aus. Ihr Frohsinn artet freilich oft in Balgerei aus, und wenn sie sich unter Lachen, Schreien und Fluchen in den Haaren liegen und an den Zöpfen zausen, gleichen sie dicken Wildkatzen.

Abscheulich ist das von den hiesigen „Damen" angewandte Heil- und Schönheitsmittel. Sie beschmieren sich nämlich das Gesicht mit Schweinsblut. Dies gilt einerseits als beliebtes Sympathiemittel gegen Neuralgie, anderseits wird es als „cold cream" benutzt, um die Lederhaut der Schönen schmiegsam zu machen. Possierlich sind die heiratslustigen Witwen, die, um ihre Wünsche zu offenbaren, sich die Nase schwarz lackieren.

Das Gedränge zwischen den Buden ist geradezu toll. Alles, was der Eingeborene bedarf, kann er hier haben: Obst, Oel, Eier, Süßigkeiten, Milch; letztere ist in dicke, ausgehöhlte Bambusröhren eingefüllt. Es gibt Kleider, Regenschirme, Pelze und anderes mehr. Abseits von den Buden, auf Tüchern ausgebreitet, liegen Haufen von blauen Perlen oder, vorsichtig auf Kistendeckel sortiert, echte oder unechte Türkise — chi lo sa? — in allen Tönen und Größen. Ueberall hocken ganze Familien, den Säugling in einem Holzkasten unter dem Arm oder im Tragkorbe auf dem Rücken. — Durch die Menge drängt sich ein tibetanischer Bettler, seinen großen Stock in der einen, die

Digitized by Google

Gebetsmühle in der andern Hand. In einem Sack, der um die Schultern hängt, sammelt er die milden Gaben der Marktweiber und verschmäht auch nicht den Backhschisch der Fremden. Und dort? Was stampft da für ein Riesenweib in hohen Schaftstiefeln und weißem Schafpelz als Mantel über den Platz? Ist das wirklich eine Frauensperson mit dem Buschmannskopf und dem kleinen Matrosenhut schief auf dem Ohr? Und das alte Wesen hier? Lebt es noch? Es ist die Hexe von Chun, über hundert Jahre alt, mit hunderttausend Falten im Gesicht und noch mehr Lappen um den dürren Leib. Hoch zu Roß drückt sich ein Lamapriester zwischen den Verkaufsständen hindurch. Mit seinem kahlen Schädel und seinem durchtriebenen Gesicht sieht er wie ein „Schwerverbrecher" aus. Um den Hals trägt er ein kleines Kapellchen, in dem ein Buddha sitzt; sein gelbes Gewand macht ihn als Tibetaner kenntlich, während ein anderer Lama zu Fuß, mit einem kleinen Diener hinter sich, beide im roten Rock, aus Bhutia Busti (Dorf) kommen. Wir sind umringt von Männern und Weibern, die ihr ganzes Vermögen in aneinandergereihten Münzen um den Hals tragen und außerdem mit Korallen-, Bernstein- und Türkisketten schwer behängt sind. Alles ist ihnen feil. Reizende kleine, mit Türkisen besetzte, achteckige Amulette, „Ghaus" genannt, die Pergamentstreifen mit besonders wirkungsvollen Gebeten enthalten, wurden uns angeboten. Ferner zeigte man uns kleine Charivari, die auf der Schulter eingehängt getragen werden und aus Schaber, Ohrlöffelchen und Schere bestehen. Wir wurden schier erdrückt. Jeder will verkaufen, jeder uns betrügen, und besonders ein schönes Bhutiamädchen hatte es auf die Herren abgesehen, die Ring auf Ring von ihr erhandelten. Graf Lippe machte durch seine Erscheinung und durch seinen zarten Teint Furore. Alles drängte sich um ihn. Wenn die Gesellschaft gar zu aggressiv wird, richte ich mein Objektiv, das sie fürchten wie den „bösen Blick", auf sie; die



Leute fliehen, aber nicht, ohne daß sie die Hand nach rückwärts strecken und „Bockſis" rufen, um sich dann, unbekümmert um die Folgen, für eine Anna photographieren zu lassen.

Unterhalb des Marktes resp. des Basars liegt der schöne botanische Garten.

Nachmittags besuchten wir das Dorf **Bhutia Busti**, das auf der andern Seite des Darjeeling-Berges liegt. Bei tausend Fuß steigt man hinab. Auf halbem Wege kommt man an einer Dagoba oder Stupa vorbei, die von einer weißen Mauer umgeben ist. Sie wird überragt von einem flach gewölbten Kuppelbau mit goldener Spitze. Ihr Inneres enthält wohl eine kostbare Reliquie. Von dem europäischen Witz aber wird sie als das Grab eines Lamà bezeichnet, der sich einmal in seinem Leben badete und daran starb. Hinabsteigend, begegneten wir noch vielem Volk, das zu Markte zog: Kuliweiber mit schweren Lasten, unaufhörlich die Gebetsmühle schwingend; behäbige Männer auf flinken Ponys und ein reizendes Bhutiamädchen, das in vollem Sonntagsstaat, eine Dienerin hinter sich, mit gefalteten Händen züchtig den Berg hinaufschritt.

Den Hauptanziehungspunkt des Dorfes bildet sein Tempel. Die in Tibet übliche Form der buddhistischen Lehre ist korrumpiert durch das hier eingewurzelte Schamanentum. Die tibetanischen Priester heißen wie jene von Bhutia, Lamas. Ihre Würde erbt sich von Geschlecht zu Geschlecht fort; man findet unter ihnen ebenso die gelehrteste, wie die unwissendste Geistlichkeit. Die Exemplare von Lamas, die wir hier sahen, gehören gewiß zu den niedrigsten ihrer Gattung.

Der Tempel ist ein baufälliges Bretterhaus, rings von hohen Bambusstangen umgeben, an deren Spitzen kleine Wimpel im Winde flattern; auf ihnen stehen Gebete geschrieben, die, so oft sie der Luftzug bewegt, demjenigen als gesprochenes Gebet zugute kommen, der das Fähnchen gehißt



Digitized by Google

hat. Man betritt den Tempel durch eine schmale Halle, welche Luft und Licht durch die Tür empfängt. Vor der Tür stehen ein paar große Gebetsmühlen aus bunt bemaltem Holz, in denen auf Papierstreifen der Spruch „Om mani padme hum", zu deutsch „O Du Edelstein auf dem Lotos, Amen", sich unzählige Male wiederholt; jede Umdrehung wird dem Gläubigen, wie bei jenen im Winde flatternden Bändern, als selbstgesprochenes Gebet angerechnet. In der Halle hängen rechts und links zwei große Trommeln zum Gebetrufen. Der am Eingang sitzende Mann ließ sie uns zu Ehren ertönen. Ein schöner Klang scholl in die Weite. Das Innere des Tempels ist ein viereckiger, dunstiger Raum und schien mehr einem Tändlerladen als einem Götterhaus zu gleichen. Vor einem vergoldeten Buddha, der, müde lächelnd, hinter Glas und Rahmen sitzt, brennen ein paar rauchende Oellichter, die einen entsetzlichen Geruch verbreiten. Auf einem schmalen Altarbrett stehen Reis- und Butteropfer. In einer goldenen Schale schwimmt in Oel und Butter ein brennender Docht, und die von dieser ewigen Lampe aufsteigende warme Luft treibt eine über ihr hängende Windmühle, auf der wiederum Gebete geschrieben stehen. Vor der Schüssel steht der gebrechliche Lehnstuhl des Oberlamas, dem der Schädel seines Vorgängers als Trinkgefäß dient, um ihm hierdurch die Vergänglichkeit alles Irdischen stets gegenwärtig zu halten.

Der Eindruck des Tempels ist nicht erhebend. Wir waren daher froh, ihn bald verlassen zu können. Als wir ins Freie traten, verrichtete eben ein halbes Dutzend Bhutiaweiber ihre Andacht, indem sie sich dreimal auf die Knie warfen und mit der Stirne den Boden berührten. Dann rannten sie fort, schnell noch im Vorüberlaufen ein paar Gebetsmühlen für sich in Bewegung setzend.

Ins Hotel zurückgekehrt, trafen wir zwei Münchener Herren, denen wir schon in Benares begegnet waren. Sie erzählten von einer projektierten Tour in das benach-

Digitized by Google

barte Sikkim. Als wir von diesem Plane hörten, entschlossen wir uns zu Gleichem, änderten aber unsern Sinn auf Anraten der energischen Miß. Sie empfahl dringend einen Ausflug in den Himâlaya und meinte mit Recht, Städte und Menschen aller Art hätten wir gesehen, aber Berge, Täler und Riesenketten, wie sie die Tour nach Phallut uns zeigen werde, gäbe es auf der Welt nicht wieder. Also auf nach Phallut! Wir setzten die Expedition auf Mittwoch, den 14. Januar fest, engagierten einen Koch, der Führer und Dolmetscher zugleich ist, siebenundzwanzig Kulis, um den Proviant, die Betten und mich selbst zu transportieren, da ich den Ausflug in der Dandy zu machen gedenke. Der Koch erhält täglich zwei Rupien, jeder Kuli acht Annas. Meine Dandy kostete im ganzen zweiundzwanzig Rupien, Alfreds Pferd (mit Wechsel) vierzig und, die Verpflegung eingerechnet, soll sich die Tour für sieben Tage auf zirka zweihundertsechzig Rupien = dreihundertvierundsechzig Mark stellen.

Im Hotel haben sich große Veränderungen ergeben. Alle Fenster sind beleuchtet, und es wimmelt von Menschen. Eine aus zwanzig Personen bestehende Stangensche Reisegesellschaft ist wie eine wilde Horde über den Gasthof hereingebrochen. Ein Unsichtbarer schreit seine Beschwerden aus jeder Tür auf den Korridor und schlägt diese dann wütend zu, weil die Klagen ungehört verhallen. Im Speisesaal herrscht großes Leben. An den kleinen Tischen hat sich die Gesellschaft in Gruppen zusammengefunden oder separiert, denn es scheint nicht lauter Glück und Eintracht unter diesen durch den Zufall zusammengeführten Menschen zu herrschen. Nur drei nette alte Herren, die „gedreßt" hinter einer Flasche Rotspon und einer Bulle Sekt sitzen, machen den Eindruck vergnügter Leute, wenn auch mit nobler Reserve. Aber trotz des vollen Saales war es nicht behaglicher, nicht wärmer als vorher, denn die Muselmänner, welche Kellnerdienste versehen, laufen wie der Sturmwind

Digitized by Google

um die Tische herum, zwischen Küche und Saal hin und her, bringen eisig kalte Luft herein und verursachen mit ihren langen Kaftans einen Zug, daß man fröstelnd noch näher an den Kamin rückt, um dann auf der einen Seite zu schmoren, während die andere erstarrt.

12. Januar. Um sechs Uhr früh werden wir durch ein hundertfaches „Boy"rufen geweckt. Doch, wo soll ein Boy herkommen, wenn man keinen mitbringt? Von der ganzen Gesellschaft hat ja nur das österreichische Ehepaar einen Diener bei sich. Die „Stangenschen" wollen heute nach „Tiger-Hill", dem besuchtesten Aussichtspunkt von Darjeeling, reiten, um endlich einmal den Kinchinjunga in seiner ganzen Glorie zu erblicken. Hoffentlich sehen sie mehr, als wir hier, die kaum einen flüchtigen Blick von den stolzen Majestäten erhascht haben. Nachmittags erscheint Leutnant K..., einer der deutschen Herren, und berichtet, daß er und sein Freund die anfänglich geplante Tour aufgeben mußten, weil die englische Behörde keine Garantie für sichere Rückkehr übernimmt und sehr warnt, Leben, Gut und Geld aufs Spiel zu setzen. Sie gehen deshalb nur nach Sikkri, das aber auch außerhalb des englischen Gebietes liegt. Leutnant K... bat uns um unsern Revolver, doch siehe, es stellte sich dabei heraus, daß wir die Waffen, die wir pflichtschuldigst durch ganz Indien geschleppt, in Kalkutta gelassen hatten. Ein alter „Schießprügel" konnte im Hotel aufgetrieben werden und vielleicht ist dieses weithin sichtbare Feuerrohr sogar besser, als ein kleiner, unscheinbarer Revolver.

Nach dem Dinner soll ein sogenannter „Lamatanz" stattfinden.

Es hat kaum drei Grad Wärme, trotzdem sitzen wir im Freien. In dem kleinen Vorgarten des Hotels sind Teppiche auf den Kiesboden gelegt, Sofas, Sessel und Stühle aufgestellt. Alles ist mit Fahnen, Lampen, Lampions,

Digitized by Google

kleinen Oellämpchen und großen Windlichtern verziert und beleuchtet. Um neun Uhr erschallt eine seltsame, mißtönende Musik. Wir eilen hinaus. Bis an die Nase eingewickelt, nehmen wir dicht gedrängt auf den Sitzen Platz.

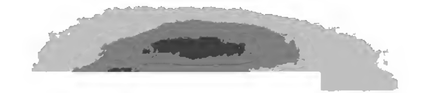
Auf der ansteigenden Wiese steht ein halb Dutzend Sänger und eben so viele Musikanten. Sie leiten den Tanz durch einen wüsten Gesang mit Trommelbegleitung ein. Es sollen Lamas sein, welche singen, die Trommeln und Tam-Tam schlagen, während der jetzt beginnende Reigen ein Volkstanz der Bhutias ist, der durch Kulis ausgeführt wird. Zuerst tritt ein Mann mit einem Knaben oder einem Mädchen auf. Wer kennt hier die Geschlechter auseinander?! Sie drehen sich ruhig im Kreise, Zwiegesänge einfügend, die mit einem lang ausgehaltenen Ton schließen. Dann folgen die Produktionen zweier gehörnter Lindwürmer, welche aus je zwei Männern hergestellt sind, die durch ein langes Fell verbunden werden. Ihre Bewegungen sind höchst merkwürdig, und man glaubt ein Fabeltier zu sehen. Die Leute sind außergewöhnlich geschickt und voller Humor. Nachdem sich die Lindwürmer abgewälzt haben, stolziert ein kolossaler Pfau auf dem Platze umher. Ueber ein großes Drahtgestell hängen gelbe und blaue Tuchstreifen herab, die das Gefieder darstellen, kleine Flügelchen flattern dem Vogel hilflos an den Seiten, der Schweif ist durch ein paar dünne Stäbe und durch eine einzige lange Pfauenfeder markiert. Der bewegliche Hals reckt und biegt sich hin und her, und der Kopf hat einen ganz außerordentlich charakteristischen Ausdruck. Ein Kuli steckt in dem Gestell und versteht es wundervoll, die Gebärden des Pfaues nachzuahmen. Er schreitet sehr gravitätisch, pickt im Schoß der Umsitzenden gierig nach Backhschisch, legt seinen Kopf lauernd auf die Seite, putzt sich die „Federn“, kratzt ein Loch in den Sand, läßt sich nieder und flieht erschreckt, als ein wild brummendes Löwentier auf ihn zukommt, mit dem er dann Bekannt-

Digitized by Google

schaft macht und befreundet abzieht. Als Schluß erschienen die vierbeinigen, gehörnten Lindwürmer noch einmal. Es galt einen Wettkampf! Ein auf dem Boden liegendes Band soll mit den Hörnern aufgespießt werden. Man kann sich von der Drolligkeit der Stellung, die hierbei die ungeheuren Tiere einnehmen, keine Vorstellung machen. Da die Hinterbeine nicht immer im organischen Zusammenhang mit den vorderen Extremitäten bleiben, so entstehen phantastische Verrenkungen von unwiderstehlicher Komik. Die Musik zu dieser Aufführung ist eigentlich ganz modern. Jedes Tier hat sein Leitmotiv, welches dasselbe kennzeichnet und sein Auftreten begleitet. Es waren noch weitere Ueberraschungen vorgesehen, aber die Temperatur erlaubte kein längeres Verweilen im Freien, und es dauerte mehrere Stunden, bis wir wieder warm werden konnten.

13. Januar. Die Vorbereitungen zu unserer Tour nach Phallut sind beendet. Heute nachmittag um vier Uhr gingen vierzehn Kulis mit dem Proviant ab. Es sah ganz stattlich aus, als die Leute mit hochgefüllten Butten und „Kiltas", wie die auf dem Rücken zu tragenden Körbe hier heißen, im Gänsemarsch abzogen. Kopfschüttelnd sah ich all den Lebensmitteln nach, unter denen sich auch lebende Hühner befanden. Sollte es wirklich möglich sein, diese Menge in sieben Tagen zu vertilgen?!

14. Januar. Ich habe diese Nacht vor dem Abmarsch kaum geschlafen und kann nicht leugnen, daß mich allerhand beängstigende Gedanken quälten. Es ist doch ein Wagnis, mit siebenundzwanzig fremden Kerls, mit Lepos, Leptschas, Bhutias und Tibetanern, wie die Gnomen, Riesen und Schmutzfinken alle heißen mögen, in die Wildnis zu ziehen, sich ihnen überlassen zu müssen. Wir wandern Hunderte von Kilometern von allen menschlichen Wohnungen entfernt und können uns außer mit dem „guide", und mit



Digitized by Google

ihm nur notdürftig, mit niemandem verständigen. Passiert uns das geringste, so sind wir in schlimmer Lage, trotz der von Professor Hahn gestifteten vortrefflichen Hausapotheke, die uns stets begleitet. Die Nacht war dunkel und meine Gedanken schwarz. Aber alle Besorgnisse verflogen mit dem anbrechenden Tag.

Aus Aufregung und Angst vor unserer bevorstehenden Expedition, zu der wir unsere Leute nicht mitnehmen, hat der Boy die ganze Nacht durchgekneipt und lag wohl hinter einer Haustür des Dorfes, statt ins Hotel zurückzukehren. Die Aya mußte sich also bequemen, heute morgen bei uns einzuheizen. Aber wie stellte sie sich hierzu an! Mit einer Handvoll taufeuchten Grases, das sie irgendwo im Garten ausgerissen hatte, wollte sie ein Kohlenfeuer anzünden. Natürlich brannte es nicht, und wir waren reisefertig, als endlich schlaftrunken Mr. Charley kam, um seine Dienste zu tun.

Es ist acht Uhr, wir haben gefrühstückt, und der Führer treibt zum Aufbruch.

Ich trete ins Freie, um meine Reisegelegenheit zu mustern. Graf Lippe ist bereits in ihren Anblick vertieft. Mißbilligend betrachtete er das leichte, schwache Gestell, dessen Seitenwände mit schwarzem Wachstuch überzogen sind, und dessen Inneres mit Decken ausgelegt ist. Sehr vertrauensvoll sieht der zurückbleibende Freund unserer Tour nicht entgegen. In langem Ueberzieher, mit hochgeschlagenem Kragen, die Hände tief in die Taschen gesenkt, verfolgt er ernst und feierlich unsere letzten Vorbereitungen. Verzweifelt blicken Aya und Boy drein. Johanna hat trauernd ihre „Schönheit" verhüllt; ich sehe sie zum ersten Male ganz bekleidet. Die beiden Leute stehen da wie zwei Schafe, wenn es donnert. Charley stottert tausend Befürchtungen, die Aya weint Angsttränen, denn sie ahnt, daß wir verunglücken werden. Ich drücke jedem der beiden Betrübten eine Rupie in die Hand, und verklärt lächelt das würdige Paar zum Abschied.

Digitized by Google

Es ist sehr kalt, und ich bin wieder mit meiner sämtlichen Garderobe angetan. Mein Umfang ist bedeutend, und ich weiß nicht, wie es gelingen soll, mich in den schmalen Behälter, der „Dandy“ heißt, aber genau wie eine altmodische Badewanne aussieht, einzuklemmen. Alfred sitzt bereits zu Pferde. Ich steige mühsam in die Dandy, quetsche mich zwischen die glücklicherweise nachgebenden Seitenwände, bekomme ein Luftkissen hinter den Rücken, zwei Wärmflaschen auf die Füße, werde sorgfältig um- und eingewickelt, nehme noch einen letzten, bewegten Abschied von unsern lieben Reisegefährten, fliege dann mit einem kräftigen Schwung hoch auf die Schultern von acht Männern, und der Marsch beginnt. Noch einmal sehe ich zurück und erkenne, daß mich Graf Lippe nicht um meine Situation beneidet, und ich gestehe offen — mit Recht. Nein, das war kein Vergnügen! Obwohl sich die Träger eines schleifenden Ganges befleißigen, aus den Hüften schreiten, den Oberkörper ganz ruhig halten, so wirkt der Laufschritt, in dem sie die Dandy tragen, auf den unglücklichen Insassen doch wie der Ritt auf einem harttrabenden Karrengaul. In der ersten Stunde sagte ich mir, „das hältst du nicht aus“. Mir brummte der Kopf, knurrte der Magen, meine gekreuzten Beine krampften sich, der Rücken schlief mir ein, die Seiten stachen, und ich wagte kaum zu atmen, aus Furcht, das Gleichgewicht meiner erhabenen Lage zu stören. Von zehn zu zehn Minuten dachte ich es nicht länger ertragen zu können, setzte mir immer wieder eine neue Galgenfrist, nochmals eine neue, und schließlich gelangte ich zur Resignation.

Hoch über Darjeeling hinweg ging es hinab in tiefe Täler, dann wieder bergauf durch Teeplantagen. Immer großartiger wurde der Blick, und ich vergaß meine geschundenen Glieder, vergaß alles Schaudern, wenn ich in den Kronen der Bäume schwebte, die schwarz aus unergründlichen Tiefen aufstiegen, oder wenn ich auf schmalem,

Digitized by Google

schroff abfallendem Bergrand zwischen Abgründen hin- und herpendelte, vergaß alle Gefahren und sah nur die berauschend schöne Bergherrlichkeit. Die ersten acht Meilen hinter Darjeeling führt der Weg über eine gute, breite Landstraße, ähnlich wie jene nach Griesen oder über den Fernpaß, und Alfred konnte lustig galoppieren. In einem stark bevölkerten, großen Dorf, dessen Häuser mit Gebetsfahnen verziert sind, endet die Fahrstraße. Hier machen wir eine kurze Rast, und als mich die Kulis zu Boden setzen, meine ich weiterzurutschen, so schwindlig ist mir von dem stundenlangen Geschütteltwerden. Gleich war ich von einem Schwarm gutmütig, aber unerlaubt schmutzig aussehender Leute umringt. Jedes dieser breiten, flachnasigen Gesichter mit den Schlitzaugen legte sich in hilfeflehende Falten, und alle stöhnten „Bocksiß".

Hier wechselte Alfred sein flüchtiges Pferd gegen ein kräftiges Doppelpony, das sich ausgezeichnet bewährte. — Die Kulis verproviantierten sich im Dorf für die ganze Tour, steckten mir allerhand Pakete in die Dandy, hingen seltsam geformte Bündel von allen Farben um dieselbe herum, so daß ich höchst merkwürdig dekoriert durch die Wildnis zog. Nachdem alles an- und festgebunden war, setzte sich unser Zug wieder in Bewegung. Auf schlechtem Weg ging es senkrecht in einen finsteren, düsteren Schlund hinab, zwischen Bergen hin, über Berge fort. Was die Kulis leisten, ist unglaublich. Den ersten Tag trugen sie mich acht und eine halbe Stunde und legten zweiundzwanzig englische Meilen — sechsunddreißig Kilometer — in dieser Zeit zurück. Sie überschritten fünftausend Fuß höher als Darjeeling liegende Päße, stiegen wieder zweitausend Fuß tiefer hinab, und wir blickten dabei in Täler, die wiederum siebentausend Fuß tiefer unter uns sich ausbreiteten. Doch was waren das für Auf- und Abstiege! Meine liegende Stellung in der Dandy wurde beinahe zu einer stehenden, ein solcher Höhenunterschied herrschte zwischen dem Stand-

Digitized by Google

punkt der vorderen Träger und der rückwärts befindlichen. Und in welchem Tempo werden diese steilen Berge genommen! Aufwärts gehts im alla breve-Takt, abwärts im vierviertel, dann wieder im siebenachtel, immer in rasender Eile. Je nach den Bodenverhältnissen tritt ein neuer Rhythmus ein, den die Träger durch lautes Ein- und Ausatmen betonen. Die Vordermänner heben an, die Hintermänner erwidern. Je steiler es wird, desto lauter die Töne, und um so seltener setzen sie aus. Es ist gerade, als zögen sie sich am Rhythmus wie an einem Seil den Berg hinauf. Das zischende „Heissssssa" meines rechten Vordermannes wird mir unvergeßlich bleiben.

Die Mittagsrast hielten wir an einem kleinen, halb zugefrorenen See. Unsere Kulis machten sich ein Feuer, lagerten malerisch um dasselbe herum und verzehrten gemütlich ihre Mahlzeit. Die Luft war eisig. Wir konnten es, auf dem feuchten Boden sitzend, im naßkalten Nebel nur kurze Zeit aushalten. Kaum daß wir unsern Lunch zu uns genommen, gingen wir deshalb voraus, in ziehende Wolken sozusagen eingehüllt. Wir wurden von den Kulis bald eingeholt, und ich mußte wieder in den Marterkasten kriechen. An gefährlichem Felsrand steigt der Weg in kurzen Serpentinen rapid aufwärts, und ich fliege in großem Bogen um die Ecken. Ein entsetzliches Gefühl! Auf der Höhe des Berges liegen gewaltige Blöcke aus weißem und rotem Quarz und mächtige Schiefertafeln. Seltsam geformte Riesenbäume mit langen, hängenden Moosen, die im Winde flattern und dadurch im Nebelduft wie ungeheure Trauerweiden aussehen, stehen zwischen den Felsstücken. Gegen drei Uhr nähern wir uns „Tonglu", unserer ersten Nachtstation. Das „Dack Bungalow", das Regierungsunterkunftshaus, macht einen kalten, unwirtlichen Eindruck. Es steht auf einem kleinen, abgeholzten, über tiefen Klüften hängenden Bergvorsprung, ist von finsterem Walde umgeben und war bei unserer Ankunft in schweren Nebel ge-

Digitized by Google

hüllt. Vollständig steif, unfähig, mich allein zu bewegen, steige ich mit Hilfe eines freundlichen und dienstbereiten Lepticha aus meinem Folterbett und gehe mühsam ins Haus. Die Kulis verschwinden in einer Nebenhütte, aus deren Tür, die den Kamin ersetzt, schwarzer Rauch hervorqualmt.

Die Unterkunftshäuser im Himâlaya sind aus Steinen gebaut, bestehen nur aus einem Parterre, das man durch eine säulengetragene, aber höchst einfache Vorhalle betritt. Das Innere des Hauses ist meist in drei bis vier Räume geteilt und für vier bis acht Personen mit Schlafgelegenheiten ausgestattet. Die Touristen müssen, um die Bungalows benutzen zu dürfen, beim Regierungskommissär von Darjeeling einkommen, der auch dafür zu sorgen hat, daß die Reisenden stets den nötigen Platz finden. Man zahlt eine Rupie inkl. Holz für die Nacht pro Person und außerdem zwei Annas für das Herbeischleppen des Brennmaterials, das in ungeheuren Massen im Kamin verfliegt. Der „guide" hatte im sogenannten dining room, in dem ein Tisch mit sechs Stühlen und eine eiserne Bettlade steht, für ein Riesenfeuer gesorgt und unsere Sachen nebst den Bettsäcken in das nebenliegende Schlafzimmer stellen lassen. Ich begann gleich auszupacken und die Betten zu machen, was die einzige häusliche Beschäftigung ist, die mir alltäglich zufällt. Jetzt reitet auch Alfred den Berg herauf. In langem Ueberzieher, den Tropenhelm auf dem Kopf, kommt er auf struppigem Gaul, der müde den Kopf zu Boden hängen läßt, auf schattendüsterm Pfad durch Nebeldunst daher. Er gleicht einem auf Abenteuer ausziehenden Böcklinschen Ritter. Zu meinem größten Erstaunen springt er flott von seinem in Schweiß gebadeten Pony, von Reitweh keine Spur, obwohl er seit zwanzig Jahren nicht mehr auf einem Pferde gesessen ist.

Duftender Himâlayatee dampft auf dem Speisetische. Wir schlürfen ihn begierig, aber zu einer wahren Freude wird der Aufenthalt im Hause nicht, denn ein erstickender

Digitized by Google

Rauch dringt aus dem Kamin und treibt uns hinaus ins Freie. Doch, welch ein Wunder ist hier geschehen! Die Luft ist klar, und eine grandiose Aussicht eröffnet sich uns. Von der gewaltigen Höhe (elftausend Fuß) blicke ich in die Ferne. Ein stilles, glattes Nebelmeer dehnt sich uferlos nach Westen. Das stahlblaue Firmament überwölbt es mit niedrigem Bogen. Die Schneeriesen sind unsichtbar. Nur ihre wundervollen Ausläufer lagern in sechsfacher Reihe als rötlich-blaue Wände und dicht-bewaldete Höhenzüge vor uns. Schmale Täler senken sich dazwischen. Im gähnenden Abgrund zu unsern Füßen hängt einsam eine kleine Wolke am Felsenspalt. Sie wächst und schwillt, steigt höher und höher und lockt von allen Seiten ziehende Nebelschleier an. Sie dehnt sich weiter und weiter, umfaßt alles, verschlingt alles. Versunken sind Berge und Wände. Nur die Rücken der nahen Waldhöhen bleiben frei und recken sich kühn in den schneeweißen Ozean, der tief zwischen sie eindringt, sie umspült, Fjorde und Landzungen schafft, wie wir sie einst an Norwegens Küste sahen. Inseln lösen sich von den Vorgebirgen und ragen hier und dort in scharfen Konturen aus dem trügerischen Elemente auf. Die Sonne schwindet hinter bleifarbigem Dunst. Eine purpurne Lohe steigt zum Himmel empor. Graue Schattenstrahlen ziehen durch die feurige Abendglut. Unzählige Schichten laufen wie blaue, rote und orangefarbene Bänder am Horizont entlang. Darüber schweben auf goldgelbem Hintergrund ein paar silberne Wölkchen. Die Dunkelheit bricht herein, ein Nebelschleier hüllt uns ein, und das unbeschreibliche Bild verschwindet.

Frierend kehren wir ins Haus zurück. Beim Flackern des wildbrennenden Feuers und beim matten Schein einer Kerze serviert der Guide das Dinner. Der Mann ist ein vortrefflicher Koch, und seine Schnelligkeit grenzt an Hexerei.

Digitized by Google

Menu.
Schildkrötensuppe.
Hammelkotelett mit Bohnen.
Gebratene Hühner mit Kartoffeln und Tomatensalat.
Aprikosenkompott.
Käse; Obst; Kaffee.

Die Hühner gackerten allerdings noch in den „Kiltas", als sie nach Tonglu kamen, sie zeichneten sich deshalb nicht gerade durch Zartheit aus, aber die frische Luft hat einen gesunden Appetit geweckt. Der guide ist nicht nur Koch und Dolmetscher, sondern auch ein fixer Kammerdiener, und wir fanden, als wir kurz nach acht Uhr die Betten aufsuchten, dieselben durch seine Fürsorge behaglich gewärmt. Ich war todmüde. Wie gerne hätte ich geschlafen. Aber daran war nicht zu denken, denn auch im Schlafzimmer rauchte der Kamin, und die einzelnen Holzscheite glitten ins Zimmer und qualmten und dampften entsetzlich. Immer wieder mußte ich trotz der Kälte aus dem Bette springen, um das Holz zurecht zu legen, die Funken zu löschen, das Fenster zu öffnen und wieder zu schließen. Endlich erlosch das Feuer. Ich durfte ruhen, aber nur sehr kurz, denn schon um fünf Uhr erschien ein Gnom und heizte ein. Mit einem ungeheuren Blasebalg pustete er in die Asche, die er zugleich mit dem Rauch ins Zimmer blies. Wir stöhnten, machten verzweifelte Zeichen, aber umsonst, der Hausmeister blies weiter, und wir erstickten schier.

15. Januar. Um sechs Uhr brachte der guide, das „Mädchen für alles", den Tee und ermahnte uns, aufzustehen. Zähneklappernd krochen wir aus dem Bett. Da, um einhalb sieben Uhr, wirft die Sonne ihre belebenden, warmen Strahlen in unser Zimmer, über die erwachende Welt und die majestätischen Berge. In herrlicher Erhabenheit begrenzen die Schneeriesen mit ihrem Kamm von eisigem Silber den Horizont. Aus dem Weltmeer scheinen

Digitized by Google

sie aufzutauchen, denn alle Berge und Täler, die wir gestern sahen, sind versunken, und die Wolken fluten und rollen. Es ist ein glorioses Panorama, nicht zu schildern, weil es mit nichts zu vergleichen ist, was wir je in der Heimat gesehen. Wir standen wie gebannt vor dieser Herrlichkeit, die wir heute zum erstenmal in strahlendem Glanze erschauten.

Der guide mußte immer wieder zur Eile mahnen, denn es fällt schwer, Bettzeug in die Säcke zu stopfen, statt sich an überirdischer Schönheit zu entzücken! Doch da half kein Zaudern. Die Kulis trippelten bereits ungeduldig ums Haus und grinsten durch die Scheiben. Sobald sie ihre Last von etwa vierzig Pfund in der Kilta hatten, liefen sie fort. Jeder hat seinen geheimen kürzesten Weg, und ich sah sie im Laufe des Tages oft zwischen Erdspalten auftauchen und im Dickicht verschwinden. Um acht Uhr frühstückten wir. Ich die gewohnte Porridge, die Alfred verschmäht; dann folgt Reis mit Hühnern und Currey, hierauf Hammelstuffato mit Kartoffeln; zum Schluß Obst. Um halb neun Uhr sitze ich in der Dandy, während Alfred zu Fuß geht und ich ihn bald aus den Augen verliere. Der guide und der sweeper — ein solcher darf niemals fehlen — bleiben zurück, um das Bungalow wieder in Ordnung zu bringen. Diese beiden Leute müssen die allerkürzesten Bergwege kennen, denn in jedem Quartier sind sie die letzten, um als erste am nächsten einzutreffen.

Mein „Achterzug" eilt in tatendurstigem Drange über Berg und Tal, schroffe Felsenhänge, zerrissene Klüfte, feuchte Gründe. Jetzt erklettern meine Kulis eine steile Berglehne, die mit Oelbäumen bewachsen zu sein scheint. Doch es sind abgestorbene Bäume, deren kurze Bartflechten wie graue Oelblättchen im Sonnenlichte flimmern. Durch wildromantische Taleinschnitte führt unser Weg über hohe Gneisgipfel und Trümmergesteine, in einen meilenweiten Wald von uralten, geborstenen Stämmen. Ein furchtbarer Waldbrand hat hier gehaust. Phantastisch geformt, recken

Digitized by Google

sich die mächtigen Aeste wie geheimnisvolle Riesenhieroglyphen drohend gen Himmel, während ungeheure Wurzeln, durch die Zeiten bloßgelegt, wie gigantische Würmer am Erdboden hinkriechen. Wir überblicken Täler, die sich in endlose Fernen dehnen, und in die wiederum Dutzende von Seitentälern münden. Wie Kulissen schieben sich die Bergzüge vor, Ströme stürzen über wilde Felsen herab und ziehen sich gleich Silberbändern über die flachen Landstreifen gen Süden der Ebene, dem Meere zu. Weiter gehts über festgefrorene Pfade, über Glatteis und Geröll an Abhängen hin, die mit einem tiefgrünen Mantel herrlichster Bäume bekleidet sind. Wir steigen hinunter in schwarze Gründe, in Schluchten voll Azaleen und Rhododendron, die hier im Himâlaya die Höhe unserer Kastanien erreichen. Ihre feurigen Knospen brechen schon dick aus den Blätterkronen hervor. Baumriesen aller Art stehen am Weg, sechzig Fuß hohe Wacholderbeerbäume und bis zum Himmel ragende Eichen, schöne Silbertannen, Lärchen, Eiben, Weiden, Birken, schlanke Edeltannen mit weit überhängenden Aesten, alles umschlungen von sich ineinander windenden Waldreben und Kletterpflanzen. Auf Felsen stehen, wie blaßgraue Pyramiden, hohe Rhabarberstauden. Hin und wieder streckt die giftige Wolfswurzel (Akonit) ihre langen, blauen Spitzen aus grüner Hülle, und auf saftigem Moos stehen, leuchtend wie Saphire, Gentianen. Schlüsselblumen, hohe Lilien erheben sich auf stolzem Stiele, Primeln und Rosen, Kaiserblumen und tausend mir unbekannte Pflanzen beginnen zu knospen, um nach wenigen Tagen in Fülle und Schönheit zu blühen und den grünen Wald in einen Zaubergarten zu verwandeln. In verschwenderischer Menge überziehen Orchideen die Bäume und bedecken sie mit einem smaragdenen Gewand, das bald in schneeigem Weiß, in Lila, Rot oder Gelb erschimmern wird.

Ein steiler Zickzackweg führt zu einer neuen Ueberraschung. Die Sonne fällt wie Goldregen auf unsern Pfad,

Digitized by Google

der breit und eben durch einen dichten Bambusdschungel gehauen ist. Müde neigen sich die fünfzig Fuß hohen, reich gefiederten Blattwedel zueinander, aus zitternden Federkronen einen hochgewölbten Laubgang bildend, der in einen Wald von verwitterten Baumstämmen führt. Dick und wulstig von einem Gewirr grüner Moose und bronzefarbener Parasiten überzogen, von Schlingpflanzen überwuchert, haben die Bäume das Aussehen von ungeheuren Riesenpilzen. Tief unter uns liegt ein düsteres Tal. Halb gleitend, halb laufend, gelangen wir hinunter.

Die Träger stellen mich nieder. Hier wird Rast gemacht. — —

Da sitze ich nun mit meinen acht bezopften Kulis mitten im Himâlaya. Jetzt verschwinden auch diese im Wald und ich bin mutterseelenallein unter alten Eichen und Kastanien, unter wilden Feigenbäumen, in deren Aesten Lianen ihre Wurzeln wie Krallen eingeschlagen haben. Alfred ist meilenweit zurück, denn das Tempo der Kulis kann kein Pferd einhalten.

Zwischen hochragenden Tannen gewahre ich einen kleinen, blauen Himmelsfleck. Ein dunkler Punkt erscheint hin und wieder. Es ist ein über den höchsten Gipfeln kreisender Adler.

Die Einsamkeit ist beklemmend. Ein Gefühl grenzenloser Verlassenheit und Hilflosigkeit beschleicht mich. Rings herrscht ungeheure Stille. Ungeheuer ist alles in diesem ungeheuren Lande, die Berge, die Entfernungen, die Einsamkeit, die Vegetation. — Ich fürchte mich. — Ich sitze und lausche und wage nicht, mich zu rühren. Nichts regt sich. Nur die Sonnenlichter tanzen einmal über den Weg und erschrecken mich durch ihr leuchtendes Hüpfen. Leise und schwach, an- und abschwellend, dringt das Rauschen ferner Ströme durch die Luft an mein Ohr. Es ist, als höbe und senke sich die Erde unter mir, als atme sie, und ich glaube ihren Pulsschlag zu fühlen. Es ist mir, als

Digitized by Google

fingen die zu dicken Tauen gewundenen Lianen, die in großen Bogen zwischen den Bäumen hängen, an, sich zu schwingen. Ich sehe, wie der klimmende Baum, dessen Luftwurzeln einen mächtigen Stamm umklammert halten, sich belebt und sich wie eine ungeheure Raupe höher und immer höher in die Krone des erdrosselten Baumes schiebt. — Irgendwo in der phantastischen Baumwildnis bricht ein Ast. — Ist es ein Bär, ein Tiger, der sich anschleicht, um mich zu zerreißen, wie dies kürzlich in der Nähe von Darjeeling einem Pony passierte, oder ist es ein „Yack", der wilde Büffel, dessen Leber so groß sein soll, daß sie für den zahmen Ochsen eine Last bedeutet, wie die Eingeborenen erzählen?

Ich sitze wie erstarrt. Da weht ein bekannter Duft lieblich über mich hin. Der Rauch einer Zigarette! Meine Kulis sind wieder da. Mit welcher Freude begrüße ich sie. Aber sie verstehen meine Gefühle nicht, ihnen fehlt der Glaube, daß ich ein Herz habe, „zu leiden, zu weinen, zu genießen und zu freuen sich" wie sie. Schnell schwingen sie mich auf ihre Schultern, und dahin geht es wieder über Stock und Stein. Verzweifelt klopfe ich einem Bhutia auf den Rücken und winke „langsam, langsam". Erschreckt wendet er sich um und kommandiert „schneller, schneller", und mit Windeseile geht es fort. Der Tropenhelm auf meinem Kopf schlägt mit hartem Schlag den Takt dazu. Ich verliere schier die Besinnung. Aber ich schweige. Denn wer weiß, was der Achterzug sonst noch verstehen könnte. Meine Kulis leisten Wunder. Eines dieser armen Lasttiere, ein Tibetaner, leidet anscheinend am Hexenschuß, denn sobald wir Rast machen, wirft er sich zu Boden, und ein anderer kräftiger Geselle trampelt auf seinem Rücken herum. Es ist das wohl die landesübliche Massage, die unsereinem freilich unfehlbar das Kreuz brechen würde. Die Kulis sind alle schlecht genährt und schlecht gekleidet, aber immer vergnügt, geduldig und gefällig. Besonders die Leptschas,

Digitized by Google

die in Darjeeling als die besten Reisebegleiter gelten, sind harmlos wie die Kinder. Kaum, daß sie ihrer Last ledig sind, das heißt, mich niedergesetzt haben, springen sie, ungeachtet der zurückgelegten Meilen, zur eigenen Lust wie die Gemsen an den Berghängen auf und ab, immer die Zigarette im Munde, für die sie ihre letzte Anna hergeben, immer auf Allotria bedacht, durch die sie die schwerfälligeren Bhutias und Tibetaner necken.

Die Leptschas sind die Ureinwohner von Sikkim und die in Darjeeling am meisten vertretene Bevölkerung. Sie haben die Tradition einer Sündflut, während welcher ein Menschenpaar sich auf den Berg Temsong rettete, der als „Berg Ararat" von Darjeeling aus gezeigt wird. Ihre geschichtlichen Daten gehen nur auf dreihundert Jahre zurück, bis zur Zeit, als die ersten buddhistischen Lamas ins Land drangen. Vorher erklärten sie, wild und langhaarig wie die Affen gewesen zu sein. Trotzdem steht ihre Moral höher, als die der Tibetaner und Bhutias. Vielmännerei ist bei ihnen unbekannt, und Vielweiberei selten. Die Heiraten werden in den Kinderjahren geschlossen, die Frauen durch den zukünftigen Gatten gekauft oder dem Schwiegervater abverdient, wie dies einst Jakob bei seiner Rahel tat. Eine eigentliche Religion besitzen die Leptschas trotz der buddhistischen Mission wohl kaum, vielmehr huldigen sie dem Dämonendienst. Die guten Geister beachten sie nicht. „Warum sollten wir das auch", sagen sie, „die guten benachteiligen uns nicht, dagegen die bösen, die in jedem Felsen, Baum und Berg hausen und damit beschäftigt sind, uns zu schädigen. Zu ihnen müssen wir beten, ihnen opfern, damit sie uns nicht Unheil bringen."

Wir mögen jetzt auf einer Höhe von neuntausend Fuß sein. Die Blätter der Rhododendron ziehen sich fröstelnd zusammen und hängen wie große Sterne schlaff nach abwärts. Die Bambusstauden haben ihr Gefieder verloren und gleichen unserm Zinnkraut, nur ins Riesige übersetzt.

Digitized by Google

An den Gliedern oder Ansätzen des Rohres steht ein Kranz stachlicher Blättchen, und bloß an der Spitze schwankt der Federbüschel. — Nebel jagen über die Berge, durch die Täler und Klüfte, die Szenerie bald in Dunkel hüllend, bald, wenn sie sich heben, in sonnigem Glanze zeigend. Die Tannenbäume, deren Aeste sich wie schlanke Schalen nach aufwärts biegen, sind mit weißem Reif überzogen. Düster, winterlich stehen sie im grauen Nebel und leuchten wie Hunderte von strahlenden Weihnachtsbäumen, wenn sie gegen den kristallhellen Himmel stehen.

Um drei Uhr kommen wir nach Sindukphu (zehntausend Fuß), unserm zweiten Nachtquartier. Die letzte halbe Stunde vor Sindukphu ist grandios. Nichts kann eine Vorstellung von dem Bilde geben, das sich bot, als wir nach einem kerzengeraden Anstieg uns plötzlich der ganzen riesigen Bergkette des Himâlaya gegenübersahen. Mount Everest — eine leuchtende Eiszacke — und der Kinchinjunga — eine breite Schneepyramide — mit all ihren stolzen Nebenbergen tauchen auf azurblauem Hintergrund über einer unendlichen Flut weißer Wolkenballen in unbegreiflicher Höhe empor. Der Atem stockte, das war eine Erscheinung aus einer andern Welt. Das waren die „Schneewohnungen" der großen Götter, die seit Jahrtausenden in Sagen und Liedern verherrlicht und besungen werden. Es war ein Blick ins Unermeßliche. Alles, was wir bisher gesehen, schwindet vor diesem großartigen Panorama stiller Majestät, das, in überirdischen Lichtglanz getaucht, in unnahbarer Nähe vor uns schwebt.

Das Bungalow von Sindukphu ist dem von Tonglu sehr ähnlich, nur hübscher und freundlicher, doch leider ist alles frisch angestrichen, und wird dadurch jede Bewegung gefährlich. Ein Feuer, groß genug, um einen Ochsen zu braten, lodert im Kamin. Trotzdem bleibt es kalt, und wir bringen es kaum auf fünf Grad. Wieder steht der heiße Tee bereit. Die Speisetische in den Bungalows trafen

Digitized by Google

wir immer gedeckt, nur daß die Tischtücher in den einzelnen Quartieren mehr oder weniger rein, mehr oder weniger durchlöchert sind. Die Funken des Kamins springen mit lautem Krachen durch den ganzen Raum, und man ist unausgesetzt der Gefahr preisgegeben, in Flammen aufzugehen. Wir finden keinen Augenblick Ruhe. Alfred wirft seinen englischen Roman verzweifelt in die Ecke, denn es knistert in meinem Kleid und knallt unheimlich im Schlafraum. Atemlos rennen wir zwischen den beiden Kaminen hin und her, um nachzulegen oder Unglück zu verhüten. Seit wir die Höhe von zehntausend Fuß überschritten haben, hören wir unser Herz aufgeregt gegen die Brust schlagen und fühlen ein heftiges Hämmern in den Schläfen. Eine quälende Müdigkeit liegt in den Gliedern. Die geringste Bewegung raubt uns den Atem, und das Zusammenrollen unserer Bettstücke, das Einstopfen in die Säcke, nimmt doppelt so viel Zeit in Anspruch, wie in der Ebene. Gehen wir morgens oder abends auf einen Aussichtspunkt, so bekomme ich von der Anstrengung Nasenbluten und fühle Uebelkeiten.

Heute ist an einen abendlichen Spaziergang nicht zu denken. Es wütet ein fürchterlicher Orkan, das Bungalow kracht in allen Fugen. Die Wände ächzen, es tobt ein Wind, der wie Donner grollt. Wäre dieser entsetzliche Sturm eine halbe Stunde früher losgebrochen, wir hätten an unserm Weiterkommen verzweifeln müssen. Den Kamin herab sausen kalte Windstöße, sie drohen das Feuer zu löschen, die Flasche Burgunder und das Sodawasser umzustoßen, welch letzteres, zu Eis gefroren, in der Nähe zum Auftauen steht. Das Licht auf unserer Tafel flackert unruhig, und wir schnattern vor Kälte. Das Dinner ist wieder ein Meisterstück.

Menu.

Juliennesuppe.

Hühnerragout mit Kartoffeln.

Hammelbraten mit Blumenkohl und Gurken.

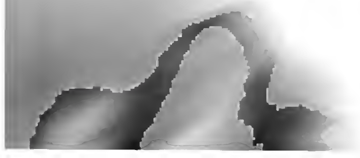
Obst; Käse; Kaffee.

Digitized by Google

Um acht Uhr legen wir uns bei kaum zwei Grad Zimmertemperatur zu Bett, und als wir morgens aufstehen, ist das Waschwasser gefroren. Obwohl wir halb angekleidet lagen und uns mit allem, was wir besaßen, zugedeckt hatten, konnten wir uns kaum erwärmen und fühlten eisigen Zug von allen Seiten. Alfred, den das Schlagen einer Tür nervös machte, und der deshalb aufstand, um sie zu schließen, befiel infolge der Erkältung ein heftiger Schüttelfrost, der mich sehr erschreckte.

16. Januar. Um halb sieben Uhr streckt der sweeper den Kopf ins Zimmer und ruft triumphierend: „Mount Everest beautiful!“ Es gehört zu den Seltenheiten, daß sich dieser Riese den Erdgeborenen zu wiederholten Malen zeigt, und sein Erscheinen ruft sogar bei den Einheimischen eine gewisse Aufregung hervor. Wir springen auf, erfassen Mantel, Decken und Tücher und stürzen ins Freie, denn die geringste Verzögerung kann uns um den hehren Anblick bringen, so schnell wechseln die Fernsichten. Aus einer flockigen Wolkenmasse, die frisch gefallenem Schnee gleicht und sich zu ungeheuren Ballen türmt, sich hinauswälzt in ungeheure Fernen, erheben sich hoheitsvoll in gigantischer Größe die sieghaften Bergketten. Sie sind umgeben von einem Farbenzauber wunderbarster Art. Dieses in uferlose Räume wegwogende Wolkenmeer ist charakteristisch für den Himâlaya und übermannt den Beschauer durch seine unvergleichliche Schönheit immer aufs neue.

Der Sturm pfeift noch immer. Ich begreife meine Tollkühnheit nicht, die mich es wagen läßt, während des wütenden Windes die Dandy zu besteigen. Aber unter dem Eindrucke der überherrlichen Umgebung verliert man jegliches Gefühl von Gefahr und wandelt, obschon wach, doch wie im Traume, dahin, das Wunderbare genießend. Wonneberauscht, ohne an ein Mißgeschick zu denken, kroch



Digitized by Google

ich wieder in meinen Behälter. Den Hut halte ich fest auf den Schoß gedrückt, den Kopf habe ich eingebunden, den Sonnenschirm krampfhaft umklammert und liege eingeschnürt wie ein Wickelkind in der Dandy. Da faßt uns an einer Felsenecke ein Windstoß und drückt uns gegen die Wand. Die Mützen und Kappen meiner Kulis werden von einem Wirbelwinde erfaßt; die Leute wollen nach ihrer Kopfbedeckung haschen. Ich gleite dabei von ihren Schultern und rolle über den Weg hinab. Am Abgrund hängend, halten mich drei Kulis mit Aufgebot aller Kraft fest. Eingebunden wie ich war, konnte ich mir nicht helfen, durfte ich mich nicht rühren, um die Leute nicht mit hinab zu ziehen. Als ob es mich gar nichts anginge, blickte ich in die Tiefe und überlegte, was nun geschehen werde. Da ich aber wieder auf den Weg heraufgezogen war, und zu mir selbst kam, fühlte ich mich wie gelähmt und ließ mich wohl aus Mangel an Willenskraft, aus gänzlicher Erschlaffung nach dem entsetzlichen Schrecken wieder auf die Schultern heben. Aber was hätte ich auch sonst tun sollen? Gehen konnte ich nicht, mir zitterten die Knie, und weiter mußte ich doch. —

Der nun folgende Weg war wirklich furchtbar. Wohl mehr als eine halbe Stunde ging es über einen schmalen Grat hin, auf dem die Leute sich jeden Schritt geschickt suchen mußten, um nicht abzurutschen. Vom Winde hin und her gewiegt, schwebe ich hoch oben auf schwankenden Schultern zwischen zwei gähnenden Tiefen. Rechts und links geht es senkrecht hinunter, und mein Blick schweift über Berge und Täler, die sich in schwindelnden Fernen hintereinander aufbauen. Ich muß die Augen schließen, um nicht die Besinnung zu verlieren.

Wie alltäglich, sind wir um drei Uhr im Nachtquartier. Phallut liegt noch einen Tagemarsch in der Luftlinie vom Kinchinjunga entfernt. Die Leute, welche nur am ersten Tag, als sie die dreiundzwanzig Meilen zurück-



Digitized by Google

legten, eine Mahlzeit zu sich nahmen, sind gestern und heute ihre sechzehn und achtzehn Meilen sozusagen nüchtern gelaufen und fühlen sich folglich marode. Vor allem ist es die Kälte, die sie angreift. Sie stehen zitternd an den Glastüren und machen nicht mißzuverstehende Zeichen über allerhand Beschwerden. Wir haben leider nur eine einzige Flasche Wisky bei uns, beschließen aber trotzdem, den Kulis davon zu geben. Der guide, der den Trunk stolz ablehnt, verdolmetscht unsere Absicht, und jeder der schlotternden Gesellen kommt mit einem tiefen „Kotau" herein, gießt sein Glas auf einen Schluck hinunter und verschwindet, demütig dankend.

Zum Sonnenuntergang schleppen wir uns zweihundert Fuß höher auf den äußersten Vorsprung des Bergrückens (zwölftausend Fuß). Hier oben stehen fünf höchst fremdartige spitze Steinhaufen. Sie sind mit tibetanischen Inschriften bedeckt und sollen einst von Lamas errichtet worden sein. Der Sturm heult mit erneuter Kraft und macht einen freien Ausblick unmöglich, nur geschützt durch die Felsen, dürfen wir es wagen, den Kopf vorzustrecken und der scheidenden Sonne nachzublicken, die weit hinter dem wild wallenden Wolkenmeer in farbig schillernder, glatter Fläche versinkt. Es schwebt ein phantastisches Gebilde daher, gleicht zwei mit den Spitzen sich berührenden ungeheuren Spiralmuscheln. Es ist wohl eine „Wolkenhose", wenn es solche gibt. Halb kriechend müssen wir die Höhe verlassen, denn der Wind erfaßt uns mit fürchterlicher Gewalt, und wir rollen buchstäblich den Berg hinab. —

Die Menus wiederholen sich, die Kälte, der Sturm steigern sich, und ich kann kaum die Feder zu meinen alltäglichen Aufzeichnungen in den erstarrten Fingern halten. Ab und zu treten wir an den Kamin, breiten unsere Mäntel weit aus, um Wärme zu fassen, und fühlen uns dann einen kurzen Augenblick ganz wohlig.

Digitized by Google

Der Mond scheint hell am tiefdunkeln Himmel. Sein klares Leuchten und der blasse Glanz der Schneeriesen verdunkeln das Glitzern der Sterne. Die Milchstraße erlischt, und nur einzelne Planeten erglühen in feurigem Licht.

Der Wind hat sich zu einem welterschütternden Toben gesteigert. Es ist, als stürzten Lawinen mit donnerndem Krachen von allen Seiten über uns weg. Die Berge stöhnen, die Erde dröhnt, der Sturm heult. Rudra, der alte Sturmgott, scheint mit seinem Gefolge, den „Maruts“, unter Wehgeheul und Hohngelächter durch die Lüfte zu hetzen. Es ist ein Orkan, der Berge versetzen könnte. Schließlich schlafen wir ein, aber im Traume erleben wir Erdbeben und gräßliche Eisenbahnzusammenstöße, und als um fünf Uhr der Heizer das Feuer mit seinem kolossalen Blasebalg anfacht, fährt Alfred erschreckt aus dem Schlafe auf, meinend mein Atem ginge so stark. Es war eine grauenvolle Nacht, voll entsetzlicher Träume und Wahnvorstellungen.

17. Januar. Um dreiviertel sechs Uhr brachte der guide den Tee. Er hat es aber immer so eilig, daß man ihn kaum etwas fragen darf. Auch heute hörten wir nur en passant, daß die Sonne um halb sieben Uhr aufgehen werde. Wir sind rechtzeitig zur Stelle.

Als wir aus dem Bungalow traten, lag die Welt noch im grauen Dämmerschein. Der Mond schimmerte durch den Frühdunst. Wir gingen wieder zu den fünf heiligen Gebetsteinen hinauf, von brausendem Sturm halb getragen, halb getrieben. Voll gespannter Erwartung harren wir der aufgehenden Sonne. In unvergleichlicher Schärfe zeichnen sich am Morgenhimmel die Linien der hoheitsvollen Berge. Grau und bleich sind die glatten Granitwände, die Schneeseiten der Berge, und geisterhaft erheben sich die starren Massen zu schwindelnder Höhe. Wir wagen kaum zu atmen. Ich höre Alfred flüstern:

Digitized by Google

„Sie kommt“, und die ersten Strahlen der Sonne gleiten in goldigen Tönen über das weiße Wolkenmeer. Eine unermeßliche Fläche erschillert. Wie die „Insel der Seligen“ schwimmt am Rande der Welt ein grünes Eiland. Hier steigt der Feuerball aus den Tiefen des Jenseits empor. Die gigantischen Berge, die noch eben in gespenstiger Blässe beinahe wesenlos aus dem Nebelmeere wuchsen, erglühen warm und rosig. Die golden leuchtenden Wolken werfen ihren Glanz über die ins Ungeheure wachsenden Gipfel, und ein duftiges Farbenspiel herrlich verschmelzender Töne vom tiefsten Rot, Orange, Gold und Rubin verwirrt, berückt uns. Wie zwei unüberwindliche Großkönige mit Vasallen und Heeresgefolge, liegen in stolzem Selbstbewußtsein die beiden Ketten des Mount Everest und des Kinchinjunga einander gegenüber; sie scheinen ihre Kräfte mit trotziger Ueberlegenheit zu messen.

Die unzugängliche Höhe des Gebirges, dessen äußere Umrisse so wunderbar präzis und scharf gegen den Himmel stehen, die ins Unendliche gedehnte Ferne, das alles verschlingende Wolkenmeer sind zwei mit nichts zu vergleichende Eindrücke, die durch stets wechselnde Beleuchtungseffekte noch gesteigert werden. Der ganze Anblick ist von solch grandioser Herrlichkeit, daß wir Tag um Tag diese Pracht mit nie sich mindernder Bewunderung immer wieder neu genießen.

Wir saßen lange an die Gebetssteine gelehnt und sahen ergriffen dem wilden Gewoge des Meeres unter uns zu. Die Sonne stieg höher und höher. Wolkenzüge lösen sich aus dem Nebelmeer, die sich verflüchtigen. Starre Felsen in zackiger Kahlheit, zu schmalen Kanten und Spitzen aufsteigende und jäh abstürzende Berge wachsen aus dem schwindenden Duft hervor. Wir überblicken ein Labyrinth von längeren und kürzeren parallellaufenden und sich kreuzenden Tälern. Wir sehen Gebirgszüge mit

Digitized by Google

wildromantischen Gipfeln und Abhängen, an denen sich die Wälder wie breite Samtbänder hinziehen.

Der Himâlaya, d. h. Schneewohnungen (von Hima = Frost, alaya = Haus — Sanskrit) legt sich in einer Länge von fünfzehnhundert Meilen (zweitausendfünfhundert Kilometer) säbelförmig um die nördliche Grenze Indiens. Er ist ein Urgebirge, Gneis und Granit sind das vorherrschende Gestein. — Man muß sich ihn als doppelten Gebirgszug, sozusagen als eine doppelte Bergmauer vorstellen, die sich von Osten nach Westen, von Kaschmir nach Kaschgar zieht. Die südlichere der beiden steigt zwanzigtausend Fuß = vier Meilen, steil von der Ebene Indiens auf und gipfelt im Kinchinjunga (28 176 Fuß) und Mount Everest (29 200 Fuß). Sie fällt nördlich in Täler und auf ein Hochland von dreizehntausend Fuß Höhe ab. Jenseits von diesem erhebt sich die zweite, nördliche Mauer, hinter der Tibet liegt. Zwischen den beiden so gebildeten Bergmauern sammeln sich in den ungeheuren Tälern die Wasser des Indus, Sutlej (spr. Sutletsch) und des Sangpu, die ihren Weg durch Schluchten und Klammen in das Punjab und nach Assam finden, wo der Sangpu den Namen Brahmaputra annimmt.

Ganz einfach ausgedrückt, steigt der Himâlaya aus der tiefliegenden Ebene Indiens auf und senkt sich jenseits zum Tafelland Tibet hinab, das eine Durchschnittshöhe von fünfzehntausend Fuß hat. Die höchsten Berge sind mit ewigem Schnee bedeckt und ungeheure, oft sechzig Meilen lange Gletscher schieben ihre Eismassen langsam zu Tal. Der Himâlaya staut und sammelt das Wasser und führt es der tropischen Ebene zu. Die mit Wasserdampf gesättigte Luft über dem Indischen Ozean wird durch den im Juni regelmäßig eintretenden Südwest-Monsum nordostwärts getragen, worauf dann die vom Landmann angstvoll erwartete Regenzeit eintritt, von deren Regelmäßigkeit die Ernte abhängt. Eine große Quantität der durch den Monsum

Digitized by Google

gebrachten feuchten Luft schlägt sich, während sie über Indiens heiße Ebenen hinzieht, nicht als Regen nieder, sondern wird gegen das Gebirge getrieben, das ihren Zug nach Norden unterbricht, ihre Feuchtigkeit als Regen oder Schnee aufnimmt. Nur wenig Feuchtigkeit dringt über die doppelte Gebirgskette hinüber, so daß, während auf den südlichen Ausläufern des Himâlaya die bedeutendste Menge Wasser der ganzen Welt niedergeht, auf der Nordseite der Bergmauer das große Plateau von Tibet fast gar keine Niederschläge zu verzeichnen hat. Die südlichen Abhänge des Himâlaya sind durch die starken Regengüsse teilweise sehr fruchtbar, doch reißen die wilden Ströme vielfach auch das Erdreich von der Oberfläche der Berge fort und lassen sie da kahl und weiß erscheinen. Dieses ganze Bergland ist ein System gigantischer Abgründe, eine Serie steil aufsteigender Berge, die in Täler, Schluchten und Flußbette jäh abstürzen.

Am Fuße des Himâlaya zieht sich ein Gürtel Tiefland, „das Tarai", entlang, ein ungesunder, fieberaushauchender Dschungel, nur von wilden Tieren und kleinen indischen Volksstämmen bewohnt. Mit dem Anstieg von je tausend Fuß fällt das Thermometer um einen Grad Reaumur. Jede Höhenlage hat ihre eigene Vegetation, und man kann dieselbe durch die Bäume und Pflanzen, die an Eigenarten grenzenlos sind, unfehlbar bestimmen. —

Mit dem Gebetplatz der Tibetaner war für uns der äußerste Punkt unserer Reise erreicht. Was haben wir in diesen drei Monaten, die wir ferne „von Europens übertünchter Höflichkeit" verbrachten, nicht alles erlebt und gesehen! Jahre scheinen mir in dieser kurzen Zeit entschwunden zu sein.

Im Bungalow von Phallut werden wir mit Ungeduld erwartet; die Kulis wollen fort, und das Frühstück steht bereit. Nadar Sadar, unser Führer, blickt finster. Wir packen, wir frühstücken, schnell steige ich in die Dandy

Digitized by Google

und im Trab geht es hinab in die Tiefe. Ich biß auf die Zähne, um nicht zu schreien, denn ich hatte heillose Angst, die Kulis könnten mich dann vor Schrecken hinwerfen, oder wir könnten in einer Felsspalte stecken bleiben, zwischen denen der Weg in so kurzen Biegungen hindurchführt, daß man sie bei dem schnellen Tempo nur mit der äußersten Aufmerksamkeit zu passieren vermag. Wie oft ich hängen geblieben bin, zeigten die Fetzen und Löcher meiner Dandy und das ächzende Krachen des ganzen Gestells.

Unsere Leute sind merkwürdig genügsam. Ich leide Qualen, wenn wir uns an einem Waldrand zum Tiffin setzen, das der guide unter Bewachung eines hungrigen Kulis an bestimmter Stelle zur festgesetzten Stunde auftischen läßt. Wie gerne würde ich mit den armen Leuten teilen. Aber ich habe meist selbst nur ein Ei, zwei Hühnerflügel und eine Orange. Bloß vom Brot können wir ihnen geben und selbst da trifft kaum ein Bissen auf den einzelnen.

Ungeduldig steht der Führer, der wie gewöhnlich, vorausgeeilt, auf der Schwelle des Bungalow von Sindukphu, als wir endlich um halb vier Uhr angetrabt kommen. Der Sturm begann bereits wieder zu toben, und ich begreife jetzt, warum Nadar so streng darauf hält, daß wir pünktlich im Quartier eintreffen. Ein Marsch in späterer Stunde wäre unmöglich.

Hier in Sindukphu müssen wir von den herrlichen Eiszacken des Mount Everest Abschied nehmen. In bläulich bleiernem Licht liegen die Riesen starr und erhaben da. Schwere Schatten ruhen auf den bewaldeten Bergen. Der Aussichtspunkt gleicht heute einem schroffen, ins Meer hinausragenden Felsenriff, an dessen Wänden die Brandung mächtig zu uns empor zu spritzen scheint. In den Bäumen braust rasender Sturm. Es tobt und tönt wie sich überstürzende Wellen, so daß wir uns auf hoher See dünken. Weiter und weiter wälzen sich die Nebelwogen und ver-

Digitized by Google

schwimmen in einem leuchtenden, ruhigen Strom. Die Sonne bricht durch die Sturmwolken und sinkt hinter den Horizont. Ein Opalglanz gleitet über die von uns fortströmende Flut, die Berge erröten in purpurnen Tinten, das Zwielicht löst sich in grünlichen, geisterhaft verblassenden Schimmer auf. Aschfahl zieht die Dämmerung herauf. Aus den Tälern steigen Nebel und verschleiern unsern Augen wohl für immer das unvergleichlich schöne Bild.

18. Januar. Heute heizte Nadar Sadár in höchst eigener Person ein und machte ein so großes Feuer, daß wir uns dem Kamin nicht nähern können. Wir beginnen eine lange Wanderschaft. Während zwei Stunden geht es steil abwärts, aber ich besteige die Dandy nicht. Die Gegend, die wir durchziehen, gleicht einem ungeheuren Park voll hochragender Bäume, herrlicher Sträucher, „ferntrees“ und zierlicher Gold- und Silberfarne aller Art. Jedesmal, wenn ich zu Fuß gehe, folgt mir ein Kuli und läßt mich nicht aus den Augen, hält mich am Rocksaum, wenn ich ausgleite, und tritt vor mich hin, wenn es mich gelüstet, in einen Abgrund zu blicken. Er scheint für mich haftbar zu sein.

Im Tongluer Bungalow haben die Anstreicher auch gewütet. Alles trieft von Oelfarbe, und die Fensterscheiben sind zerbrochen. Auf dem Speisetisch liegt ein schön geschriebener Beschwerdebrief über „gestohlenes Holz“, das die armen Kulis vorgestern zum Kochen ihres Reises gebraucht haben. Der Herr Forstmeister verlangt zwölf Annas Entschädigung, doch als wir die Bezahlung ablehnen, verschwindet der Brief auf unerklärliche Weise von dem Tisch. Es war dies wohl ein Erpressungs- und „Mahatmastreich“ zugleich. Der Abend verlief im Wettkampf um ein brennendes Feuer. Alfred saß vor einem, ich vor dem andern Kamin; wir bliesen und pusteten in die zischende Glut, aber das feuchte Holz siedet nur, es brennt

Digitized by Google

nicht. Verzweifelt rufen wir uns zu: „Brennt dein Feuer?“ und jedes antwortet trostlos: „Das meine verlöscht!“ Zitternd vor Frost gehen wir zu Bett.

19. Januar. Der letzte Tag unserer Tour zeigt die Berge noch einmal in ihrer ganzen Pracht. Schnell und schneller geht es abwärts. Die Kulis sind kaum mehr aufzuhalten. Ihre fröhlichen Weisen klingen wie Trutz- und Schelmenlieder. Sie singen sich gegenseitig Verse zu, nach jeder Strophe folgt mutwilliges Gelächter. Die Melodie ist wohllautend, der Text scheint improvisiert zu sein. Kurz vor Darjeeling ließ ich mich nochmals zu Boden setzen und verteilte unter meine „Acht“ die nicht im Kontrakt ausgemachten Trinkgelder. Denn so trefflich unser guide als Reisemarschall ist, so habgierig ist er auch, und er würde zweifellos von den Leuten Prozente verlangen, wüßte er von diesem „Bocksis“.

Bei unserer Heimkehr finden wir vor dem Hotel Charle in eine Decke gehüllt und Johanna in ein halb Dutzend bunte Tücher gewickelt. Sie warten, den Blick auf die Straße gerichtet, seit fünf Tagen auf unsere Rückkehr. Beide sind blau vor Kälte und Hunger. Der Boy hat gleich am ersten Tage sein Geld vertrunken, die Aya dasselbe in einem halben Dutzend Ringen angelegt, die ihr die schwarzen Pfoten zieren.

Die Tour hat mit Getränk alles in allem 265 Rupien gekostet. Doch kann man sie ganz gewiß erheblich billiger machen.

21. Januar. Nach einem Tag der Ruhe in Darjeeling, reisen wir heute nach Kalkutta. Die Talfahrt ist prachtvoll, der Kinchinjunga thront in wolkenlosem Glanz in Himmelshöhe und macht uns den Abschied sehr schwer.

In den Lichtungen des Urwaldes sehen wir die Blockhäuser hell erleuchtet. Die Fenster und Türen stehen weit


Digitized by Google

offen. Die Tische sind zum Dinner weiß gedeckt, und das Innere dieser Urwaldwohnungen sieht einladend und behaglich aus.

Vier deutsche Herren fahren mit uns im Zuge. Ihrem anmaßenden Benehmen verdanken wir es, einen einzigen unwirschen Stationsvorstand in Indien kennen gelernt zu haben. Offen erklärte er mir, daß das herrische Auftreten dieser aus China zurückkehrenden deutschen Offiziere ihn zwänge, seine Vorschriften streng auszuführen, was zum Resultat hatte, daß man uns trennte, d. h. in Herren- und Damencoupés unterbrachte.

22. Januar. Mittags trafen wir in Kalkuttá ein. Wir fanden Graf Lippe vor dem Hotel promenierend und uns erwartend. Kalkutta machte bei diesem unserm zweiten Besuch einen nicht minder unsympathischen Eindruck als das erste Mal. Am liebsten wären wir gleich weiter gereist, allein, der Abstecher in den Himâlaya hatte mich doch so sehr ermüdet, daß ich eines Ruhetages dringend bedurfte.

Das Hotel war durch die mittlerweile vom Durbar eingetroffenen Gäste überfüllt, und das für uns reservierte „Appartement" läßt sich kaum beschreiben. Es ist staunenswert, wie das schlechteste Zimmer hier in Indien immer noch durch ein viel schlechteres übertroffen werden kann. Diesmal liegt unser Wohnraum unterhalb des Straßenniveaus an einer meterbreiten Gosse, in die das Abwasser sämtlicher Bäder fließt. Das Badekabinett ist ein dreieckiges Loch, in dem eine verrostete, übelriechende Wanne steht; die Scheiben der Glastür, die in das finstere Eck führt, sind zerbrochen, und ein zerfetzter, roter, speckiger Vorhang soll den ekelhaften Geruch abhalten, der aus dieser „Toilette" dringt. Doch nicht genug mit dieser Nachbarschaft. Auch die „frische" Luft, die durchs Fenster kommt, ist erbärmlich. Das in der Sonne den ganzen Tag ver-

Digitized by Google

dunstende schmutzige Badewasser sendet seine Miasmen ins Zimmer, und der Rauch der Verbrennungsstätten, der bei gutem Wetter durch den Wind über die Stadt getrieben wird, verpestet die Atmosphäre. Ruhe kann man hier nicht finden. Vor der Tür, deren Flügel immer halb offen stehen — hierzulande wird nie eine Tür geschlossen —, toben die Kinder des ganzen Hotels mit ihren Ayas und Boys; neben mir wohnt ein streitlustiges Ehepaar, und wenn der zanksüchtige Gatte fort ist, schnattert ein Dutzend Weiber. Das entsetzlichste von allem sind aber die grauköpfigen Aasraben, die, abgesehen von den dunkelsten Stunden der Nacht, ein Geschrei zum Wahnsinnigwerden vollführen. Als Singstimme zu diesem Orchester erklingt der mißtönende scharfe Triller eines kleinen grauen Vogels, der im Gebüsch seinen unangenehmen Ruf ausstößt. Die Nacht ist qualvoll. Es kläffen die Hunde; ein Mensch mit idiotischem Lachen reizt sie, und das Bellen nimmt kein Ende. Um fünf Uhr morgens stellt sich ein halbes Dutzend Männer an unser Fenster, um die Gasse zu kehren. Wahrscheinlich unterhalten sie sich ganz friedlich, aber es klingt, als rauften sie sich auf Tod und Leben. Für dieses Zimmer, in das eben ein Kerl durchs Fenster einsteigen will, um sich den Weg ums Haus herum zu ersparen, zahlen wir täglich mit Pension fünfundzwanzig Mark.

24. Januar. Alfred hat seit gestern Neuralgie und leidet sehr. Er zeigt deshalb wenig Lust, den Abstecher nach Puri zu machen. Doch wie könnten wir die Koromandelküste entlang fahren, ohne Jagannath zu besuchen? Was würde Professor von Brentano dazu sagen, der mir so enthusiastisch von diesem grandiosen Heiligtume erzählte? Abfahrt nach Puri abends neun Uhr.

25. Januar. Die in der Eisenbahn verbrachte Nacht verlief höchst unangenehm. Es war verhältnismäßig kalt,


Digitized by Google

und wir froren sehr, bis wir schließlich bemerkten, daß unsere Coupétür weit offen stand. Das Summen und Stechen der Moskitos quälte, der Zug hatte einen ruckweisen Gang, die Pfiffe der Lokomotive gellten wie das Alarmsignal eines untergehenden Schiffes, kurz, wir konnten keinen Augenblick schlafen.

Morgens um zehn Uhr treffen wir in „Khurda Road" ein, wo die Bahn nach Puri abzweigt. Hier erwartet uns die „stille Pauline", wie Graf Lippe den Zug der Nebenlinie nennt, der sich nach langem Zögern in schleichende Bewegung setzt. Er ist aus den ältesten Wagen von ganz Indien zusammengestellt, die alle unbequem und sehr schmutzig sind. Wir fahren durch eine üppige Landschaft. Ein smaragdgrüner Schimmer bedeckt die Felder; der Reis dringt samtweich durch die Erde; ungeheure Bananen bilden herrliche Gruppen. Palmenalleen ziehen sich in die Ferne. Am Bahndamm liegen größere und kleinere Tanks. Sie sind wie mit einem bunten Teppich überzogen. Eine tiefgrüne Blattfülle bedeckt das Wasser, auf der weiße und rote Lotosblumen auf langen Stengeln schwanken. Am Ufer stehen merkwürdige Gebüsche. Wir glauben Magnolienbäume in voller Blüte zu sehen, doch sind es große Sträucher, auf denen Dutzende von weißen Zwergstörchen oder wilden Gänsen sitzen, die wie schlanke Blumen erscheinen. Die großen Tanks bilden die Badeplätze der Pilger. Das Wasser ist gelb und schlammig. Krokodile strecken ihre breiten Köpfe daraus empor und sonnen sich die heiligen Nasen. Alles ist hierzulande heilig, ob es vier, zwei oder gar keine Beine hat: Kühe, Hunde, Affen, Tauben, Schlangen usw.

Wenn zur Zeit der großen Feste im Juni oder Juli ganz Indien seine Pilgerscharen über Puri ergießt, so müssen die Büßer, ehe sie die heilige Stadt betreten, eine „Purifikation" durchmachen. Sie nehmen in einem dieser gelben Teiche das Seele und Körper reinigende Bad und

Digitized by Google

betrachten es als eine ganz besondere Gnade der Vorsehung, von einem der göttlichen Krokodile verschlungen zu werden.

Mit drei Stunden Verspätung erreichten wir, statt um neun Uhr, um zwölf Uhr halb verhungert unser Ziel. Die Bahnstrecke ist erst seit kurzem eröffnet und wird von Europäern wenig benutzt. Sie reisen meist zu Wasser von Kalkutta nach Südindien. Der Bahnhof von Puri, wenn man die eingezäunte große Fläche so bezeichnen darf, deutet auf einen Verkehr hin, wie man sich ihn bei uns nicht vorstellen kann. Die einzelnen Perrons sind so breit wie die Maximiliansstraße in München. Hinter einem kleinen Häuschen, in dem die Billette verausgabt werden, vor einem riesigen Holzgitter, stehen ein paar Ochsenkarren und Droschken vierter Güte. Wir kriechen in eine, die Dienerschaft in eine andere dieser Fahrgelegenheiten und ziehen los; aber wie langsam kommen wir vorwärts. Damit wir das linke Rad unserer Droschke nicht verlieren, muß ein Mann nebenher laufen, um es immer wieder einzuschieben.

Die Straßen sind wie mit feinem rotem Sand bestreut, da alles hier Lateritboden ist. Hohe Kaktushecken und schattige Bäume stehen längs derselben. Eingeborene von gelber Hautfarbe bilden Spalier. Sie sind teils bekleidet, teils nackt; manche sehen mit ihren Tropenhelmen und Sonnenschirmen wie Indianer aus.

Wir nähern uns dem Meere und versinken mehr und mehr in den tiefen Sand. Das Bungalow wird in der Ferne als weißer Punkt sichtbar. Doch schon von weitem gibt man uns durch Zeichen zu verstehen, daß es besetzt ist. Halbtot vor Müdigkeit, Hitze, Hunger und Durst — wir hatten nicht gefrühstückt — lassen wir uns nicht abweisen und halten vor dem Bungalow.

Die Benutzung eines Bungalow ist jedem Reisenden nur vierundzwanzig Stunden lang gestattet. Nach dieser Zeit muß es unweigerlich geräumt werden, wenn neue Reisende kommen. Die Herren gehen ins Haus, um sich zu orien-

Digitized by Google

tieren, doch kommen sie alsbald wieder heraus und erklären mißvergnügt: „Da liegt einer im Bett.“ Ein riesiger Hunger gibt mir Mut. Ich klettere aus dem Wagen und trete ins Haus. Ja, da liegt einer im Bett und wendet mir sein zitronengelbes Gesicht mit ein paar großen, tiefschwarzen Fieberaugen zu. Ich denke, der Mann hat die Pest, aber er hatte nur ein Seebad genommen und pflegte der Ruhe.

Alle Europäer sehen hier leidend aus. Das elende Aussehen des Engländers stimmte mich milder. Ich war geneigt, zu unterhandeln, ihn ungestört zu lassen, wenn er uns etwas zu essen geben würde. Doch davon wollte er nichts hören. Wir sollten in das Bungalow für „Zivil und Militär“ gehen, er hätte nichts für uns und kaum etwas für sich selbst. Nun war meine Nachsicht erschöpft! „Wie lange wohnen Sie denn eigentlich schon hier?“ fragte ich ihn. „Oah, Oah, well — — I think you have the right to turn me out! I have been here for more then twentyfour hours! I 'll look for some food“, womit er sich erhob, sich mit seiner Reisedecke drapierte, die ihn aber nur teilweise bedeckte, da sein kurzes Röckchen knapp bis zu den Hüften reichte. Die Rückansicht völlig entblößt, verschwand der Herr auf zwei gelben Beinen im Nebengelaß, aus dem er nach ein paar Augenblicken europäisch gekleidet wieder erschien. Er forderte uns auf, am Tische Platz zu nehmen, und ließ uns durch seinen Boy servieren, was er selbst hatte, einen Rest Büchsenhummer, Schinken, ein paar kalte Kartoffeln, Käse, ein wenig Kuchen, Tee, Whisky, Sodawasser. Ich merkte sehr bald, daß wir Gastfreundschaft genossen und diesen minimalen Vorräten nur bescheiden zusprechen durften.

Mr. Lee ist seit fünf Jahren Beamter in Madras und verbringt hier seinen Urlaub mit Tigerjagd. Das für solche Zwecke vorgesehene Dack Bungalow für „Zivil und Militär“ ist nicht in Betrieb, und da nur ganz selten ein Europäer sich im Laufe des Jahres nach Puri ver-


Digitized by Google

irrt, machte er sichs in dem Bungalow für „Reisende“ bequem. Nach dem freundlichen Entgegenkommen, das uns Mr. Lee bewiesen, entschlossen wir uns, seinen Frieden fürder nicht zu stören, und trennten uns mit dankbarem Händeschütteln von ihm. Froh, etwas gegessen zu haben, und beruhigt durch sein Versprechen, für unsere weitere Ernährung Sorge tragen zu wollen, verfügten wir uns in das verlassene Regierungs-Bungalow. Dieses hat keine Küche, nur zwei Betten und ist sehr verwahrlost. Zum erstenmal auf der Reise mußten wir unser Feldbett aufschlagen. Bis zur Rückkehr unserer Dienerschaft, die wir zum Essen in die Stadt geschickt hatten, wollten wir ein bißchen ausruhen. Aber von Schlummer konnte keine Rede sein, denn das ganze Haus war mit Millionen von Moskitos angefüllt. Um ihnen zu entfliehen, setzten wir uns auf die Stufen vor das Haus. Hier genossen wir den schönen Blick auf den Bengalischen Meerbusen, dessen gewaltige Brandung das „gelobte Land“ des Hindu, das heilige Orissa, umspült.

Auf Puri, die Hauptstadt von Orissa, hat sich seit Jahrhunderten die nationale Verehrung für heilige Plätze konzentriert. Das Heiligtum von Puri ist einer Inkarnation Vishnus, dem Gotte Jagannath geweiht. Milde und gütig, ist er der Gott des Volkes. Seine Lehre verkündet die Gleichheit aller Menschen vor Gott, und in dem Sakrament der gemeinsamen Speisung der Pilger im Tempel symbolisiert sich dieser schöne Gedanke.

„Ihm ist keiner der Geringste —
Wer sich mit gelähmten Gliedern,
Sich mit wild verstörtem Geiste,
Düster, ohne Hilf und Rettung,
Sei er Brahme, sei er Paria,
Mit dem Blick nach oben kehrt,
Wird's empfinden, wird's erfahren;
Dort erglühen tausend Augen,
Ruhend lauschen tausend Ohren,
Denen nichts verborgen bleibt.“

Digitized by Google

Aber nicht nur jede Kluft der Kasten überbrückt die Heiligkeit des Gottes Jagannath, sondern auch die der Rassen und der Religionen. Ob Hindu, ob Mohammedaner oder Christ, gilt Vishnu Jagannath gleich. Alle Formen des indischen Glaubens und jede Auffassung der Gottheit umschließt seine Lehre. Niemand ist zu hoch, niemand zu niedrig, als daß er nicht im Tempel von Jagannath Zutritt hätte. Jede Gesinnung findet hier ihre Heimstätte. Selbst ein Christ soll einstmals zu der heiligen Speisung zugelassen worden sein. — Heute wird nicht mehr nach dieser hohen Lehre gelebt und gehandelt. Sie ist durch die Spekulation der Priesterschaft in kleinlichen, intoleranten Formalismus verfallen.

Auf diesen weltabgeschiedenen Gestaden fand auch einst der aus Hindustan verbannte Glaube an Buddha seine Zufluchtsstätte, und der Zahn des Gründers dieser hohen Lehre lag während vieler Jahrhunderte als Heiligtum im Schutze des Gottes Jagannath, ehe er nach Ceylon verbracht wurde.

Ungeduldig warten wir auf die Rückkehr unserer Leute, die endlich um drei Uhr höchst bequem in einem Wagen angefahren kommen. Wir eilen, unsern Rumpelkasten zu besteigen, gespannt, den heiligen Tempel zu sehen, hoffend, ihn wie die Pagoden Südindiens betreten zu dürfen.

Die Stadt Puri liegt etwa eine halbe Stunde landeinwärts. Sechstausenddreihundertdreiundsechzig Häuser — ich habe sie nicht gezählt — gruppieren sich mit zweiundzwanzigtausend Einwohnern, wovon neuntausendzweihundert Brahminen sind, um den Tempel. Fünftausendfünfhundert dieser kleinen Bauten sind Fremdenhäuser, die zur Zeit der Feste neunzigtausend bis hunderttausend Menschen beherbergen sollen. Es kommen also ungefähr achtzig Personen auf eine dieser Mausefallen, die aus drei fensterlosen, kleinen Zellen bestehen, und in denen gewöhnlich eine Temperatur bis zu dreiunddreißig Grad Reaumur

Digitized by Google

herrschen soll, welche aber nie unter fünfundzwanzig Grad Reaumur sinkt.

Durch eine enge Straße gelangen wir zum Tempel. Auf dem großen Platz, der sich vor dem Löwentor erstreckt, erhebt sich eine hohe Säule, ein Monolith. Aruna, die Dämmerung, lehnt sich daran. Es ist das einzige Kunstwerk in Puri, aber es verdient kaum Beachtung. Ich nahe mich dem Hauptportal des Tempels. Zuversichtlich schreite ich auf das Tor zu. Achtlos trete ich auf eine große, schwarze Steinplatte, die den Stufen zum Portale vorgelegt ist. Ein Schrei des Entsetzens geht durch die Menge, die hier auf „Gnaden" wartet. Hundert dürre Arme strecken sich wildflehend gegen mich aus, gräßliche Krüppel hüpfen, rutschen und kriechen mit ihren verstümmelten Leibern von allen Seiten auf mich zu und verlegen mir den Weg. Nackte Riesen heben drohend die Faust, und ein gewaltiger schwarzer Stier wird mir entgegengetrieben, um mich von dem heiligen Stein zu verjagen. Um nicht zerrissen zu werden, fliehe und flüchte ich zu meinen beiden Herren, die in vorsichtiger Weisheit sich mit der Besichtigung der Mauer begnügten, welche den Tempel umschließt.

Was soll ich nun vom Tempel erzählen, was habe ich selbst gesehen, was habe ich in dem glänzenden Werk über „Orissa" von W. W. Hunter gelesen?

Ich sah eine sechs Meter hohe, sehr graue Mauer, die ein Viereck von sechshundertachtzig zu sechshundertzweiundfünfzig Fuß umgibt, in das ich aber nicht hineinsehen konnte. Ich sah die Mauer, über die hinweg der konische Turm ragt, welcher das Heiligtum bezeichnet. Er ist einhundertzweiundsiebzig Fuß hoch, gleicht einem schön geschnitzten Zuckerhut, den die Zeit geschwärzt hat, und ist mit dem mystischen Rad und der Flagge Vishnus gekrönt. In das durch die Mauer gebildete Viereck sollen einhundertzwanzig Schreine eingebaut sein, die den verschiedenen Ver-

Digitized by Google

körperungen gewidmet sind, in denen die Phantasie des Hindu sich ihren Gott vorstellt. Der Tempel des Jagannath besteht, wie in „Orissa" zu lesen ist, aus vier Räumen. Erstens aus der Halle der Opfer, in denen die großen Speisungen der Pilger stattfinden; zweitens aus der Säulenhalle für Musikanten und Tänzerinnen; drittens aus der Audienzhalle, durch welche die Pilger defilieren, um den Gott zu erschauen, und viertens aus dem Heiligtum, das von dem konischen Turm überragt wird, und in dem, reich geschmückt, Jagannath mit seinem Bruder Balabhadra und seiner Schwester Subhadra thront. Die Götterbildnisse sind rohe Holzklötze und geben die menschliche Gestalt von der Taille aufwärts ohne Arme notdürftig wieder. Zu gewissen Feierlichkeiten befestigen die Priester goldene Hände an die Armstümpfe, welche aus den Schultern des Jagannath vorstehen. Sie erklären den Mangel der Hände damit, daß der „Herr der Welt" weder Arme noch Füße brauche, um zu regieren. Anders freilich und mit phantastischer Ausschmückung berichtet die Legende:

Im goldenen Zeitalter suchten die Menschen nach dem Gotte Vishnu. Deshalb sandte auch ein guter König Indravymna seine Brahminen nach allen Himmelsrichtungen aus, um ihn zu suchen. Alle Brahminen kehrten zurück, nur jener, der nach Osten gezogen war, kehrte nicht heim. Er war nach Orissa gekommen und bei einem Vogelsteller eingekehrt. Nun hatte aber Bassu, wie der Vogelsteller hieß, eine Tochter, und als er sah, daß der Fremdling ein Brahmine war, zwang er ihn, seine Tochter zu heiraten. Bassu war ein Diener des Jagannath, des „Herrn der Welt". Täglich ging er hinaus in den Dschungel, um im geheimen seinem Gotte zu opfern. Eines Morgens aber ließ er sich durch die Bitten seiner Tochter erweichen und nahm den Brahminen mit, doch nicht, ohne ihm vorher die Augen verbunden zu haben, damit er sich wohl dem Gotte nahen könne, aber die Stätte nie wieder fände, an

Digitized by Google

der er ihn erschaut. Klug und vorsichtig versah die Tochter ihren Gatten heimlich mit einem Sack Senfsamen, damit er die Körner fallen lasse und so den Weg zum Gotte zurückfände. Tief im Walde angelangt, nahm der Vater dem Brahminen die Binde von den Augen, und er erblickte in der Gestalt eines „blauen Steinbildes" den Gott Jagannath. Während sich der Alte entfernte, um Blumen für das Opfer zu suchen, betete der Brahmine inbrünstig zum „Herrn der Welt". Da fiel plötzlich eine Krähe, die sich auf einem Ast gewiegt hatte, vor dem Bild nieder, verwandelte sich in einen herrlich leuchtenden Vogel und schwang sich aufwärts in den Himmel Vishnus. Der Brahmine, erkennend, wie leicht es war, von dieser heiligen Stätte aus die ewige Seligkeit zu erreichen, wollte dem Beispiel des Vogels folgen. Doch da erklang eine Stimme: „Halt, Brahmine, trage noch vorher die hohe Kunde davon, daß du den „Herrn der Welt" gefunden hast, zu deinem König." Nun kam der Vogelsteller mit seinen Opferspenden zurück. Doch wehe, der Gott erschien ihm nicht mehr. Nur eine Stimme sprach: „Ach, mein treuer Knecht, deine Blumen und Früchte des Dschungels habe ich satt. Mich gelüstet nach gekochtem Reis und Süßigkeit, nicht länger wirst du mich in der Gestalt des ‚blauen Steines' erblicken." Betrübt ging der Vogelsteller nach Hause, und von dem Tage an erschien der „blaue Gott" dem armen Volk der alten Welt nicht mehr. Der Brahmine zog zu seinem König zurück und überbrachte ihm die Botschaft des Gottes. Der König rüstete ein großes Heer und zog nach den blauen Bergen in Orissa. Stolz rief der Fürst: „Wer ist mir gleich, mir, den der Herr der Welt auserkoren hat, ihm einen Tempel zu bauen und der Menschheit seinen Namen zu verkünden!" Diese Worte hörte der Gott Jagannath, und er ergrimmte über den Hochmut des Mannes. Zornig sprach er: „O König, ja, du wirst den Tempel bauen, doch mein Antlitz wirst du niemals schauen." —

Digitized by Google

Zur selbigen Stunde verschwand das blaue Götterbild von der Erde.

Der König baute den Tempel, doch den Gott sah er niemals. Tief bekümmert ging er hinauf in den Himmel, um Brahma zu bitten, daß dieser den Tempel weihe. Aber Brahma verrichtete gerade seine Gebete und durfte nicht gestört werden. Nun aber dauert seine Andacht neunhundert Jahre nach menschlicher Zeitrechnung, und während Indrayumna im Himmel wartete, regierten auf Erden viele andere Könige. Die Stadt, die er um den Tempel erbaut hatte, war verfallen und der Tempel im Treibsand begraben.

Eines Tages aber, als der König, der jetzt auf Erden regierte, am Strande spazieren ritt, strauchelte sein Pferd über die Zinnen des versunkenen und vergessenen Heiligtums. Er ließ es ausgraben. Herrlich und unberührt wie am Tage der Erbauung stand der Tempel des Jagännath vor ihm.

Als nun Brahma mit seinem Gebete fertig war und vom Himmel mit Indrayumna herabkam, um den Tempel zu weihen, erklärte der jetzige König der Stadt den Tempel für sein eigenes Werk. Allein Brahma verlangte Beweise für diese Behauptung und befahl vor allem die Krähe zum Zeugen. Aber die Krähe war eben mit ihren Andachten beschäftigt und erwiderte: „Wer bist du, der mich ruft?“ „Ich bin es, Brahma, der Herr der Veden, und du armseliger Aasvogel wagst es, meinen Ruf zu verachten?“ Da sagte die alte Krähe: „Welcher Brahmā bist du? Ich habe Tausende von Brahmas entstehen und vergehen sehen, deren Lebensdauer nicht mehr bedeutet als fünf Tage meines Daseins. Du bist von gestern, geboren aus Vishnu, und du willst mir befehlen?“ Da verlegte sich Brahma aufs Bitten, und die Krähe sagte ihm, daß Indrayumna der Erbauer des Tempels sei. Trotz alledem aber fand Indrayumna den Gott Jägännäth nicht,

Digitized by Google

und er betete und kasteite sich und flehte so lange, bis der „Herr der Welt“ ihm im Gesicht erschien und ihm sein Bild zeigte, das in Gestalt eines Holzklotzes vom Meer ans Land gespült worden war, aus dem er hervorragte. Darauf versammelte der König alle Zimmerleute des Landes, um durch sie aus dem Holzklotz das Bild des Gottes herstellen zu lassen. Doch der Meißel zersprang, und der Hammer verfehlte den Schlag. Schließlich erschien Gott Vishnu selbst in der Gestalt eines alten Zimmermanns und bewies seine Göttlichkeit durch Zeichen und Wunder. Da schloß ihn der König in den Tempel ein und schwur, daß kein Mensch den Tempel während einundzwanzig Tagen betreten dürfe, so lange, bis er aus dem Holzklotze den Gott Jagannath gemeißelt habe. Aber die Königin verlangte das Antlitz Vishnus zu sehen, damit er sie fruchtbar mache, und sie überredete ihren Gemahl, sie einzulassen. Der König öffnete die Tür vor der abgelaufenen Zeit, da verschwand Vishnu, und sie fanden nur drei Brustbilder, die den Gott Jagannath selbst, seinen Bruder und seine Schwester darstellten. Jagannath und sein Bruder aber hatten nur kurze Stümpfe als Arme, während diese seiner Schwester ganz fehlten.

In solcher Darstellung werden die Gottheiten heutigen Tages noch angebetet und verkauft. In eine kohlenartige schwarze Masse eingepreßt, ähneln die drei Fratzen kindisch geschnitzten Nußknackern. Wenn auch behauptet wird, daß diese Götterbilder noch die alten, aus dem goldenen Zeitalter stammenden Kunstwerke seien, so ist der Tempel, den wir heute sehen, jedenfalls nicht mehr das Werk des sagenhaften Königs, sondern wurde, nach geschichtlicher Feststellung 1198 von Anjanka-Bhima (Anang-Bhim-Deo) dem Herrn der Elefanten und König von Orissa, erbaut. Vierzehn Jahre wurde an dem Tempel gearbeitet. Die Kosten beliefen sich auf eine halbe Million Pfund Sterling.



Digitized by Google

Die breite Straße, welche der hohen schwarzen Mauer entlang um den Tempel herumläuft, mündet in die Avenue, die, doppelt so breit wie die Ludwigstraße in München, kerzengerade nach dem „Gartenhaus" des Gottes Jagannath führt.

Der Herr von Jagannath ist luxuriös ausgestattet. Denn nicht nur, daß der König von Orissa, jetzt Radja von Khurda, als Repräsentant des alten königlichen Hauses seine religiöse Demut in den Titel: „erblicher sweeper*) von Jagannath" zum Ausdruck bringt, so verfügt der Gott auch über einen großartigen Hofstaat. Seine persönliche Bedienung bilden sechsunddreißig Orden, die in siebenundneunzig Klassen geteilt sind. Da gibt es Kammerherren des Idols, die ihn schmücken, Diener, die den Gott zu Bette legen, anziehen, ihn baden und, was eine ganz besondere Ehre ist, ihn täglich viermal füttern. Während der Gott seine Mahlzeiten hält, wird das Löwentor geschlossen. Die Büßer und Pilger stehen davor, schwingen mächtige Fächer und singen Loblieder, während in der Säulenhalle Tänzerinnen in „schwebenden Reigen" den Gott unterhalten dürfen.

Ehe wir die Avenue, die zum Gartenhaus führt, betreten, wird uns ein großes, erhöht liegendes Wasserreservoir gezeigt. Dies ist die Badewanne der Götterbilder. In dieser werden sie alljährlich mit großem Pomp gebadet. Zu dieser Feierlichkeit sind den drei „Nußknackern" Elefantenrüssel an den Nasen befestigt. Es soll ihnen hierdurch das Aussehen von Ganesha, dem Gott der Urbevölkerung, gegeben werden. Nicht weit von dieser Stelle liegt auch der Platz, auf dem das Fest der „Geburt des Gottes Jagannath" gefeiert wird. Ein seltsames Schauspiel, das je nach der Gesinnung der Beteiligten sehr obszön oder

*) sweeper, d. h. Kehrer, ist in Indien derjenige, welcher die niedrigsten und schmutzigsten Dienstleistungen verrichtet.

Digitized by Google

auch sehr mystisch wirken kann, denn die Zeremonie der göttlichen Geburt wird ganz realistisch dargestellt. Ein Priester fungiert als Vater, und eine Bajadere stellt die Mutter des Gottes dar, die ihn zur Welt bringt.

Die breite, rote Prozessionsstraße nach dem göttlichen Gartenhaus ist in ihrer ganzen Länge von kleinen Fremdenhäusern und Buden begrenzt, in denen heilige Bilder, Reliquien, Rosenkränze, Abdrücke des Fußes von Buddha und dergleichen mehr verkauft werden. Am Anfang der Straße liegt die Remise des Festwagens. Sie ist allerdings nur ein kleiner Hof, und auch vom Festwagen sind bloß die sechzehn Riesenräder zu sehen. Der Wagen, der eine Höhe von fünfundvierzig und eine Breite von fünfunddreißig Fuß hat, wird nämlich erst bei seinem Bedarf im Juni oder Juli, je nachdem das Fest fällt, zusammengezimmert.

Der Festzug des Jagannath ist das große Ereignis des Jahres. Der Gebrauch scheint älter als die Erbauung des Tempels (1175). Es war wohl ursprünglich ein buddhistisches Fest, bei dem der Zahn des Buddha herumgetragen wurde, wenigstens beschreibt ein chinesischer Reisender im fünften Jahrhundert nach Christi Geburt, Fa Hiam, den Festzug so genau, daß der heutige tatsächlich eine Kopie des alten zu sein scheint.

Wenn der Gott Jagannath, „der Lotosäugige", auf dem Wagen Platz genommen hat, wirft sich die tausendköpfige Menge zu Boden und neigt das Haupt in den Staub. Wie aus einer Kehle erschallt des Volkes Jubelruf, und unter auf- und abschwellendem Gesang ziehen die Büßer das auf Räder gestellte Gebäude die breite Straße hinab zum Landhaus des Gottes. Musik ertönt, Trommeln und Pauken dröhnen, Zymbeln klingen, Priester predigen oder brüllen mit rohen Gebärden zweideutige Anspielungen vom Wagen herab, die von der Menge mit wieherndem Gelächter aufgenommen werden. Und so kämpft sich die dichte Masse mit ihrer schweren Last ruckweise vorwärts, zerrend,

Digitized by Google

schleppend und schwitzend, schreiend und springend, singend, betend und fluchend. Die Entfernung bis zu der Sommervilla beträgt kaum eine Meile, aber die Räder sinken tief in den Staub, und die „Reise" dauert mehrere Tage. Nach wenigen Stunden angestrengter Arbeit und wilder Aufregung in der tropischen Junisonne folgt die Reaktion. Der Eifer der Pilger erlahmt, und ehe noch das Landhaus erreicht ist, steht der Monstrekarren verlassen da, der jetzt unter Aechzen und Stöhnen von den professionellen Wagenziehern zum Landhaus gebracht wird. Es sind Bauern aus der Umgegend, die gegen freie Station während der Festzeit diese schwere Arbeit leisten. Ist der Gott in seinem Gartenhaus einquartiert, so ist auch der Enthusiasmus der Pilger verflogen, und brächten ihn die viertausendsechshundert professionellen Karrenzieher nicht wieder zurück, er bliebe zweifellos dauernd in der Sommerfrische.

Daß bei dieser Prozession fanatische Pilger aus religiösem Wahn sich unter die Räder des Wagens warfen, um den Tod zu suchen, mag ein oder das andere Mal ausnahmsweise vorgekommen sein; meist sind es aber Unglücksfälle, die sich infolge des ungeheuren Gewühls ereignen. Denn nach Chaitanya, dem Propheten von Orissa, ist der Selbstmord die größte Sünde gegen den Schöpfer. Nichts ist dem Geiste des Vishnukultus mehr entgegen als Selbstvernichtung. Die milde, gnadenvolle Lehre des Chaitanya suchte sogar der Witwenverbrennung entgegenzuwirken. Chaitanya wurde durch Jahrhunderte als eine Inkärnation Vishnus verehrt. Vierzehn Monate ruhte er im Mutterschoß und kam gerade am Ende einer Eklypse zur Welt. Am Strande von Puri sah er Zeichen und Wunder, er sah den Gott Jagannath über die blauen Wellen schreiten, stürzte sich von schwärmerischer Ekstase ergriffen in den Ozean und wurde auf wunderbare Weise in einem Fischnetz gerettet. Nach zweiundvierzig Jahren, die er, seine Lehre predigend, verbrachte, verschwand er von der Erde 1527.

Von ihm ging in Indien die Lehre von der Gleichheit aller Menschen aus.

Uns erschien die ungeheure Straße heute wie ausgestorben. Und doch zählten die Pilgergruppen, die sich hier herumtrieben, nach vielen Hunderten. Aber was bedeutet diese kleine Schar gegenüber den dreimalhunderttausend Menschen, die sich zum Festzug einfinden, und für welche die Straße, die „Baradand“, angelegt ist!

Wir fuhren die Prozessionsstraße hinunter. Die Sommervilla des Gottes liegt am Ende der sandigen Avenue. Sie wird von einer dreißig Fuß hohen Mauer umschlossen, die mit ähnlichen kleinen Türmchen verziert ist, wie sie die Festungsmauern Nordindiens tragen. Wundervolle tropische Pflanzen, schlanke Palmen, massige Mangobäume und prächtige Tamarinden ragen über die hohe Einfassung. Durch ein schönes Tor, an dem zwei Löwen in konventionellem Hindustil den Eingang bewachen, tritt man in den Garten. Unter immergrünen Bäumen liegt der alte Schrein, der als Landhaus des Gottes bezeichnet wird, und der wiederum so überaus heilig ist, daß man sich auf keine seiner Stufen setzen darf. Wir sind todmüde, denn unser Wagen war natürlich unterwegs stecken geblieben, und wir mußten durch den tiefen Sand zu Fuß waten.

Am göttlichen Landhaus war nichts Besonderes zu sehen, und wir machten uns daher auf, nach dem Tank zu stampfen, in dem „die Urschildkröte im Weltensumpf“ mit Familie lebt. Wie in Jaipur heilige Alligatoren, so schwimmen hier heilige Riesenschildkröten im grün überzogenen Weiher herum. Auf einen bestimmten Lockruf eilen sie herbei. Die urälteste und größte der Schildkröten ist 1½ m lang. Sie kommt bis an die Stufen des Bassins herangeschwommen und streckt ihren langen Hals gierig nach Futter aus. Uns zu Ehren wird es ihr in einer Menge verabreicht, daß auch ein Elefant daran genug haben könnte. Diese Schildkröte ist ein ekelhaftes Monstrum, dessen Rücken



Digitized by Google

die Leute mit Ehrfurcht berühren, um sich mit den so gefaßten Wassertropfen wie mit Weihwasser zu besprengen. Ich mag die Schildkröte nicht anfassen, will mich nicht mit dem Wasser bespritzen, und zum zweiten Male ziehe ich mir das Mißfallen der Eingeborenen zu.

Nahe diesem Tank liegt ein Weiberdorf, das ganz von „verlorenen, schönen Kindern" mit „bemalten Wangen" bewohnt ist und wohl das von Mahadöh mit Vorliebe besuchte Stadtviertel sein dürfte. Hier wird Krishna, der göttliche Hirtenknabe, auch eine Inkarnation Vishnus, verehrt. Die Legende umgibt ihn mit allem, was das Leben verschönt. Sie schildert seine arkadischen Freuden in den Wäldern und die Liebe, die ihn mit seiner Radha verbindet.

Der Prophet Wallabha Swami gründete 1120 eine Sekte, die Krischna zum Gegenstand ihrer besonderen Verehrung machte. Er lehrte, daß Gott nicht in Armut, Hunger und Einsamkeit, sondern inmitten der Freuden der Welt gefunden werde, und schuf hierdurch einen Kultus der Liebe und Wollust, der viele Anhänger fand. Nicht unter den Armen suchte er seine Anhänger, sondern unter den Reichen, welche das Leben als einen Genuß und die Wallfahrten als eine Gelegenheit betrachteten, ihre Interessen zu fördern.

Das „Weiberdorf" wird wohl auf die genannte Sekte eine ganz besondere Anziehung ausüben. Umgeben von Freudenmädchen, ziehen die Priester von dort zur Stadt. Blumenbekränzt thronen sie in festlich geschmückten Sänften auf den Schultern der sie tragenden Diener, oder sie ziehen mit Guirlanden umschlungen, zu Fuße daher, gestützt von glühend blickenden Bajaderen. Bacchantisch lachen und locken sie, und wie ein Dionysos schreitet der schön drapierte Brahmine mit seinem Sonnenschirm als Ehrenzeichen zwischen den ihn umgaukelnden Mädchen hin. Doch welch einen Gegensatz zu diesem ausschweifenden Freudentaumel bilden die am Wegrand hockenden Krüppel,

Digitized by Google

Kranken, Verstümmelten und Aussätzigen! Büßer mit gelben oder braunen weichselzopfartigen Haaren sitzen in sich gekehrt neben einem kleinen Kuhdungfeuer, das entsetzlich riecht, und leiern einen monotonen Singsang ab. Beklagenswerte Difformitäten wühlen sich im Sande vorwärts, und gräuliche, mit Elefantiasis behaftete Gestalten betteln uns stöhnend an. Ein Sannyasis liegt im Staub. Sein Gesicht ist mit einem weißen Fetzen bedeckt, auf seiner Brust ruhen zwei schwere Pflastersteine, die sich bei jedem Atemzuge heben und senken, und wimmernde Klagetöne dringen unter dem Tuch hervor.

Unsere Droschke ist uns nachgekommen, und von Kühen umringt, suchen wir sie zu besteigen. Eines dieser heiligen Tiere genießt ganz besondere Verehrung. Wie eine große Verzierung hängt der Mißgeburt eine mit Hufen, Kopf und Schwanz versehene, kleine Zwillingskuh an der Seite und macht sie frecher als die andern.

Auf dem Heimweg betrachten wir uns noch die Auslagen der Speiseläden, in denen die Süßigkeiten verkauft werden. Sie bestehen aus einem „Haufen toter Fliegen, ranziger Butter und schmutzigem Zucker". Die Verpflegung der Wallfahrer ist die denkbar schlechteste, und die Cholera erlischt hier niemals, während die Pest nur ganz ausnahmsweise ausbricht. Während des Aufenthaltes in Puri werden die Pilger aus der Tempelküche versorgt. Ehe der Reis als Speise verabreicht wird, ist er in der äußeren Halle geweiht worden. Wenn der Reis frisch gekocht ist, mag er eine ganz zuträgliche Nahrung sein, obwohl die Pilger über die „schlechte Küche" des Tempels sehr klagen. Meist wird jedoch nur ein Teil des Reisbreis frisch gegessen, denn da er zu heilig ist, als daß der Rest fortgeworfen werden dürfte, und er selbst im Januar binnen vierundzwanzig Stunden verfault, so wird er nur zu oft in einem Zustand verkauft, der sich für die armen Menschen höchst unheilvoll erweist. Trotzdem wird die ungesunde Tempel-

Digitized by Google

speise mit Gier verzehrt; werden ihr doch wunderbare Heilkräfte für Seele und Leib zugeschrieben. Außerhalb der Festperiode, wie z. B. jetzt, sollen zwanzigtausend Pilger täglich die heilige Speisung empfangen. Während der Zeit des Wagenfestes steigert sich der Zuzug der Pilger aber bis auf hunderttausend. Alle Zahlen, die von Eingeborenen herrühren, sind mit Vorsicht aufzunehmen, und die kühne Behauptung unseres Boys, achtzehn Millionen Pilger besuchten jährlich Puri, ist wohl auch auf die ins Ungemessene gehende Phantasie des Hindu zu setzen.

Langsam brachte uns das Pferd zum Bungalow zurück. Die „feine Welt" von Puri", nämlich ein einziger selbstkutschierender, europäisch gekleideter Eingeborener, lustfährt in einem Einspänner auf der korsoähnlichen Straße. Sie verbindet Stadt und Meeresstrand und schließt nach dem Strande zu mit dem „Tor des Himmels" ab. Unserm irdischen Auge unsichtbar, bezeichnet es die Grenze zwischen dieser und jener Welt und ist ungefähr so breit, daß „tausend Kühe stehen können". Vor dem „himmlischen Eingang" liegt eine Anzahl durch Tempel und Gräber begrenzter Sandhügel. Hinter ihm rauscht das Meer, in dem die Pilger baden. Zur Zeit des Festes sollen sich an vierzigtausend Büßer auf einmal in die Fluten stürzen. Seit vielen Generationen ist dieser Teil des Strandes geheiligt. Die niedrigen Kasten begraben hier ihre Toten, während der höhergestellte Hindu mit seinem Abscheu vor Verwesung, die Leichen hier verbrennt. Scheiterhaufen rauchen auch heute abend. Grell leuchten sie herüber, und der monotone Schlag der tief tönenden Mirdanga dringt melancholisch und feierlich durch die Nacht.

Todmüde erreiche ich das Bungalow. Wir trinken Tee, und während die Herren dann noch am Strande spazieren gehen, lege ich mich aufs Bett. Um sieben Uhr nehmen wir im Schlafzimmer des Grafen Lippe beim Scheine einer Stalllaterne das von unserm Engländer pflichtschuldigst

Digitized by Google

gelieferte Dinner ein. Das Essen war für die unwirtlichen Gestade, an denen wir uns befanden, genießbar; aber ich war zu abgespannt zum Speisen, verschmähte den letzten Gang des Dinners und begab mich zur Ruhe. Alfred folgte bald nach, und um halbneun Uhr lagen wir alle auf der „Pritsche“, denn anders lassen sich die hiesigen Betten nicht bezeichnen. Doch welch entsetzliche Stunden folgten nun. Wir fanden nicht eine Sekunde des Schlafes. Die Bettstellen hatten keine Netze; schutzlos waren wir den ausgehungerten Moskitos preisgegeben. Millionen stürzten sich auf uns, umsurrten, zerstachen und quälten uns aufs Blut. Die Luft war schwül und heiß, man glaubte zu ersticken. Mit einem Tuch bewaffnet, schlugen wir unaufhörlich um uns. Ruhelos verbrachten wir die Nacht, „die nie ein Ende nahm“. Aus dem Nachbarzimmer drang Zigarettenduft. Der arme Graf Lippe brachte die ganze Zeit mit Rauchen zu, erschien aber trotzdem am nächsten Morgen bis zur Unkenntlichkeit zerstochen und verschwollen, ja, selbst er, der nie Murrende, stöhnte heute leise. Alfred sah aus wie ein Tätowierter. Mich selbst konnte ich glücklicherweise nicht betrachten, weil ein Spiegel fehlte. Wir waren alle von der unerträglichen Nacht ganz erschöpft, und die frische Seebrise, die der aufgehenden Sonne vorauswehte, tat uns unendlich wohl.

Vor unserer Abfahrt geben wir unsere Karten bei Mr. Lee mit aufrichtigem Dank auf Nimmerwiedersehen ab und erwarten unruhig die verspäteten Wagen. Boys und Kulis laufen planlos nach allen Richtungen herum. Mit viel Geschrei und wenig Eifer kommen schließlich die Droschken, und wir erreichen den Bahnhof eben noch zur rechten Zeit.

26. Januar. Um neun Uhr sind wir in Khurda Road, wo wir den sogenannten Schnellzug finden sollen, der sich jedoch wie gewöhnlich durch Unpünktlichkeit aus-

Digitized by Google

zeichnet. Wir benutzen die Wartezeit zum Frühstücken, gehen dann spazieren und erblicken eine schöne Gestalt, die viel Aehnlichkeit mit Paul Heyse zeigt, frühstücken nochmals und setzen hierauf den Spaziergang fort. Im Städtchen ist heute Markt. Viel buntes Volk wandert vom Lande herein. Unter einem schattigen Baume läßt ein Mohammedaner zwei kleine Bären nach seiner Pfeife tanzen. Eine Schar lebhaft gestikulierender Weiber läuft vorüber. Ihnen voran eilen zwei Männer. Sie tragen auf den Schultern eine Stange, an der scheinbar ein Sack Wäsche baumelt; allein, in dem Bündel hockt ein Schwerkranker, der von auswärts ins hiesige Lazarett verbracht wird. Ein Elefant, der einzige, den wir an diesem Küstenstrich sahen, kommt mit Bauholz hoch beladen daher. Die Zeit vergeht langsam. Wir trinken zum drittenmal Tee, und schließlich setze ich mich geduldig zu dem Stationsvorstand, der sehr ungeduldig auf den Zug wartet. Der „stationmaster" ist ein in Indien geborener Engländer. Er erzählt mir von den natives, von ihrem ausgeprägten Familiensinn und ihrer mildtätigen Barmherzigkeit gegen ihresgleichen. Er berichtet, daß der Eingeborene meist nur eine Mahlzeit am Tage genießt, sich zu dieser Gelegenheit aber den Magen fest zusammenschnürt und dann, wenn es seine pekuniären Verhältnisse erlauben, sich so maßlos vollißt, bis der Strick platzt, der seine Taille umschließt. Es soll eine Art Sport mit diesem gürtelsprengenden Schmausen getrieben werden. Der widerliche Geruch, welcher der Haut der Eingeborenen anhaftet, rührt von einem Digestionsmittel her, das man den Mahlzeiten beifügt, um die Ueberladung des Magens auszugleichen.

Hier in der Gegend lebt eine sehr verbreitete Sekte, die sich in europäischer Weise ernährt. Es sind schöne Menschen, und man kennt sie an der Art, wie sie ihre Haare tragen. Lange Christuslocken rahmen die edel-

Digitized by Google

geschnittenen Gesichter ein. Ihr Benehmen ist gemessen, aber freundlich und entgegenkommend.

Alles nimmt einmal ein Ende, und als wir 2½ Stunden gewartet hatten, dampfte der mailtrain endlich langsam daher. Wir erhielten ein sehr gutes Coupé, jedoch im Augenblick des Abfahrens schob man uns noch den „trainer“ eines reichen Armeniers aus Kalkutta herein. Er fuhr mit zwölf Rennpferden in die Berge nach Bangalore, damit die Tiere in der Sommerfrische zu neuen Kräften kämen. Ich mußte in das zunächstliegende Coupé, das den Damen reserviert ist, übersiedeln und war höchst behaglich untergebracht. Alfred beobachtete Wasserschlangen, ein paar Wölfe und dergleichen; ich aber sah nichts und freute mich, nach der schlechten Nacht einen langen, erquickenden Schlaf tun zu können.

Heute bekommen wir erst um halb vier Uhr nachmittags etwas zu essen. Das eigentliche Breakfast war ausgefallen und die drei Portionen Tee in Khurda Road das einzige, was wir zu uns genommen hatten. Unsere Fahrgeschwindigkeit ist die eines Güterzuges. Die Maschine kann die endlose Wagenreihe nicht schleppen, erlahmt, und wir bleiben auf freiem Felde stehen, bis ein anderes Dampfroß entgegengeschickt wird, das uns weiterzieht. Statt um sieben Uhr abends, kommen wir erst um zwölf nach Waltair, wo natürlich der anschließende Zug längst abgefahren ist. Wie wir hören, verfehlen sich die beiden Züge beinahe täglich. Die Bahn längs der Koromandelküste gehört zwei Gesellschaften, die keine Rücksicht aufeinander nehmen. Die Reisenden müssen es büßen, während das „refreshment-room“ den Vorteil davon hat. Trotzdem ist es aber ganz ungenügend vorbereitet, und das seit sieben Uhr warmgestellte Dinner um Mitternacht ungenießbar. Die besetzten Waggons werden auf ein Nebengeleise geschoben. Alle Passagiere verbringen die Nacht in dem Coupé, in denen sich leider sehr viele Moskitos angesammelt haben, die

Digitized by Google

selbst den aus München mitgebrachten „pfälzischen Räucherkerzchen" nicht weichen und bis gegen Morgen surren und stechen.

27. Januar. Mit Sonnenaufgang wird es lebendig. Alle Reisenden stecken neugierig die Köpfe aus den Waggonfenstern, und wir sind sehr überrascht, uns mitten in einer lieblichen Landschaft zu befinden. In weitem Bogen ziehen sich bewaldete Hügelketten hin, zu denen fruchtbare Felder und frische Wiesen den Vordergrund bilden. Weiße Bungalows liegen zerstreut an den grünen Berghängen, hohe, schlanke Palmen stehen die Landstraße entlang. Im Gebüsch sieht man großen Termitenhaufen gleichende Palmhütten der Eingeborenen. Sie haben keine Fenster und sind nur mit einem länglichen Loch als Eingang für Luft und Licht, Mensch und Tier versehen.

Vor meinem Fenster, in angemessener Entfernung, haben sich die mitreisenden Hindus malerisch gelagert, damit beschäftigt, über einem kleinen Feuer ihren Reis abzukochen, nachdem sie vorher an dem naheliegenden Ziehbrunnen Wasser geschöpft und sich einer eingehenden Waschung, sowie einer minutiösen Zahnpflege unterzogen haben. Auch für die umliegenden Hütten wird das Wasser aus diesem Brunnen geholt. Man sieht hier wundervolle Frauengestalten. Nur mit einem langen, anderthalb Meter breiten Tuch umschlungen, lassen sie den Oberkörper frei und zeigen eine herrlich geformte Büste, über die sie verschämt den Schleier ziehen, wenn sie den Blicken eines Europäers begegnen. Mit prachtvoll gerundeten Armen fassen sie die dickbäuchigen Krüge, die sie auf den Hüften aufsetzen oder freischwebend auf dem Kopfe tragen. Dianen gleich, schreiten sie leichtfüßig einher, die schönsten Frauen, die wir bisher in ganz Indien sahen.

In einem Wagen zweiter Klasse und in einem andern dritter Klasse unseres Zuges reist ein Nawab mit seinen

Digitized by Google

Frauen und Dienerinnen nach Madras. Ein theatralisch kostümierter „Hofmarschall“ hatte die lebhaften Damen zu beaufsichtigen. Alle nehmen im Stationsgebäude ihr Frühbad, jede führt die Lota (Wassergefäß), welche ihr zum Uebergießen des Körpers dient, mit sich. Weiße, schmächtige Gestalten aus Bengalen oder kräftige Erscheinungen, in rote und blaue Gewänder drapiert, ihre Nasenflügel mit kostbaren Ringen geschmückt, das Gesicht kühn mit Sektenzeichen tätowiert, kommen sie an meinem Fenster vorbei. Meine neugierigen Blicke folgen ihnen. Sie steigen wieder in ihren Wagen ein, wo sie in unordentlichem Durcheinander von Hausrat, Bettzeug und Kochgeschirr sitzen und liegen. Nur eine Frau hat den Wagen nicht verlassen. Durch leichte Schleier verhüllt, ruht ein ungeheuer dickes Wesen, wie ein schwerer, weißer Ballen, umringt von geschäftigen Dienerinnen, in der Ecke des Coupés. Es wird wohl die tyrannische Mutter des jungen Nawabs, die gefürchtete Schwiegermutter sein! Plötzlich geht ein zeterndes Geschrei los. Die Diener springen verzweifelt gestikulierend hin und her, der „Hofmarschall“ ringt hilflos die Hände. Aus dem Coupé des „weißen Ballens“ fliegt hoch im Bogen ein anmutiges, sechzehnjähriges Mädchen auf den Perron, rollt über den Damm und steht heulend wieder auf. Der Nawab erscheint. Das Mädchen wimmert, eine Unsichtbare schimpft. Der „Hofmarschall“ bekommt einige Püffe seines Herrn, das Mädchen muß wieder zum „weißen Ballen“ in den Wagen, der Nawab macht eine drohende Bewegung, und alles wird ruhig — bis nach einer Stunde der Streit von neuem beginnt.

Das breakfast nehmen wir im „refreshmentroom“ ein. Es wird an einem höchst sonderbar dekorierten Tisch aufgetragen. Bunte, mittels einer Schablone aus farbigen Reiskörnern auf die Tafel ausgelegte Arabesken sollen wohl die fehlenden Blumengirlanden ersetzen?

Digitized by Google

Waltair liegt eine halbe Stunde vom Meer entfernt. Es ist mit dem Hafen Vizigapatam durch eine kurze Bahnstrecke verbunden. Um den „trainer“ unsern Mitreisenden, nicht zu beleidigen, mußten wir seiner Einladung folgen und den Weg mit ihm zu Wagen zurücklegen. Er bestellte einen Landauer, aber es kam eine Droschke in Gestalt eines zweiräderigen, viereckigen Kastens, in den wir krochen, um höchst unbequem nach Vizigapatam — wie die Hauptstadt des Distriktes gleichen Namens heißt — zu gelangen. Ueber staublose rote Straßen und Plätze — es ist alles Lateritboden, d. h. verwittertes Urgestein — fahren wir nach diesem aufblühenden Hafen der Koromandelküste, welcher Sitz eines apostolischen Vikariats ist. „Bible and bookstores“ sieht man an vielen Häusern angezeigt, und wir begegnen wohl einem halben Dutzend Missionarinnen, die durch „Schuten“, welche sie als Hüte tragen, kenntlich sind. Es leben hier verhältnismäßig zahlreiche Europäer.

Die Lage von Vizigapatam ist überraschend schön. Die Stadt zieht sich an erhöhtem Meeresufer hin und senkt sich zu einer ultramarinblauen Bucht hinab, die sich tief ins Land hineindrängt. Wie ein breiter, herrlicher Strom wogt das Meer zwischen Palmenhainen, pittoresken Klippenhängen und reich bewaldeten Hügeln. Wir besteigen eine große, morsche Barke. Der Boden steht fußtief unter Wasser, das immer ausgeschöpft wird und immer wieder eindringt. Hier hocken wir auf schwankenden Latten mit hochgezogenen Beinen. Langsam werden wir über den schönen Meeresarm nach dem Landsitz eines Radja gerudert. Eine hohe Mauer umschließt den sich meilenweit über die Berge ausdehnenden fürstlichen Besitz. Mit Zurücklassung unseres Boy und nach Erlegung eines größeren Backhschisch dürfen wir das herrschaftliche Tor passieren. Zwei wohnlich aussehende Bungalows liegen im tiefen Baumschatten, den man sich aber nicht etwa kühl, sondern er-

Digitized by Google

stickend heiß und dumpf vorstellen muß. Eine breite, leicht ansteigende Fahrstraße führt durch den Palmenwald. Auf halber Höhe des Hügels steht unter kühn überhängendem Felsen eine mächtige Steinbank. Von hier aus übersieht man Hunderttausende von mächtigen Wedeln schlankstämmiger Riesenpalmen, deren Ertrag an Früchten eine kolossale Rente repräsentiert. Berge von Kokosnüssen liegen aufgehäuft. Wie die Affen klettern die Eingeborenen mit ihren durch einen Strick zusammengehaltenen Füßen, die sich wie eine Klammer um den Stamm legen, an dessen glatter, grauer Rinde auf und ab, oder hocken hoch in den Baumkronen, Vögeln ähnlich. Die Nüsse fallen schwer zu Boden, und wehe jedem, den eine solche Kugel trifft.

Es herrschte in dem durch Anhöhen umschlossenen, dicht mit Palmen bestandenen Hain eine glühende Temperatur; befreit atmeten wir auf, als wir diese indische Sommerfrische verließen und eine sanfte Seebrise uns leise umfächelte. Draußen im Hafen überstürzten sich kleine Wellen und spritzten weißschäumend an den steil aus dem Meere aufstrebenden Felsenriffen empor. Auf einer romantischen Höhe entdeckte ich die grandiose Ruine eines Hindutempels, eine halb verfallene, aber noch im Gebrauch stehende Moschee und eine funkelnagelneue, kleine, christliche Kirche, die keck ihr Türmchen himmelwärts reckt. Ein goldenes Kreuz blitzt siegesbewußt in der Sonne.

In Waltair ist heute Markt. Lebhaftes Treiben herrscht daher auf den eingezäunten, den Handel konzentrierenden Plätzen. Von der Hitze und der Fußpartie durch den Palmenhain erschöpft, lehnen wir halb schlafend in unserm Karren, als wir plötzlich, durch eine monotone Musik aufmerksam gemacht, zu den trüben kleinen Scheiben hinausblicken und im nächsten Augenblick auch schon auf der Straße stehen, um einer höchst merkwürdigen Prozession zu begegnen, die über den großen Platz tanzt. Eine ungeheure, zehn Meter hohe Wand wiegt sich wie ein kolossales

Digitized by Google

Palmblatt vor- und rückwärts, hebt sich auf und nieder. Hinter dieser höchst sonderbaren Fahne folgt mit entsetzlichem Getöse und quäkendem Gesang eine nackte Schar springender Faune. Wilde, mit Fuchsschwänzen um die Hüften, rasselndem Schellengeläut um Arme und Fußgelenke, führen unter Leitung eines schwarzen Riesenadams mit gigantischem Schwert Bocksprünge aus, die eine Mischung von übertriebenen polnischen Tanzschritten und dem St. Veitstanz sind. „Halli-Hukh" heißt dieser religiöse Cancan. Den wütend tanzenden Fanatikern folgt unter rotem Baldachin eine prunkhaft gekleidete Greisin. Sie wird von zwei reichgeschmückten Mädchen sorgsam gestützt. Der hochbetagten Alten hängen unter glitzernder Haube weiße Haarsträhnen an dem orangegelb gefärbten Gesicht steif herab; auch die Mädchen haben sich grüngelb geschminkt. Die Musikanten mit Kesselpauken und Flöten sehen uns kommen und, auf einen Backhschisch hoffend, bleiben sie stehen. Jedermann weicht zurück; ich kann diese Wallfahrer, die allem andern, nur keinen Büßern gleichen, photographieren. Mit vielen Fragen und vielem Mißverstehen ergründe ich schließlich so viel, daß sie dem Schutzpatron des Ortes an einem geheimnisvollen Platz im entfernten Dschungel die alljährliche Verehrung dargebracht haben. Ist es ein Holzklotz, ein weißer, ein schwarzer Stein oder ein Baumstumpf, zu dem die Dorfbewohner heute noch pilgern, wie einst Bassu, der Vogelsteller, zu seinem „blauen Stein", in dem er den Gott Jagannath verehrte, oder ist es irgend eine legendarische Begebenheit aus dem Leben Krischnas, des Feld-, Wald- und Wiesengottes, was die Pilger in einen fernen Hain lockt, um ihm dort zu opfern? — Ich habe den Eindruck, als ob sich hier in Jahrtausenden nur wenig veränderte.

Der trainer, dessen Gäste wir noch immer sind, drängt, nach der Station zurückzukehren. Er ist ein sehr gefälliger Mann. Interessant sind die medizinischen Ansichten des

Digitized by Google

braven Hippologen. Empfahl er mir doch ein unfehlbares Mittel gegen die Seekrankheit mit der Versicherung, daß es seinen Pferden stets geholfen habe.

Um sieben Uhr kam ausnahmsweise der Zug aus Kalkutta pünktlich an. Wir genossen deshalb den Vorzug, mit unsern Waggons einfach angekoppelt zu werden und allein zu bleiben, da der trainer zartfühlend genug war, sich anderweitig zu placieren.

28. Januar. Die Reise verläuft ohne Zwischenfall. Wir erreichen Madras mit geringer Verspätung. Nur die Tatsache, daß wir aus Kalkutta kommen, während zehn Tagen pest- und choleraverdächtig sind und deshalb unter polizeilicher Kontrolle stehen, macht die Fahrt unbequem. An einer Reihe von Stationen müssen wir deshalb die Zunge herausstrecken und den Puls fühlen lassen. In Madras ist unser erster Gang nach dem „Gesundheitsamt", das in einem Chausseehäuschen untergebracht ist. Hier sitzt ein ernster Mann, der uns von oben bis unten sachkundig betrachtet, die Zertifikate der verschiedenen Quarantänebeamten kontrolliert, unsere Namen notiert und uns huldvollst entläßt.

Wir bleiben einen Tag in Madras und sind diesmal in den Prunkzimmern des Hotels „Connemare" vortrefflich untergebracht.

30. Januar. Nachmittags Abfahrt nach Tutikorin.

31. Januar. Als uns der Boy heute früh den Morgentee an das Coupé brachte, sah er aschfahl und verstört, zehn Jahre gealtert aus. Um den Kopf trug er sein rotes Taschentuch als Haube gewickelt. Man hatte dem armen Kerl seine sämtlichen Habseligkeiten gestohlen, seinen Blechkoffer, seinen Ueberzieher, die Mütze, Kamm, kurz, alles.


Digitized by Google

Die Leute sitzen in ihren Coupés so eng auf-, über- und untereinander gedrängt, die Beleuchtung ist so mangelhaft, daß die Eingeborenen nicht kontrollieren können, was ein Mitreisender etwa entführt, wenn derselbe nachts aussteigt. Der arme Charley ist sehr unglücklich, aber durchaus überzeugt, nie auch nur das geringste wiederzubekommen. Wir wollen alle möglichen Schritte zur Wiedererlangung seiner Sachen tun, er schüttelt resigniert den Kopf, zuckt die Achseln, macht eine Bewegung mit der Hand ins Weite und sagt: „all gone".

Nachmittags Ankunft in Tutikorin. Nach genauer Paßrevision und Zungeninspektion wird uns freie Durchfahrt gestattet. Die Dienerschaft aber muß eine viertägige Quarantäne durchmachen und wird hierzu nach Madura zurückgesandt. Als die armen, schwarzen Leute dieses Urteil hörten, erblaßten sie und sahen plötzlich ganz verändert aus, geradezu, als lägen sie im Sterben. Wir hatten versäumt, dem Halfcast-Doctor einen „tip" zu geben, während ihn ein erfahrener Engländer durch ein reichliches Douceur willfährig machte, und man seinen Diener passieren ließ. Von meiner Aya trennte ich mich heute definitiv und, obwohl ich dank ihrer Aufmerksamkeit weder etwas liegen ließ, noch bestohlen wurde, so begrüße ich es doch freudig, den Pavian fortan nicht mehr um mich haben zu müssen. Auch würde ich mich nie wieder bei einer Reise durch Indien mit einer weiblichen Bedienung belasten, die zu behandeln wir Europäer erst lernen müssen. Der Verkehr mit den Boys ist viel bequemer. Die beiden Diener erwarten wir in Colombo. Sie sollen uns in das Innere von Ceylon begleiten. Charley bringt das Gepäck noch auf die „launch", sorgt väterlich für unser Wohlbefinden und muß dann das Schiff verlassen. Mit ihm fliegt unter Hohngelächter und Fußtritten ein armer Tamile auf die Landungsbrücke zurück. Er hatte sich eingeschmuggelt und

Digitized by Google

beabsichtigte, choleraverdächtig wie er war, als blinder Passagier nach Colombo überzusetzen.

Wegen des Teehandels, dessen Versand durch einen eingeschleppten Cholerafall in Frage gestellt würde, ist man mit der Quarantäne ungemein streng. Zwar kommen in Colombo dauernd einzelne Cholera-Erkrankungen vor, aber sie gelangen kaum an die Oeffentlichkeit. Die Behörden ignorieren die Tatsache. Ueberhaupt ist Ceylon nicht so gesund, wie man im allgemeinen annimmt; es ist nur gesünder als das Festland Indien. Auch in Ceylon leiden die Kolonisten an Malaria und Fieber. Kräftezerstörend wirken diese Krankheiten allerdings erst nach jahrelangem Aufenthalt auf der Insel. Die englischen Beamten haben deshalb hier sowohl, wie in Indien, alle fünf resp. drei Jahre einen längeren Erholungsurlaub.

Unser Schiff, die „Etiopia", auf der wir die Ueberfahrt nach Colombo machen, ist viel größer und reinlicher als die „Afrika". Wir sind nur sechs Passagiere erster Klasse und dinieren auf Deck. Ich sitze neben dem Kapitän, der ein Feinschmecker zu sein scheint, denn das Dinner ist ganz vorzüglich. Als vis-à-vis habe ich einen stotternden, leider sehr gesprächigen Engländer. Er hat von Kalkutta aus einen „Ausflug" nach Rangun gemacht und erzählt, daß die Stadt überfüllt gewesen sei. Die Reisenden irrten, um Unterkommen bettelnd, verzweifelt von Haus zu Haus durch die Straßen, und mußten schließlich froh sein, gegen täglich dreißig bis vierzig Rupien in einem armseligen Zimmer mit dürftiger Kost Aufnahme zu finden. Außer einem unausgesetzt photographierenden Schotten, befindet sich noch ein ganz junges Bürschchen an Bord, ein knabenhaft aussehender englischer Leutnant, der in „Tritschi", wie die Engländer Trichinopolis kurzweg nennen, stationiert ist. Er fährt auf drei Tage nach der „Großstadt" Colombo, um sich dort zu amüsieren.

Digitized by Google

Wir sind seit dreißig Stunden unterwegs. Da die verflossene Nacht sehr schlecht war, bin ich todmüde und begebe mich früh in die Kabine. Sie ist luftig und geräumig, aber die Betten sind hart und kurz. Ich schlafe trotzdem sofort ein, und selbst das Glucksen des Wassers, das durch die offene Luke hereinplätschert und ein Geräusch macht, als schlürfe jemand durch die Kabine, geniert mich nicht.

1. Februar. Als ich gegen Morgen erwache, rollt trotz herrlichem Wetter das Schiff ganz bedeutend infolge der starken Strömungen, die in der „Palkstraße" herrschen, welche das Festland von der Insel Ceylon trennt. Man spricht davon, diese Meerenge zu überbrücken, und hierzu die beiden Inseln Mannar auf ceylonischer und Ramisseran auf indischer Seite, sowie die großen Korallenriffe und Sandbänke zu benutzen, die, abgesehen von der Zeit, in welcher der Monsun herrscht, aus den Wassern ragen. Von den gigantischen Felstrümmern, die hier liegen, geht die Sage, daß sie die Reste jener Brücke seien, die der Affenfürst Hanuman einst seinem Affenheer zu bauen befahl, um Rama — einer Inkarnation Vishnus — den Uebergang nach dem Königreich Lanka zu ermöglichen. Lanka, wie Ceylon im Altertum hieß, wurde nämlich in unvordenklichen Zeiten von dem Riesen Ravanna beherrscht. Er bekriegte Indra, um ihn zu stürzen und sich an seine Stelle zu setzen. Die Klagen der Menschen über des Riesen Tyrannei bestimmten Vishnu, als Rama herabzusteigen und Ravanna zu besiegen. Rama vollbrachte Heldentaten, tötete und unterwarf viele schützende Ungetüme, wofür sich Ravanna dadurch rächte, daß er mit List Ramas Gattin, die schöne Sita, nach Lanka entführte. Nun schwamm Hanuman, der Affenfürst, nach Ceylon und befreite Sita, während Rama über die schnell durch Affen gebaute Brücke folgte. Er tötete den Riesen Ravanna und fand Sita wieder, deren eheliche Treue durch Feuerprobe erwiesen wurde.

Digitized by Google

Er kehrte mit ihr in sein Königreich Ajodhja (Oudh) zurück, allwo er noch 11 000 Jahre regierte, um dann seine menschliche Existenz wieder mit der göttlichen zu vertauschen.

Im Volksmund heißt dieser Uebergang Adamsbrücke. Nach mohammedanischer Ueberlieferung wanderte hier einst Adam über das Meer, als er aus dem Paradies vertrieben wurde, das auf Lanka angenommen wird.

Gegen zehn Uhr durchfahren wir eine schaumige Strömung, die sich in weitem Kreise silbern um das schöne Eiland legt. Seit den frühesten Zeiten hat Lanka die Phantasie der Völker beschäftigt, Freunde und Feinde zu friedlichem Handel wie zu kriegerischen Ueberfällen an seine Gestade gelockt. Kein König Indiens konnte sich an Reichtum mit jenem von Lanka messen, der Ruhm seiner kostbaren Edelsteine drang bis an den Hof Alexanders des Großen, und seine Perlen schmückten die Krone einer Kleopatra. Elfenbein, Ebenholz und Gewürze machten die Insel berühmt und neidisch begehrt.

Die Geschichte Ceylons setzt sich aus inneren Kriegen, aus Einfällen südindischer Völkerschaften und wechselnder Fremdherrschaft zusammen. In der „Mahawansa", d. h. große Genealogie, einer Chronik in Versen, ist die Geschichte Ceylons in Stücken verschiedenen Alters von 600 vor bis 1798 nach Christi Geburt niedergelegt.

Nach der alten Tradition landete der indische Abenteurer Wijeyo (spr. Widschevo) 543 v. Chr., von dem Südwestmonsun verschlagen, auf Lanka. Er und seine Gefolgschaft kamen aus dem Gangestal von Lâla in dem Distrikt Maghadha (spr. Magadscha), heute Behar in Indien. Es waren Arier, die auf der Insel nichtarische Stämme vorfanden, als deren letzte Nachkommen, die heute noch in den Wäldern lebenden Wäddas bezeichnet werden. Die eingewanderten Inder verbanden sich mit den Weibern der Ureinwohner, woraus das Mischvolk der Singhalesen

Digitized by Google

entstanden sein soll, das sich auch die Sprache der Maghadhaleute, das „Pali“, aneignete.

Im dritten Jahrhundert begannen die Ueberfälle der Damilos, dravidischer Horden aus dem südindischen Festland. („Damilos“ heißt auf Pali „Dravida“, in Sanskrit „Tamil“ oder „Malabar“.) Die Raub- und Eroberungszüge wiederholten sich periodisch. Die Tamilen verwüsteten das Land, beherrschten es, verloren es wieder, trieben die singhalesischen Könige in die Berge, und so vergingen Jahrhunderte unter blutigen Kämpfen, Siegen und Niederlagen auf beiden Seiten.

Im Jahre 1000 n. Chr. war die Uebermacht der Tamilen im Norden der Insel so angewachsen, daß die einheimischen singhalesischen Fürsten alles Ansehen verloren. Da, mitten aus dem Verfall, erhob sich das singhalesische Reich noch einmal unter Prakrama Bahu zu Blüte, Macht und Glanz. Eine Renaissance im vollen Sinne des Wortes! Doch nur kurze Zeit währte das erneute Aufblühen des Landes, das Prakrama Bahu durch ungeheure Wasseranlagen zu größter Fruchtbarkeit gesteigert hatte. Die Tamilen wiederholten in kurzen Zeitabständen ihre energischen Ueberfälle von neuem, die singhalesischen Fürsten mußten immer wieder in die Berge flüchten, um sich endlich ganz in den Süden des Landes zurückzuziehen. Die Hauptstadt des Reiches, ursprünglich das hochberühmte Anuradhapura (spr. Anuradschapura), wurde von hier nach vielen verschiedenen, immer südlicher liegenden Orten verlegt, und schließlich (1410) wurde Cotta, in der Nähe von Colombo, zur Residenz gewählt.

Etwa hundert Jahre später (1505) waren es die Portugiesen unter Don Almeida, die vom Sturm an die Küste Ceylons verschlagen, Vorteil aus diesem halb aufgelösten, ohnmächtigen Reiche zogen. Das durch ein grausames Aussaugungssystem und entsetzliche religiöse Verfolgungen seitens der Portugiesen zur Verzweiflung gebrachte Volk sah in

Digitized by Google

der Landung des holländischen Generals Spielberg (1603) Rettung und Hilfe. Der General war eigentlich nur gekommen, um Handelsbeziehungen anzuknüpfen, wurde aber von dem durch die Fremden nach Kandy verjagten König zu einem Schutz- und Trutzbündnis gegen die Unterdrücker veranlaßt. Die Holländer blieben die Herren der Insel, richteten aber ihr Augenmerk vor allem darauf, den Handelsverkehr zu beherrschen, und ließen im übrigen die Eingeborenen gewähren. Dem milden und energielosen Regiment der Holländer machte 1796 die „ostindische Kompagnie" ein Ende. „Srivikrama Rajasiah", der letzte singhalesische König, wurde, nachdem er unter der englischen Garnison in Kandy ein gräßliches Blutbad angerichtet hatte, 1815 gefangen genommen, abgesetzt und in Indien interniert. 1832 erklärten die Briten die englische Oberhoheit über die Insel, womit für sie eine Zeit gesunden Emporblühens begann.

Unter einem weichen Dunstschleier liegt Ceylon, das vielumstrittene „Selandiv" aus „Tausend und einer Nacht". Colombo, von einem Palmengürtel umgeben, wird sichtbar. Langsam fahren wir in den Hafen ein, dessen ganze Länge durch einen hohen starken Steindamm, „dem breakwater", gegen die Stürme und Wellen des Ozeans gesichert ist. In der Mitte der „jetty" (des Hafens) ragt auf hohen Pfählen eine gedeckte Holzhalle ins Wasser hinein. Hier legt der Kahn an, der uns von der „Etiopia" herübergebracht hat.

Wir betreten das Land, und ein wunderbar warmes Empfinden beschleicht uns. Sollten wir doch hier endlich Nachrichten von zu Hause erhalten, die nicht zwei Monate alt waren! Nachdem wir unsere Briefschaften bei Konsul Freudenberg und Th. Cook in Empfang genommen haben, eilen wir, das „Fort", d. h. das am Hafen gelegene europäische Stadtviertel zu verlassen, um unsere Briefe in Ruhe im Hotel zu genießen.

Digitized by Google

Dasselbe phantastische Bild überrascht uns am Eingang und in der Halle des Hotels „Galle Face", wie vor drei Monaten. Am Tor steht in dunkelblauer Uniform barfuß ein Polizist mit roter Mütze und rotem Gürtel. Einen Peitschenstock in der schwarzen Rechten, hält er unter den Kulis und herumstehenden Eingeborenen Ordnung. Ein „Bhikkus" — buddhistischer Bettelmönch — in gelber Toga, den Fächer in der Hand, umschleicht das äußere Gitter. In den Hallen hin und her eilen reichgekleidete „Moormen", wie die Araber heißen, die unter portugiesischer Herrschaft mit Waffengewalt eindrangen und den Handel des Ostens an sich rissen. Spitzenhändlerinnen aus Galle haben kunstvolle Gewebe vor sich ausgebreitet und kauern auf dem Boden. Ein Wahrsager mit gelbem Hut winkt mir verschmitzt zu und deutet auf einen matten Spiegel und ein altes Buch. Ein indischer Gaukler hockt auf der Erde und läßt seinen Mangobaum aus einem Häufchen Sand sprießen. Zahlreiche Fremde sitzen erschöpft in den Singapurstühlen, schlürfen einen kalten „drink", den ihnen ein weiß drapierter Singhalese mit schlangenartiger Grazie reicht, oder sie blicken müde über die Balustrade gelehnt auf das Kunststück des wachsenden Mangobaumes. Staunenswert ist mir diese Hexerei niemals erschienen, obwohl ich es nicht zu sagen wüßte, woher der nackte Mann seinen immer größer werdenden Baum bekommt. Der Mangokern, der ungefähr die Größe einer Dattel hat, wird in ein Sandhäufchen gesteckt und mit einem Tuch bedeckt. Nach einigen geheimnisvollen Zeichen und Zaubersprüchen gießt der Gaukler ein wenig Wasser auf den Sand und greift hierzu mit beiden Händen unter das Tuch. Natürlich weiß man, daß er jetzt den Zweig in den Kern steckt, woher er aber den Zweig nimmt, der schließlich zu zwanzig Zentimetern Höhe wächst, ist, wenn er nicht in dem deckenden Tüchlein verborgen liegt, kaum zu ergründen, auch nicht, woher er das Ei

Digitized by Google

nimmt, das er sich aus einer Hautfalte dreht, oder woher das Wasser kommt, das er literweise ausspuckt, oder der Rauch und das Feuer, das aus seinem Munde qualmt und flammt.

2. Februar. Noch drei Tage fehlen an der Quarantäne, die uns der Aufenthalt in Kalkutta auferlegt hat. Da die Boys aber erst am fünften Februar uns von Madura folgen werden, so verbringen wir diese Zeit der „Ueberwachung" hier in Colombo und stellen uns alltäglich im Gesundheitsamt pflichtschuldigst vor. Die Zimmer, die wir diesmal im Hotel „Galle Face" bewohnen, gewähren einen herrlichen Ausblick aufs Meer, und Palmenzweige reichen durchs Fenster herein.

3. Februar. In früher, kühler Morgenstunde fahren wir mit einem Landauer — nicht per Bahn — was billiger und kürzer, aber weniger reizvoll wäre, nach „Mount Lawinia", dem ehemaligen Sommerpalais des Gouverneurs von Ceylon, das jetzt in ein Hotel umgewandelt ist. Auf dem „Galle Face", dem Exerzier- und Sportplatz Colombos, vor unserm Hotel, ist es schon lebendig. Die Herren und Damen der europäischen Kolonie machen sich die für ihre Gesundheit nötige Bewegung, welche der übrige Tag mit seiner erdrückenden Hitze nicht erlaubt. In den Straßen, die man sich wie durch einen unendlichen Märchengarten führend, vorstellen muß, wimmelt es von herbeiziehenden Eingeborenen. Kulis balancieren ihre Last an langen Stangen („Pingos"), während die Frauen fast alles auf dem Kopfe tragen und noch ein nacktes Baby auf der Hüfte reiten lassen. Die besser situierten Kasten fahren in einem „Hackery" zur Stadt. Es ist ein leichter Karren, mit einem Zebusöchslein bespannt, dem das Leitseil durch die Nüstern gezogen ist, und das ausdauernd läuft — wenn es will. Große Lastwagen mit einer tunnelförmigen Be-

Digitized by Google

dachung aus geflochtenen Palmblattstreifen, deren oberer Teil, um das Eindringen der Sonne zu verhüten, verlängert ist, bringen Früchte, Gemüse und ganze Familien herein. Grimmig dreinschauende Büffel sind vorgespannt. Amüsant ist es, dem Leben in den Buden und vor denselben zuzusehen. Mit einem winzigen Vogelflügel reinigt die Frau behutsam ihren Laden, während ein Mann mit großen Palmblattbesen unter viel Kraftaufwand, seinen Viktualienstand fegt, und dadurch die Auslage von Reis, Tabak und getrockneten Fischen mit einer Lage Staub bedeckt. An dieser Art Buden hängt meist, wie eine getrocknete Schlange, ein langer, brauner Schlauch vom Schattendach herab. Es ist die allgemeine Pfeife, an welcher der Aermste und Niedrigste für einen Cent ein paar Züge tun darf. Töpfer, Schmiede, Korbflechter, Schreiner usw. sitzen vor ihren Läden und verrichten die Arbeit in unbeschränkter Oeffentlichkeit und Nacktheit. Der Barbier rasiert auf offener Straße. Auffallend ist es, wie ruhig und behaglich sich die Menge bewegt. Da gibt es kein Stoßen, kein Drängen! Langsam und gemächlich wird gehandelt und gewandelt.

Allmählich verschwinden die Buden, und wir kommen hinaus, wo die schöneren Bungalows lauschig versteckt in dunkeln Gärten liegen, eingezäunt von blühenden Hibiskusbüschen, deren schneeweiße, rosenähnliche Blüten sich durch die Glut der Sonne bis zum Abend röten. Ueber diesen zauberhaften Zaun hinweg ragen die hellgrünen Riesenblätter der Bananen mit den glänzend gelb gefärbten enormen Fruchtbüscheln, sowie das tiefdunkle Blatt des majestätischen Brotbaumes. Dichte Kokosplantagen engen den Weg ein. Eine geheimnisvolle, beängstigende Dämmerung, eine feuchte Glut beklemmt die Brust und öffnet alle Poren. An einer Weggabelung steht eine mächtige Banyane. Ihre zu Stämmen gewordenen Luftwurzeln bilden Lauben und Gänge. Zwischen dem Geäst erblickt man das türkisblaue

Digitized by Google

Meer. Wir biegen nun in eine Avenue ein, die durch graziös sich zueinander neigende Palmen gebildet ist. Durch all diese grüne Farbenpracht führen rote, glatte Pfade. Wir fühlen uns wie im Paradies. Ich finde keinen andern Vergleich, und warm genug ist es auch, um dem verwöhntesten Adam Genüge zu tun.

Hoch und luftig gebaut, liegt schneeweiß das Hotel „Mount-Lawinia" auf einem ins Meer springenden Felsen, dessen abfallende Seiten mit grünen Matten bewachsen sind. Violette Blumen, die Landlotosblume „Bitamburi" des Singhalesen, wuchern in üppiger Fülle. Wie unsere Winde, nur viel größer, sieht die dekorative Blüte aus. Zu unsern Füßen bricht sich glitzernd an kahlen Riffen, die sich im seichten Ufer weit in das Meer hinauslagern, die weißschäumende Brandung. Sie spritzt über die gelben Felsen hinweg, auf denen die Eingeborenen mit ihren Fischgeräten hocken, und verläuft als schwaches Wellengekräusel in den sandigen Buchten, die rechts und links vom Hotel liegen und entzückende Badeplätze bilden. Hier finden auch die rohgezimmerten Kanoes der Eingeborenen vor den Stürmen Zuflucht. Diese „outriggers" („Auslegerboote"), die außer auf Ceylon sich nur noch bei den Malaien finden, sind zwölf bis zwanzig Fuß lange, ausgehöhlte Baumstämme mit ein paar Querbalken als Sitzen. Auf der einen Seite des Kahnes ist eine Stange von der Länge des Bootes durch zwei gebogene Arme mit ihm verbunden. Die Ausleger schwimmen auf dem Wasser und verhindern das Umkippen des Bootes. Oft sieht man die Eingeborenen behende wie Affen hinausklettern, um, auf den Auslegern hockend, dem die Segel gefährlich blähenden Winde das Gleichgewicht zu halten.

Ein üppiger, tiefgrüner Palmenwald faßt die lieblichen Buchten ein. Ueberall lagern im erquickenden Schatten, um kleine Feuer gruppiert, Singhalesen, die ihr „Bat" — ihren Reis — kochen. Nach vollendeter Mahlzeit gehen sie

Digitized by Google

leichtfüßig in luftig flatternden Gewändern mit bestrickender Grazie durch den Hain zum nahen Tempel. Dieser ist ein merkwürdig kleines Haus mit einem Giebeldach. Der an das Tor gelehnte Hüter des Heiligtums ist viel zu groß für die reich verschnörkelte Fassade, deren Verzierungen wie von einem Zuckerbäcker gespritzt erscheinen.

Wir nahmen in dem gut ventilierten Speisesaal des Hotels das köstliche Frühstück ein. Frische Fische und Krustentiere wurden uns serviert, und wir schwelgten im Genuß, einmal wieder Gerichte zu essen, die so, wie man es erwartete, ja, noch viel besser schmeckten. Wir waren von Mount-Lawinia, das ein unvergleichlich anmutiges und erfrischendes Rekonvaleszentenheim ist, derart entzückt, daß wir beschlossen, vor unserer Abreise nach Europa hier noch ein paar Tage zu verweilen.

4. Februar. Der heutige Tag ist den Einkäufen geweiht. Um der Hitze der Mittagsglut zu entgehen, trete ich schon frühzeitig vors Hotel. In langer Reihe stehen die Rickshaws, die kleinen, aus Japan eingeführten Menschenfuhrwerke da. Die Kulis, die das Zugtier ersetzen, sind prachtvolle, mehr oder weniger bekleidete Bronzegestalten. Ich wähle mir immer den am wenigsten Drapierten aus. Nicht nur, daß es ein Genuß ist, das Arbeiten der schwarzen Muskeln zu beobachten, ich fühle mich einem völlig „Luftbekleideten" gegenüber auch weniger schuldig und bilde mir ein, meine Last würde leichter, je weniger er mit Gewändern behangen ist. Sobald mich die Kulis erblicken, stürzen ein Dutzend mit ihrem Wägelchen auf mich zu. Ich wähle einen prachtvollen Tamilen, besteige die Rickshaw, in der man völlig frei sitzt, und fort geht es im raschen Trabe. Ich will nach dem „Slave Island", wie das Stadtviertel heißt, wo ich mir in einem bekannten Laden ein paar Singapurstühle für die Heimfahrt bestellen möchte. Der Portier gibt dem Kuli die Direktive. Er nickt verständnis-

Digitized by Google

voll und kennt natürlich den Stadtteil ganz genau, wohin ich gebracht werden will. Ich fahre und fahre, ein Rinnlein nach dem andern bildet sich auf dem schwarzen Rücken, um zu einem silbernen Bächlein zusammenzufließen. Der Kuli bleibt stehen, wischt sich den Schweiß ab, blickt mich mißtrauisch an und setzt sich wieder in Lauf. Weiter und weiter geht die Fahrt, ich begreife es nicht, denn der Laden sollte nicht allzu fern sein. Ich lasse halten, und stehe hilflos in einem entlegenen Stadtteil. So oft ich einen „gutgewandeten" Singhalesen sehe, bitte ich um Auskunft. Liebenswürdig, wie sie sind, suchen mich die Eingeborenen zu verstehen, einer oder der andere gibt dann auch wohl dem Kuli eine Richtung an, und er fährt wieder davon, aber wohin, das wissen die Götter. Zu dem Laden gelange ich nicht. Verzweifelt klopfe ich dem Kuli mit meinem Schirm auf den Rücken, spreche und winke „Konsul Frudenberg", denn jeder versteht das und weiß, wo das deutsche Konsulat ist. Ich selbst sogar wußte in der dortigen Straße wieder Bescheid. Die Kulis sagen zu allem „Ja", was man sie frägt, aber wissen nichts. Sie kennen kaum die Namen der Hauptstraßen und Gebäude, und fahren einfach darauf los; die Zeit wird ja bezahlt. Ich jage vorbei an buddhistischen, an Hindutempeln und an mohammedanischen Moscheen, welche aber neben jenen, die wir in Indien sahen, unbedeutend sind und komme durch das „Pettah", das Eingeborenenviertel, mit seinen von Parsen gehaltenen Läden, in denen europäische Waren feilgeboten werden. Geldwechsler sitzen auf Matten in der Straße, mitten in einem Haufen Kupfer und Silber. Wie überall, treffe ich auch hier wieder unzählige mit Lepra und Elephantiasis behaftete Kranke, Krüppel und Bettler an. Nach endlosem Traben bringt mich mein zweibeiniger Esel schließlich zum deutschen Konsulat. Ihm gegenüber finde ich, in dem Laden des ehrenwerten Mr. Silva, der als besonders ehrlich gerühmt wird und wundervolle Steine hat, Graf Lippe und

Digitized by Google

Alfred damit beschäftigt, um Steine, Schmuck, geschnitzte Elefanten, Korbwaren und allerhand Zierat zu handeln.

Ratnapura, ein Ort in den Bergen von Kandy, ist die Hauptquelle für Edelsteine. Unter diesen sind die Rubine die wertvollsten. Außerdem werden dort Katzenaugen, Sternsaphire, grüne, blaue und weiße Saphire gefunden, ebenso Turmaline, die jetzt sehr in Mode sind, in allen Farben. Aber besonders hoch geschätzt ist der grüne „Chrysopras", beliebt auch der gelbe Topas und viele Arten der Karneole. Amethyste, die hier verkauft werden, sollen meist aus Deutschland stammen. Charakteristisch für Ceylon ist der Mondstein, eine besondere Gattung Feldspat. Die blauen und opalschillernden Exemplare sind die wertvollsten. Ich kaufte für sechzig Rupien eine Handvoll Steine, die in Deutschland das Dreifache kosten würden. Leider sind sie alle schlecht geschliffen, und selbst die dunkeln Saphire sind deshalb stumpf und glanzlos. Wir besuchten noch eine Anzahl Läden, in denen wir alles fanden, was wir in Indien an den verschiedensten Orten gesehen hatten. Auch was in Rangun, Siam und Japan produziert wird, findet sich in Colombo beisammen.

Abends waren wir zu einem Deutschen eingeladen. Dekolletiert, ohne Hut und Mantel, fuhr ich in einer Rickshaw nach dem Bungalow. Der durch die Fahrt erzeugte Luftzug erfrischte höchst wohltuend. Unser Gastgeber, Herr K., ein weitgereister Mann, kennt alle fünf Weltteile, hat Afrika durchquert, und ist dabei mit Löwen und Tigern handgemein geworden. Hier in Colombo führt er einen heißen Kampf gegen Schlangen. Mit kräftiger Faust erwürgt er allmorgendlich in der Badewanne seiner Frau eine Cobra di Capello, während er abends die Cobra di Manila auf dem Schreibtisch seiner Gattin erschlägt. Es war eine sehr interessante Bekanntschaft. Der Mann hat viel gesehen und viel erlebt. Er versteht äußerst anregend zu erzählen, und die Lust am Fabulieren gestaltet seine Erlebnisse besonders

Digitized by Google

reizvoll. Vor zwei Jahren hat er sich mit einer jungen, hübschen Frau sehr glücklich verheiratet. Augenblicklich aber befindet sich das Ehepaar in einer recht mißlichen Lage. Sie leben anscheinend in einem von bösen Geistern heimgesuchten Hause. Jede Unternehmung der Familie wird durch geheimnisvolle Mächte bedroht, und ihre Gesundheit durch unerforschliche Einflüsse untergraben. Das waren mir natürlich sehr erstaunliche Verhältnisse. Es überlief mich ein Gruseln, als ich das tiefer als die Straße und unter finsteren Bäumen liegende Bungalow betrat. Ein Geisterhauch wehte mir entgegen, was ja auch ganz selbstverständlich war, denn eben hatte sich wieder der verstorbene Hausbesitzer manifestiert, und durch seine unsichtbare Nähe die junge Frau in einen Zustand körperlicher Schwäche versetzt, der es ihr beinahe unmöglich machte, uns zu empfangen. Jede Freude, jede Abwechslung sucht der verblichene Unhold seiner Mieterin zu verderben. Blaß und erschöpft, halb ohnmächtig, liegt das arme Frauchen auf einem Sofa, und flößt uns tiefstes Mitleid ein. Schaudernd vor all den Möglichkeiten, die in diesem unheimlichen Gespensterhaus zu erwarten stehen, ergreife ich ihre kalte, schlaff herabhängende Hand und sage, „aber liebe, gnädige Frau, warum verlassen Sie denn nicht dieses gräßliche Haus?" „Ach", erwidert sie, „wir haben auf fünf Jahre gemietet, auch finden wir gar kein anderes Bungalow, das groß genug wäre, um unsere europäischen Möbel unterzubringen, und die großen Sammlungen von Schlangen, Totenköpfen und Gerippen aufzustellen."

Der Polter- und Spukgeist ist ein durch Verbrechen belasteter Geizhals, der mit allen Fibern an seinem irdischen Besitze hängt. Vor einiger Zeit steigerte sich der Spektakel im Hause in unerträglicher Weise. Der Geist lief unsichtbar, aber furchtbar lärmend, durch die Zimmer, stöhnte vor den Türen, rief bald die Frau, bald den Mann beim Namen, riß den Hausherrn sogar aus seinem Bett, und

Digitized by Google

legte sich als großes schwarzes Ungeheuer hinein, kurz, das konnte kein Mensch aushalten. Die Gatten entschlossen sich deshalb, ihre Zuflucht zu der Polizei zu nehmen. Sieben barfüßige Stützen der Ordnung und Sicherheit werden in dem Hause verteilt. Da plötzlich, nach vielem Klopfen und Trampeln, ertönt des Nachts ein furchtbares Krachen, und zwei lange Risse klaffen durch den Plafond. Ueber dem Teil der Zimmerdecke, unter der wir sitzen, befindet sich ein licht- und luftloser kleiner Speicher, der nur mittels einer Leiter vom Speisesaal aus erreichbar ist. Der Hausherr verlangt, daß die Schutzwache diesen Raum inspiziere und ergründe, wer dort oben sein Wesen treibe. Die Leiter wird angelegt, der Polizist steigt hinauf, schiebt die Latten zurück und starrt kreidebleich in das finstere Loch. Die Haare (die er nicht hat) stehen ihm zu Berge, er richtet sich steif in die Höhe und stürzt wie leblos zu Boden. Keine Versprechungen konnten ihn veranlassen, jemals zu sagen, was er Grauenvolles gesehen. Es blieb ein ewiges Geheimnis. Die Schutzwache verließ das Haus, der Geist nicht. Die Frau erkrankte, ihr Leben hing wochenlang an einem Faden. Sie konnte nicht leben und nicht sterben. Als letzte Hilfe wurde der Rat der Eingeborenen befolgt. Man ließ ein paar buddhistische Priester kommen, die das Haus und den Garten „besprachen", und rings um das Anwesen einen Draht spannten, an dem farbige, kleine Wimpel befestigt wurden. So, von Gebetsfähnchen umfaßt, schien das Haus vom Geiste und allen bösen Einflüssen befreit, die hierzulande wegen der vielfach getriebenen „schwarzen Magie" die Atmosphäre erfüllen, und als „Elementel" die Menschen, die sich ihnen nicht ergeben, beunruhigen. Jetzt genas die junge Frau, und konnte in die Berge reisen. Nach einigen Wochen kam sie gesund zurück. Leider hielt das Wohlbefinden nur wenige Tage an. Der Monsun mit seinen entsetzlichen Stürmen setzte ein, und während eines furchtbaren Gewitters zerriß Sturm und Regen die Zauberkette,

Digitized by Google

die schützend um das Haus gezogen war. Die Fähnchen flatterten nach allen Winden auseinander. Der Durchgäng war wieder frei, und der polternde Geizhals hielt mit erneuter Kraft seinen Einzug. Er durchstampft das Haus, wirft die junge Frau aufs Krankenlager, läßt das Baby nicht gedeihen und rauft sich nächtlicher Weile mit dem Hausherrn herum. Ich saß wie gelähmt. Die Lampen brannten trübe. Die Portieren bewegten sich geisterhaft, und ich erwartete mit Unruhe und — Neugier, was sich noch ereignen werde. Aber leider geschah heute ausnahmsweise nichts. Das Wetter war nämlich umgeschlagen, und da fühlen sich auch die Geister meistens angegriffen.

Um diese Jahreszeit sollte das Wetter allerdings trocken und beständig sein. Doch die Gewitter und die Regenschauer dauern fort. Binnen kurzem entsteht eine sintflutartige Ueberschwemmung, die in der nächsten Viertelstunde bereits wieder auftrocknet, aber in der heißen Luft eine Feuchtigkeit hinterläßt, welche die Wirkung eines Dampfbades auf den Körper ausübt.

Unser Gastgeber bedauerte sehr, daß wir ihn nicht vor unserer Reise nach dem Festland Indien besucht hatten, denn er würde uns alsdann bei einem ihm befreundeten „Mahatma" Zutritt verschafft haben. Es ist dies ein 168 jähriger Mann, der das Aussehen eines 22 jährigen Jünglings zeigt. Die Großeltern der jetzigen Generation erinnern sich, diesen 168 jährigen in ihrer Jugend schon gekannt zu haben, und schwören, daß er damals, wie heute, ein Jüngling gewesen sei. Es ist schade, daß wir die Gelegenheit versäumt haben, ein so merkwürdiges Phänomen zu beobachten, obwohl uns der Anblick kaum davon überzeugt hätte, daß der Jüngling wirklich ein uralter Greis sei. Als Entschädigung für die versäumte Gelegenheit, jenen Wundermenschen zu sehen, versprach uns der Gastfreund einen Besuch bei einem Hellseher zu vermitteln, der sein „Licht", wie er das zweite Gesicht nennt, überallhin senden

Digitized by Google

kann, wohin man es wünscht. Dieser „fortuneteller“ ist als Arzt und Berater von den Eingeborenen belagert; Tag und Nacht warten sie vor seiner Türe, um eingelassen zu werden, und wir müssen uns gleich morgen für den 19. Februar anmelden.

Ueber die Perlenfischerei, die gerade jetzt beginnt, und bis Anfang April dauerte, erzählte der Hausherr sehr interessant. Sie muß ein höchst merkwürdiges Schauspiel bieten. Die nächst der Adamsbrücke gelegene Bai von Condachchi, in welcher die bedeutendsten Perlenbänke liegen, ist während der kommenden sechs Wochen der Tummelplatz von Tausenden beutelustiger Abenteurer. Das Geschäft wird in der Weise betrieben, daß die Perlenbänke, nachdem sie durch einen sachverständigen Regierungsbeamten auf ihre Reife untersucht worden sind, versteigert, und den Meistbietenden zugesprochen werden. Zur vollkommenen Reife muß die Muschel im Durchschnitt sieben Jahre alt sein. Bleibt sie zu lange liegen, so wächst die Perle derart an, daß sie dem Tiere beschwerlich fällt, weshalb es die Schalen öffnet und sie ausstößt. Deshalb ist auch die Fischerei an den verschiedenen Bänken genau reguliert. Zur geeigneten Zeit versammeln sich sämtliche Kähne, Boote und Fahrzeuge der Küste und der zunächstliegenden Inseln, um sich an die Pächter der Perlenbänke zu verdingen.

Allabendlich um zehn Uhr erdröhnt ein Kanonenschuß als Zeichen zur Abfahrt. Sämtliche Kähne stechen unter dem günstigen Landwind zur gleichen Zeit in See und kommen mittags mit dem Seewind wieder von den Perlenbänken zurück. In jedem Kahn sitzen zwanzig Leute mit einem Oberbootsmann. Die Hälfte dieser Mannschaft rudert und ist den Tauchern behilflich, aus denen die andere Hälfte besteht. Von frühester Kindheit an sind die Leute an das Tauchen gewöhnt, werden darauf trainiert und lassen sich kühn vierundzwanzig bis vierzig Fuß tief ins Meer hinab, nur durch die Furcht vor den Haien in Unruhe und Angst

Digitized by Google

versetzt. Bei Sonnenaufgang beginnt das Fischen. Um das Hinuntersinken des Tauchers zu beschleunigen, ist in jedem Boot für eine Anzahl pyramidal geformter Steine gesorgt, durch deren dünneres Ende ein Loch gebohrt und ein Seil hindurchgezogen ist. Wenn sich der Taucher anschickt, in die Tiefe zu gehen, ergreift er mit der Zehe des rechten Fußes das Seil, an dem der Stein befestigt ist, während er mit der Zehe des linken Fußes einen Netzsack festhält. Darauf erfaßt er mit der rechten Hand ein anderes Seil, das mit einem Bootsmann in Verbindung steht, hält sich mit der linken die Nasenlöcher zu und springt hinab. Unten auf dem Meeresgrund hängt er sich das Netz schnell um den Hals und sammelt in aller Eile so viele Muscheln als er kann, zieht am Seil, das er in der rechten Hand hält, und wird dann von den Kameraden heraufgezogen. Der Stein bleibt unten liegen und wird später hinaufgewunden. Das Tauchen ist mit großer Anstrengung verbunden, und es dringt oft noch nachträglich Blut aus Nase, Mund und Ohren. Trotzdem macht ein Mann vierzig bis fünfzig Sprünge täglich, und bringt jedesmal etwa hundert Muscheln mit herauf. Die „Lubbahs", die auf der Insel Manaar wohnen, gelten als die vorzüglichsten Taucher. Sie bleiben bis zu vier Minuten unter dem Wasser. Vergebens hat man versucht, die Eingeborenen mit Taucherapparaten zu versehen; sie halten sich lieber einfach die Nase zu, um kein Wasser zu schlucken.

Die sämtlichen zusammengeströmten Eingeborenen und Europäer — es sollen auch Offiziere darunter sein — beteiligten sich mit erheblichen Summen an der hier eingeführten Form, Perlen billig durch eine Art Lotteriespiel zu gewinnen. Man kauft eine Quantität uneröffneter Muscheln, die in Krüge gefüllt sind, und überläßt es dem Glück, was man darin findet. Jeder Besitzer einer Anzahl Muscheln legt diese auf Matten in zwei Fuß tiefe Löcher, bewacht sie sorgfältig, bis die Tiere verwest sind, und er die Schalen

Digitized by Google

ohne Anstrengung öffnen kann, was ungemein wichtig ist, da bei gewaltsamem Erbrechen die Perle leicht beschädigt wird. Der Gestank, der auf diesen Leichenplätzen herrscht, soll ganz furchtbar sein, und erst der Südwestmonsun reinigt mit seinen Stürmen die verpestete und ungesunde Luft. Die Perlen, die hier gefischt werden, sind weiß, und gelten bei den Eingeborenen für weniger kostbar als jene gelblichen, die man an der persischen Küste findet. Der Zug der Gewinnlustigen nach Condachchi hat bereits begonnen, und deshalb ist die Gefahr einer ausbrechenden Choleraepidemie doppelt gefürchtet. Bricht die Krankheit aus, so ist das Perlengeschäft für das laufende Jahr verdorben, da dann der Verkehr sofort geschlossen wird.

Die arme blonde Hausherrin konnte sich von ihrer Ohnmacht noch immer nicht erholen. Bleich und schweigsam saß sie am Tisch, dessen liebevolles Arrangement mit Blumen und grünen Gewinden uns heimatlich anmutete. Um elf Uhr verließen wir das Gespensterhaus, das uns in erster Linie sehr ungesund erschien, und eine viel natürlichere Erklärung für die nervösen Zustände der jungen Frau bot, als der bösartige Poltergeist. Der Bau ist ganz besonders jenem Winde ausgesetzt, den man hier „longshore" (Landwind) zu nennen pflegt. Er bläst von Norden her, fegt über die Sümpfe und den Dschungel hin, und bringt aus Südindien Miasmen und Fieber. Während der Periode des „longshore" fühlen sich sogar die Eingeborenen krank, die Kulis sterben, das Vieh, vornehmlich Pferde und Esel, siechen dahin. Die Europäer leiden aber ganz besonders unter ihm. Es ist ein kalter Wind, der in einem großen Gegensatz zu der furchtbaren Hitze der Sonne steht. Tritt man z. B. aus dem schützenden Wald ins Freie, so fröstelt man, während man zugleich in Schweiß gebadet ist. Als außerordentlich gefährlich gilt es, während der Dauer dieses Windes die Fenster nach jener Seite offen stehen zu lassen, von welcher er herweht. Aber wer kann

Digitized by Google

hierzulande mit geschlossenen Fenstern existieren, wo freies Atmen einzig in der Zugluft möglich ist?

5. Februar. Morgens sieben Uhr treten wir unsern vierzehntägigen Ausflug nach den alten Königsstädten Kandy und Anuradhapura an.

In Kandy gedenken wir endlich wieder — seit Agra sahen wir uns nicht mehr — mit Baron Gemmingens, Frau von R. und Herrn Federer zusammenzutreffen. Die Fahrt hinauf in die Berge ist entzückend. Durch dichte Kokoswälder und verwilderte Zimtgärten, führt die langsam ansteigende Bahn in eine waldumrauschte Hügellandschaft. Sanft erheben sich die Abhänge aus der Ebene, die weithin im tiefgrünen Schimmer der sprossenden Reisfelder liegt. Wir sehen sie in allen Stadien vor uns. Hier wird der Acker gepflügt, dort keimt die junge Saat, und weiterhin wird sie mit der Sichel gemäht. Das feuchte Tiefland erleichtert die Reiskultur sehr, während sie sich an den Berghängen höchst mühsam gestaltet. Das Wasser wird in kleinen, aus Steinen und Strauchwerk hergestellten Rinnen, oft meilenweit zugeleitet. Im Flachland ist ein weitverzweigtes Kanalsystem eingerichtet. Ehe die Felder bestellt werden, sperrt man die Gewässer ab und wühlt den Boden durch den Pflug auf. Hierauf öffnet man die Kanäle und überrieselt das Gelände. Nun werden Büffelherden hinausgetrieben, die in dem entstehenden Schlamm so lange herumstampfen und waten, bis er zu einem dickflüssigen Brei geworden ist. Auf solch glatter Oberfläche wird dann der Reis gesät, der nach kaum vierzehn Tagen sproßt und den Boden mit einem samtweichen, grünen Teppich überzieht.

Die schmalspurige, eingleisige Bahn steigt jetzt stundenlang in steilem Zickzack aufwärts. Der Zug windet sich an scharfen Felsvorsprüngen entlang, und wir konnten oft, wie im Himâlaya, zugleich seine Maschine und seinen letzten

Digitized by Google

Wagen sehen. Zahllose Tunnels unterbrechen immer wieder die entzückende, stets wechselnde Aussicht in die zauberische Ferne. Man gleitet an steilen Felsen und schroffen Abhängen hin, Berge über sich, Abgründe unter sich. Dabei übersieht man liebliche Waldlandschaften und wellenförmige Bergketten, die an die anmutigen Gegenden des Schwarzwaldes erinnern. Nur sind es nicht dunkle Tannen, sondern blühende Ulmen, Brotbäume, Tamarinden, Jak und Akazien, welche hier die Berge bekleiden. In der Ferne, durch einen feucht glitzernden Dunstschleier halb verschleiert, ragt die Felsspitze des 2250 Fuß hohen Adamspik kühn in die Lande. Die Eingeborenen nennen den Berg „Sri Padna", heiliger Fuß, weil auf seiner Spitze sich der Abdruck eines riesigen, zwei Meter langen Fußes befindet, der entweder von Buddha oder von Adam herrührt, je nachdem ein Buddhist oder ein Mohammedaner von dem Heiligtume spricht. Da Adam nach mohammedanischer Ueberlieferung so groß wie eine hohe Palme und Buddha siebenundzwanzig Fuß lang gewesen sein soll, so ist die Größe der Fußspur nicht mehr verwunderlich. Der heilige Fuß ist das Wallfahrtsziel von vielen Tausenden. Buddhisten und Mohammedaner, selbst Christen scheuen nicht die sehr mühevolle Pilgerfahrt, die nach der Meinung der Gläubigen im April und Mai, d. h. während der Regenzeit, am erlösendsten wirkt.

Wir nähern uns Kandy. Die Pracht der Vegetation ist staunenswert. Auf der ganzen Bahnstrecke von Colombo herauf sind die Stationen luftige, kleine, weiße Hallen, die vom saftigsten Grün umrankt werden, das sich denken läßt. Leuchtende Blüten hängen an den üppigen Blattpflanzen. Die Namen der Haltestellen sind in drei Sprachen, tamilisch, singhalesisch und englisch, groß angeschrieben.

Auf dem Bahnhof in Kandy erwartet uns ein Jagdwagen. Eine breite, schattige Avenue führt zu dem „Queens-Hotel". Das Hotel sieht ganz europäisch aus. Es wird von einem österreichischen Offizier a. D. geführt. Beleibt

Digitized by Google

und echauffiert, in weißem Tropenanzug mit großen goldenen Knöpfen, begrüßt uns Herr von R. Unsere erste Frage gilt Baron Gemmingens, der Frau von R. und Herrn Federer, doch sie haben einen Ausflug nach buddhistischen Tempeln gemacht und werden erst nachmittags zurückerwartet.

Höflich geleitet uns der Wirt zur Treppe, wird jedoch zusehends kälter, als wir drei einfache, ruhige Zimmer und vorerst nur auf eine Nacht verlangen. Einfach waren die länglichen kleinen Räume, die man uns anwies, aber ruhig, nein, das konnte man nicht behaupten. Im Hof schnatterten und lärmten die Kulis, im Korridor die Gäste, denn die Fenster kann man auch hier im Gebirge nicht schließen, und die Mauer über der Tür ist durch weit klaffende Jalousien ersetzt, um einen Durchzug zu ermöglichen. Nach schnell eingenommenem lunch — es war bereits zwei Uhr — suchen wir unsere nördlich gelegenen, verhältnismäßig kühlen Zimmer auf, in denen wir aber trotzdem zweiundzwanzig Grad Reaumur haben. Wir wollen eine Stunde ruhen. Kaum habe ich mich niedergelegt, als auf dem Korridor ein gräßliches Kreischen losgeht. Gerade vor meiner Tür fällt ein furchtbarer Schlag. Da draußen muß jemand ermordet worden sein. Ich liege wie versteinert auf meinem Bett und wage nicht, mich zu rühren. Jetzt erhebt sich die dröhnende Stimme des Wirtes. Er schimpft in verschiedenen Sprachen und nähert sich grollend meiner Kammer. Hierauf höre ich ein paar zärtliche Klagetöne, die wie „my pet", „my darling" klingen. Ich fasse Mut, stehe auf und öffne die Türe. Da liegt in ihren letzten Zuckungen, mit Blut überströmt, eine zwei Meter lange Rattenschlange, der „Liebling" des dicken Wirtes. Er ist verzweifelt, dieses zuverlässige Tier verloren zu haben, die eine Rattenfängerin ohnegleichen gewesen war. Schmerzlich beklagt er den blinden Eifer seiner europäischen Gäste, die in dem unschuldigen Haustier eine giftige Natter sahen.

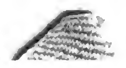
Digitized by Google

In keinem Hause auf Ceylon fehlt diese fleißige Schlange, die eine Rattenfalle vollkommen ersetzt. Die Schlange soll oft so zahm werden, daß sie auf den Ruf ihres Herrn kommt, um mit der Familie zusammen ihre Mahlzeit zu nehmen.

Da der Buddhist an die Seelenwanderung glaubt, so läuft er stets Gefahr, einen nächsten Verwandten zu morden, wenn er z. B. einen Tausendfüßler zertritt oder eine Ratte erschlägt. Ich selbst erlebte es, daß ein buddhistischer Ladenbesitzer die Ratten lieber in seinem Laden zwischen den aufschreienden Fremden ungestört herumlaufen, lieber die Kunden ziehen ließ, als daß er eines der ekelhaften Tiere getötet hätte. Als ich mich gegen diese zwischen den Verkaufsgegenständen herumschlüpfenden Ratten verwahrte, hob der Ladenbesitzer seine beiden Handflächen gegen mich auf und erklärte mit unbeschreiblich sanftem Augenaufschlag: „we are Buddhists.“ Weniger gewissenhaft behandeln diese Herren die Frage der fahrlässigen Tötung. Sie essen gerne Fische. Weil sie aber dieselben nicht ums Leben bringen dürfen, fangen sie die Tiere und lassen sie einfach am Strande sterben, wobei sich ihr Gewissen dann beruhigt.

Nach dem Anblick der verendenden Schlange war mir alles Ruhebedürfnis vergangen. Ueberall, unter dem Schrank, im Bett, sah ich die Möglichkeit, einem solchen Reptil zu begegnen, das vielleicht ungefährlich, aber deshalb in seiner Erscheinung nicht minder abstoßend sein würde.

Ganz aufgeregt durch das Erlebte, bin ich aufs höchste erfreut, plötzlich eine bekannte Stimme zu hören. „A Bad für mei Frau!“ klang es energisch durchs Haus. Hurra, Gemmingens waren von ihrem Ausfluge zu den buddhistischen Tempeln, den sie mit Frau von R. und Herrn Federer gemacht hatten, zurückgekehrt. Wir eilten, unsere Freunde in ihren Gemächern aufzusuchen, und feierten ein fröhliches Wiedersehen. Sie bewohnen eine hochelegante Zimmerflucht mit Punkah und allen Bequemlichkeiten. Er-



Digitized by Google

schöpft von den großen Strapazen in der brennenden Mittagshitze, der sie beim Tempelbesuch ausgesetzt gewesen war, lag die Baronin wie eine weiße Wolke auf dem Diwan, aber trotz aller Anstrengung war sie ganz begeistert von dem schönen Kandy. Und wahrlich, das liebliche Städtchen und seine anmutige Umgebung bieten einen entzückenden Aufenthalt.

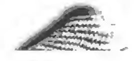
Wenn man das Hotel verläßt, überschreitet man die Straße, steigt ein paar Stufen zu der gegenüberliegenden Terrasse hinauf und erblickt einen magisch beleuchteten kleinen See. In der silbernen Wasserfläche spiegeln sich die Schatten der amphitheatralisch ansteigenden Berge, die den reizenden Tank umgürten. Unter riesigen Tamarinden, deren graziöse Federblätter den kühlsten Schatten aller tropischen Bäume spenden sollen, sieht man zwischen blühendem Gebüsch, von Lianen umzogen, die Bungalows der Europäer. In der Mitte des Sees schwimmt eine kleine Wildnis. Aus saftigem Palmengrün und farbigem Buschwerk wird ein chinesisches Türmchen sichtbar. Hier waren einst die Bäder der königlichen Frauen. Später diente das Eldorado als englisches Pulvermagazin, und jetzt wird es nur mehr als zierlicher Dekorationsgegenstand gepflegt. Der etwa zwei Kilometer lange See, dessen mannigfaltige Einbuchtungen sich malerisch zwischen die Berge einschieben, ist das Werk des letzten Tyrannen von Kandy. Aus den zwangsweise gewonnenen Reisfeldern der Eingeborenen schuf er den Tank, der trotz der grausamen Opfer, die das Ausgraben der miasmenreichen Erde an Menschenleben forderte, auf den Beschauer unendlich wonnig und köstlich wirkt. Die Terrasse, von welcher wir den ergötzlichen Blick genossen, liegt auf dem Damm, durch den das Wasser gestaut wird. Eine niedere krenelierte Mauer, mit Durchbrucharbeit verziert, bildet das Geländer. Ein paradiesischer Weg windet sich um den See und zieht sich zugleich am Fuße der Berge hin. Hierdurch liegt die Promenade

Digitized by Google

morgens viel länger und abends viel früher im Schatten, und den erholungsbedürftigen Europäern des Tieflandes ist infolgedessen mehr Bewegung im Freien möglich als z. B. in Colombo.

Am jenseitigen Ufer des Tanks gelangt man in üppige Tropenwildnis. Sie führt durch eine Schlucht von goldstämmigem Bambus, herrlichen Farnen, buntblättrigen Bäumen und königlichen Palmen zu dem romantisch gelegenen Reservoir, welches den See mit soviel Wasser versorgt, daß dessen Spiegel stets in gleicher Höhe mit dem ihn umgebenden Promenadenweg bleibt. In einer knappen Stunde umwandelt man den „lake“ in dem große Schildkröten rudern und auf dem kleine Boote mit Eingeborenen schwimmen. Ein dumpfer Paukenschlag dröhnt durch die stille Luft. Morgens und abends ruft dieser mächtige Ton die Gläubigen zum täglichen Opfer. Wir eilen, die „Dalada Maligawa“, den Tempel des „heiligen Zahns“ zu erreichen.

Der „Maligawa-Tempel“ ist im königlichen Palast eingebaut und dem Auge des Passanten beinahe entzogen. Derselbe wird nur durch die Fahrstraße vom See getrennt, seine Hauptfront richtet sich gegen eine große Wiese, an der man jenseits unser Hotel erblickt. Der Bau ist keineswegs imposant, seine Architektur läßt sich schwer beschreiben, man darf sie vielleicht als „Kandystil“ bezeichnen. Eine massive, reich ornamentierte Umfassungsmauer, welche mit abgerundeten Zinnen abschließt, umgibt den Palast. An jeder Zinne sind kleine Bogen von verschiedener Zahl und Zusammenstellung ausgebrochen, in die bei den großen Festen, besonders dem „Laternenfest“ im November, brennende Oellämpchen eingestellt werden, was einen feenhaften Beleuchtungseffekt bieten soll. Im Winkel, in dem diese Front und die Seitenmauer zusammentreffen, steht ein plumper, achteckiger Turm mit einem leichten, weit ausladenden, spitzen Dach. Es wird von acht



Digitized by Google

kurzen, reich verzierten Säulen getragen und deckt zugleich einen Balkon, der um das Oktogon läuft und auf den von allen Seiten des Turmes sich Türen öffnen. Links sieht man eine Wandelbahn die Palastmauer überragen. Zwischen länglichen Bogen stehen viereckige Säulen.

Die Wände sind mit mythologischen Fresken und grotesken Skulpturen geschmückt. Hinter dieser Wandelbahn liegt der Tempelhof; vor der Palastmauer ist ein mit Wasser gefüllter Graben, in dem heilige Schildkröten gehalten werden. Ueber diesen Graben führt eine steinerne Brücke zu dem tiefen, finsteren Torweg. Ohrenzerreißende Musik tönt uns aus dem Gewölbe entgegen. Ein wahnsinniges Durcheinander von Trommeln, Pauken, Flöten, Zimbeln, Tamtams betäubt die Sinne. Im trüben Dämmerlicht suchen wir durch Haufen lungernder Bettler, sich mit Palmblättern fächelnder Priester, zwischen schmutzigen Mönchen und Nonnen hindurch zu kommen. Alle bedrängen uns mit zudringlicher Bettelei, alle strecken uns, den Weg versperrend, Teller und Hände entgegen. Jetzt gelangen wir in einen wieder mit habsüchtigen Bettlern und Priestern angefüllten Hallenraum. Hier wird der „kristallene Buddha" allabendlich um Sonnenuntergang zur Anbetung ausgestellt. Wir suchen uns einen einigermaßen isolierten Platz und warten, an die Wand gelehnt, auf die Feierlichkeit. Aber die sinnenraubende Musik, das regelmäßige, unausgesetzte Schlagen des Tamtams, begleitet von dem herben Klang der Zimbel, der nervenerschütternde Lärm aus Elfenbeinhörnern, Muscheln, Pauken und Flöten lähmt unsere Denkfähigkeit, macht uns gleichgültig gegen vielleicht Interessantes, kurz, wir ergreifen verzweifelt die Flucht und eilen in den zweiten Stock des Oktogons, wo wir wenigstens für ein paar Augenblicke in der Bibliothek des Palastes dem Höllenlärm entrückt sind.

Die Bibliothek ist ein kleiner Raum, in dem wertvolle Schätze orientalischer Literatur aufbewahrt werden. Von

Digitized by Google

den „Olas“ — wie die zwischen Holzplatten zu einem Heft zusammengebundenen, mit einem Griffel in Pali geritzten und mit dunklem Oel zur Konservierung beschmierten Palmblätter heißen — sind eine Reihe auf dem Mitteltisch ausgelegt. Mit farbigen Tüchern, kostbaren Brokaten und Blumen bedeckt, sehen sie in ihrer länglichen, schmalen Form feierlich wie kleine Kindersärge aus. Ein paar ernste, gelbgewandete Priester hüten die unersetzlichen Kostbarkeiten.

Die Priester Kandys wirken besonders malerisch. Sie drapieren ihre Toga in einer Weise, welche die rechte Schulter entblößt läßt, wodurch die braune Farbe des Armes sichtbar wird, die wundervoll zu dem gelben Ton des wallenden Gewandes stimmt. Durch diese Art, die Gewandung um den Körper zu legen, macht sich die stark vertretene buddhistische Sekte kenntlich, welche seinerzeit aus Siam einwanderte. Ihre Anhänger haben alle einen ganz glatt rasierten Schädel und tragen ein Palmblatt als Schirm, ob, um sich gegen den heißen Sonnenbrand oder gegen Versuchung durch die weibliche Welt zu schützen, konnte ich nicht ergründen. Die Sekte lebt nach äußerst strengen Regeln, genießt aber den Vorzug, daß jedermann nur Priester in ihr zu werden braucht, um seine Frau los zu werden, falls er ihrer überdrüssig ist. Dabei hindert ihn, wenn er des Junggesellentums müde wird, nichts, nach kurzer Zeit mit einer neuen Frau ein neues Leben zu beginnen. Ich vermute, der schöne junge Priester, der mir jetzt vorschlägt, vor meinen Augen ein Palmblatt zu ritzen, ist auch ein entlaufener Ehemann. Schließlich schreibt er gegen vorher vereinbartes Honorar auf ein Pergamentblatt ein paar wertlose Zeichen.

Der letzte Strahl der sinkenden Sonne fällt durch die offene Tür in die kleine düstere Bibliothek. Wir treten hinaus auf den Balkon. Der Himmel leuchtet in purpurner Glut. Goldene Garben schießen zum Zenith empor. Berge

Digitized by Google

werfen ihre dunkeln Schatten in den rosaschillernden See. Verlangend strecken die heiligen Schildkröten ihren langen braunen Hals aus dem lila schimmernden Wasser des Grabens und kriechen schwerfällig die weißen Steintreppen herauf. Ueber die grüngelbe Wiese laufen in großer Hast die Eingeborenen dem Tempel zu, den geweihten Tieren Honig und Reiskuchen darbringend, um dann im schwarzen Portal des Palastes zu verschwinden.

Wir verlassen die stille Bibliothek. Als wir unten den Hallenraum durchschreiten, wird eben der „kristallene Buddha" zur Anbetung auf den Altar verbracht. Es ist eine kleine sitzende Glasfigur, vor der alles in tiefster Andacht auf dem Gesichte liegt.

Wir wenden uns jetzt zum inneren Tempelhof, an den anschließend der einstmalige Königspalast liegt. Die überraschend schöne Audienzhalle, welche von reich geschnitzten Holzpfeilern getragen wird, dient jetzt als Gerichtssaal. Im inneren Tempelhof steht auf einer Steinterrasse der „Maligawatempel". Er besteht aus zwei Stockwerken, die beide von einer breiten Holzveranda umzogen sind. Die untere Galerie hat ein weit vorspringendes, geschweiftes chinesisches Dach, an dessen Rand Lampen aller Art hängen. Ein Paar schöne, aus Stein gehauene Elefanten schützen den Eingang. Riesig große Elefantenzähne, glänzende Ehrenschirme und anderes mehr ist hier zu sehen.

In den Tempel, in welchem der „heilige Zahn" gehütet wird, tritt man durch eine kleine Tür, deren Pfosten schöne Schnitzereien zeigen, und steigt dann eine enge, steile, dunkle Treppe hinauf, welche in einen matt erleuchteten Vorplatz mündet. Wir sind im zweiten Stock. Priester, ein paar Eingeborene und einige Engländer stehen dicht gedrängt und warten, bis sie in das Heiligtum treten dürfen. Ein Priester im gelben Gewand öffnet die schwere, mit Messing beschlagene Eisentür. Durch die völlig verdorbene Luft benommen, treten wir in einen quadratischen

Digitized by Google

Raum. Auf dem Altar, der sich die Wände entlang hinzieht, brennen auf hohen, goldenen Leuchtern weiße Kerzen. Reich mit Juwelen geschmückte Idole und glockenförmige Reliquienschreine (Dagobas) aus Gold, Silber und Kristall sind aufgestellt und mit Blumen überschüttet. Die fensterlosen Wände bekleiden Tapeten von weißrotem Brokat und kostbare indische Schals. Doch aller Augen sind auf die „Karandua" gerichtet, auf die fünf Fuß hohe, versilberte Dagoba, die unter einem die Herrschaft bedeutenden Schirme und unter kostbaren Lotosblumen hinter vergoldeten Eisenstangen steht. In der „Karandua" ist die heiligste Reliquie, der authentische Zahn Buddhas, verwahrt. Der Duft der Blumen auf dem Altar, die sich seit dem frühen Morgen zu ungeheuren Mengen angehäuft hatten, war in dem kleinen Raum so entsetzlich, daß ich hinaus auf die Veranda eilte, um nicht ohnmächtig zu werden. Ich habe den heiligen Zahn also nicht gesehen, weiß auch nicht, ob er überhaupt gezeigt wird. Er soll in einer goldenen Klammer gefaßt sein und auf einem goldenen schlanken Drahtgeflecht aus dem Herzen einer goldenen Lotosblume herauswachsen, welche auf einem silbernen Tische ruht, der gleichsam den See darstellen soll, auf dem die goldene Lotosblume schwimmt. Das angebetete Stück Elfenbein ist sechsundfünfzig Zentimeter lang und fingerdick, also ganz im Verhältnis zu der Fußspur auf dem Adamspik. Der heilige Zahn liegt in drei ineinander passenden Dagobas verschlossen. Unter Dagoba versteht man einen glockenförmigen Reliquienschrein, der auf einer viereckigen Basis aufgebaut ist. Die Tradition erzählt, daß die erste Dagoba einer auf dem Wasser schwimmenden Blase nachgebildet wurde.

Es geschieht alles, um das Mysterium des heiligen Zahnes zu wahren, und er wird von den strenggläubigen Buddhisten als ihre kostbarste Reliquie betrachtet. Der Buddhist behauptet, daß jenes Land, in dessen Besitz sie sich befindet, unter dem besonderen Schutze Buddhas stehe.

Digitized by Google

Deshalb nennt der Singhalese seine Heimat das „Heilige Eiland" und glaubt, daß nur jene Macht, die es vermöge, sich die Reliquie anzueignen, die Insel unterjochen könne. Als 1818 nach einer Rebellion die Engländer sich des „heiligen Zahns" bemächtigten, war ihre Herrschaft gesichert. — Trotzdem die buddhistischen Priester behaupten, daß seit zweitausend Jahren dies das erstemal gewesen sei, daß ihnen die heilige Reliquie entrissen wurde, so versichern andere Ueberlieferungen, dieselbe sei erst 300 nach Christi Geburt durch eine Prinzessin aus Nordindien nach Ceylon gekommen, oder sie sei gar erst im sechzehnten Jahrhundert hierher verbracht worden. Die Irrfahrten des „heiligen Zahnes" werden wohl nie aufgeklärt werden, da sich die ganze Kollektion auf etwa dreihundertundzwanzig Milch-, Vorder-, Backen- und Schneidezähne beläuft, die über Indien, Kaschmir, Siam und Birma verstreut sind. In Nordchina sogar soll es einen heiligen Weisheitszahn von zwanzig Pfund Gewicht geben.

Was von den Reliquien am Tage unseres Besuches schließlich noch vorgewiesen wurde, haben wir nicht erfahren. Ich hörte nur, wie ein alter Priester frug, ob er uns die Kostbarkeiten zeigen solle, sah einen Teller mit Goldstücken, welche sicher die Priester selbst zur Aufforderung auf die Platten gelegt hatten, dann wurde es mir schwarz vor den Augen, und ich taumelte hinaus auf die Veranda. Als wir den Tempel und den Palast verließen, wurden wir auf Schritt und Tritt um ein paar Rupien angebettelt, und es schien uns, als ob nirgends auf unserer Reise die Priester so geldgierig gewesen wären wie hier im Tempel.

Es war bereits ganz dunkel, als wir ins Freie traten. Taghell beleuchtet, glänzte wie ein Feenpalast das Hotel über die Wiese herüber. Die Dinnerstunde ist in den Bergen auf sieben Uhr festgesetzt, so hatten wir kaum noch Zeit, unser Abendbad zu nehmen und Toilette zu

Digitized by Google

machen, als schon das Tamtam durch das Haus dröhnte. Das Hotel ist ein hübscher, luftiger Bau mit großen, breiten Bogenfenstern, einem geräumigen schmucken Speisesaal nebst Hallen zum Rauchen und Billardspielen. Die Punkah fehlt, doch ist es hier oben kaum weniger heiß wie in Colombo. Schwer und dunstig liegt die Luft auf uns. Das in einem Kessel zwischen Bergen eingekeilte Kandy entbehrt eben der erfrischenden Seebrise.

Im Speisesaal begrüßten wir Frau v. R. und Herrn Federer, die, während wir im Himâlaya wanderten, eine höchst interessante Tour in die waldigen Täler der Gin Ganga unternahmen. Mit bullockcarts sind sie von Galle, dem früheren Haupthafenplatz Ceylons, aus in den Dschungel eingedrungen. Begleitet von einem Elefantenbeschwörer („charmer"), der die Kraft besitzen soll, die Elefanten heranzulocken und zugleich vor den Gefahren ihrer Nähe zu schützen, haben sie die Tanks besucht, in denen die wilden Riesen unter gewaltigem Schnauben ihr tägliches Bad nehmen. Leider erlaubt es unsere Zeit nicht mehr, eine ähnliche Tour auszuführen, da wir beabsichtigen, morgen gen Norden nach dem uralten, aus vorchristlicher Zeit hochberühmten Anuradhapura zu fahren, das seit tausend Jahren im tiefsten Dschungel begraben liegt.

Für den Abend ist uns der „Teufelstanz" versprochen. Obgleich nämlich die Bewohner Ceylons als Buddhisten gelten, so ist es doch der größte Teil der Bevölkerung nur nominell. Ihre Religion ist stark mit Hindutum, noch mehr aber mit dem im geheimen geübten Dämonendienst versetzt. Sie haben Teufelspriester, „Kattadia", welche die bösartigen Dämonen beschwören, und Teufelstänzer, „Kapua", welche deren schädliches Tun durch ihre Tänze aufheben sollen, und die man ruft, wenn ein Familienglied erkrankt ist. Der Teufelstanz stammt aus dem dritten Jahrhundert nach Christi Geburt. Infolge einer Hungersnot brachen im Norden Ceylons verheerende Krankheiten

Digitized by Google

aus. Man schrieb sie der Niedertracht eines bösen Geistes, des „rotäugigen Teufels", zu. Um ihn zu beschwören, wurde der Kultus des Teufelstanzes eingeführt, der bis zum heutigen Tage existiert. Unter den Dämonen — Yakka — ist derjenige, welcher im fließenden Wasser sein Wesen treibt und Krankheit bringt, der am meisten gefürchtete. Ihm wird in höchst anmutiger Weise geopfert. Kleine, mit Reis und Blumen gefüllte, durch ein Kokosnußblatt überdachte Miniaturkanoes werden den Strömen und Bächen übergeben, und man kann oft eine ganze Flottille solcher schwimmender Blumensträuße auf dem Wasser treiben oder in kleinen grünen Buchten versammelt sehen.

Gleich nach dem Dinner vereinigte sich die Gesellschaft in der Vorhalle des Hotels. Hier und auf der Straße, die dem Hotel entlang läuft, waren Stühle aufgestellt, die Freitreppe war mit Teppichen belegt, und man fand sich in Gruppen zusammen.

Gegenüber auf der den See abschließenden Terrasse haben die herbeigeströmten Eingeborenen unter großen tropischen Bäumen bei bläulichem Fackelschein einen Halbkreis gebildet, in dem der Tanz aufgeführt werden soll. Es ist ein unschönes Schauspiel, das sich uns darbietet; das Interesse, welches man diesen häßlichen, manchmal recht indezenten Gebärden und Sprüngen entgegenbringt, verliert sich bald. Nackte kräftige Männer mit klirrenden Arm- und Fußreifen, den ganzen Körper bemalt, mit Fuchsschwänzen behängt, springen unter seltsamem Kniebeugen in dem von den Eingeborenen gebildeten Halbkreis umher. Oder aber pomphaft aufgeputzte Gestalten in schweren Gewändern mit gräßlich grinsenden Masken, steilstehenden spitzen Stierhörnern werden von zwei natives auf die Terrasse geführt und von ihnen an den Handgelenken festgehalten. Helles Haar fällt den Tänzern wirr über die Schultern. Lange Zottelbärte hängen breit bis auf die Knie herab, und in den Händen halten sie brennende Fackeln. Nun geben



Digitized by Google

die Begleiter einen Tänzer frei, und sofort beginnt ein Veitstanz ohnegleichen. In höchster Ekstase schlägt der Rasende mit Armen und Beinen wie toll um sich, wirft den Kopf von rechts nach links, um die Musik im Takt zu halten, dreht sich wie ein Kreisel und schwingt die Fackeln mit solch unsinniger Geschwindigkeit, daß er in einem doppelten Feuerring zu stehen scheint. Die monotone Musik, die aufreizenden Rufe der Zuschauer treiben den Tänzer zu maßloser Aufregung. Immer wütender wirbelt er um sich selbst, um schließlich sinnlos im Kreise herumzutaumeln, bis er von einem mitleidigen Eingeborenen aufgehalten und hinter die Reihen gezogen wird, wo er ohnmächtig zusammenbricht. Einer sucht den andern in toller Raserei, in grotesken Sprüngen zu überbieten. Im großen ganzen sind die Bocksprünge stets die gleichen, und die häßlichen Bewegungen widern nach zwei oder drei Produktionen geradezu an.

Da wir und Graf Lippe am nächsten Morgen die Tour ins Innere der Insel antreten wollten, eilten wir, unsere letzten Vorbereitungen zu treffen und unsere Rechnung zu bezahlen. Der manager aber war nirgends zu finden, und so einigten wir uns mit dem Subdirektor dahin, daß wir ihm unser Gepäck und einen Boy als Pfand für unsere sichere Rückkehr in vier oder fünf Tagen zurückließen.

6. Februar. Vor Tagesgrauen sausten wir in drei Rickshaws, unsere Handtasche auf dem Schoß, die Straße zum Bahnhof hinab. Charley folgt in einer vierten, denn zu gehen wird einem Boy niemals einfallen, solange er einen Dienstherrn hat. Als wir den Bahnhof erreichten, schickten sich die Leute eben erst an, unsern Zug zu rangieren. Mit Tagesanbruch setzte er sich dann in Bewegung und brachte uns nach einer Stunde an den jetzigen Endpunkt der nach Norden im Bau befindlichen Bahn. Matale

Digitized by Google

ist ein ausgedehntes Dorf. Wohl eine Meile lang zieht sich die breite Straße durch den Ort. Rechts und links stehen Häuschen, Läden, Buden, Rasthäuser für Eingeborene und Schnapsläden, in denen „toddy“, der berauschende Palmensaft, verkauft wird. Am Ende der langen Straße liegt das höchst primitive Posthaus, in das wir, von dem weiten Weg erschöpft, treten, sehr besorgt, ob der deutsche manager des „Queens-Hotel“ in Kandy wohl mit der Versicherung recht behalten würde, daß auf „reservierte“ Plätze keine Rücksicht genommen werde, und daß bereits drei Parteien von hier aus die Post nach Anuradhapura belegt hätten. Alles, was man uns gesagt hatte, war falsch. Offenbar wollte uns der Wirt als Dauergäste in seinem Hotel zurückhalten. Wir waren die einzigen europäischen Passagiere, und unsere Plätze, welche wir bereits in Colombo genommen hatten, richtig gebucht. Wir wurden deshalb auch mit aller Höflichkeit behandelt und, wenn auch ohne jede Bequemlichkeit, befördert.

Die Postkutsche war ein uralter Rumpelkasten mit einem sogenannten Coupé, das aber nur ein einfacher Kutschersitz ist, auf dem höchstens zwei Personen Platz haben, doch werden drei hineingepreßt. „Honny soit, qui mal y pense“ steht auf dem Kutscherschlag, der, wie der ganze Wagen, in allen Angeln quietscht. Das „Interieur“ bedeckt ein Dach, dessen leinene Vorhänge gegen Sonne, Staub und Regen schützen. Auf den beiden Längsbänken des Wagens haben sechs Personen Platz, aber sie werden mit zehn und zwölf besetzt. Der Raum, der die beiden gegenüberliegenden Bänke voneinander trennt, ist so eng, daß man seine Knie nicht gerade vor sich stellen kann. Die Beförderung der „Reisenden“ ist ja eigentlich Nebensache. Sie werden nur mitgenommen, soweit es die Pakete, Kisten und Kasten erlauben. Der Postverkehr ins Innere hat in erster Linie nur die Aufgabe, jene Europäer mit der zivilisierten Welt in Verbindung zu halten, welche teil-

Digitized by Google

weise tief im Dschungel leben, um die begonnene*) Bahn nach dem Norden der Insel auszubauen oder um die Bewässerungsanlagen in Ordnung zu halten, Kanäle und Tanks neu zu schaffen. Wir hatten um fünf Uhr eine Tasse Tee getrunken und hofften, hier in Matale eine kleine Stärkung zu finden. Aber der Posthalter drohte, abzufahren, ohne auf uns zu warten, falls wir unsere Sitze nicht gleich einnehmen oder gar wieder verlassen würden. So blieb nichts übrig, als mit knurrendem Magen und ein paar Bananen in den Wagen zu klettern.

Ich saß zwischen Alfred und einer Eisenstange eingeklemmt. Die blauen Striemen, welche sie mir eindrückte, blieben noch lange in meiner Erinnerung haften. Alfred war zwischen mir und dem Kutscher eingekeilt und stöhnte jämmerlich über seine Gliedmaßen, die nirgends Platz finden konnten. Selbst der enge, für die Menschenbeine bestimmte Raum des Interieurs ist mit großen und kleinen Postpaketen angefüllt. Hier, zwischen Schachteln, Kisten und Bündeln, zwischen natives, die Betel kauen und unaufhörlich schwatzen, sitzt, in sein Geschick ergeben, der arme Graf Lippe wie in einem Schraubstock. Nach einer halben Stunde geduldigen Wartens — wir wissen gar nicht mehr, was Ungeduld heißt — erscheinen drei alte Gäule, die sich mit Widerstreben einspannen lassen. Der Pferdekuli nimmt, wie ein Affe, auf seinem Trittbrett zu meinen Füßen Platz, der Kutscher stößt einige unverständliche Worte und merkwürdige Töne aus. Zwei Kulis reißen die Pferde an den Ohren vorwärts, und fort geht es in sausendem Galopp. Die Entfernung von Anuradhapura beträgt hundertundzwanzig Kilometer, die wir in zwölf Stunden zurücklegen sollen.

Zu beiden Seiten der Straße zieht sich ein dichter, herrlicher Urwald. Arekapalmen fassen den Weg ein. Ihre

*) Wie ich lese, jetzt vollendete.

Digitized by Google

schlanken Stämme sind mit Schlinggewächsen und den samtweichen Blättern zahlreicher Orchideen überzogen. Berauschende Treibhausluft dringt aus der Baumwildnis hervor. Düfte von geheimnisvoll verborgenen Blumen und Sträuchern wehen über uns hin.

Alle Augenblicke verläßt der Pferdekuli mit einem katzenartigen Sprung seinen Sitz, um mit affenartiger Geschwindigkeit wieder auf seinem Posten zu sein. Bald bringt er mir eine süßduftende Blume, bald ein scharf riechendes Gewürz und hält es triumphierend unter meine Nase, oder er bricht eine lange Schote mit farbigen Bohnen auf, die ich kosten soll. Dann deutet er auf seltsam angebaute Kakaoplantagen. Die Kakaobäume mit ihren hängenden, länglichen Blättern gedeihen nur im Schatten, sie stehen deshalb unter hohen, in Reihen angepflanzten Laubbäumen wie ein kleiner Wald unter Riesenstämmen. Zwischen den Palmen schlingen sich Betel — die ostindische Pfefferpflanze — Kaneel, Ingwer, Carcume und Gewürzpflanzen aller Art, auf die mich der zu meinen Füßen hockende native mit seinen paar englischen Brocken in geschickter Weise aufmerksam macht.

Der Weg führt ebenso oft nach abwärts wie nach aufwärts, über viele kleine und ein paar große Flüsse. Er hätte wirklich im höchsten Grad genußreich sein können, wäre ich nicht halb ohnmächtig vor Hunger und halb tot vor Angst gewesen. Seit dem vergangenen Abend um acht Uhr hatten wir nichts mehr gegessen, und mit jeder Stunde bekamen wir schlechtere und unzuverlässigere Pferde. Keines der alten, ausrangierten australischen Militärpferde ließ sich einspannen. Sie stellten sich mit dem Kopf gegen den Wagen und schlugen aus. Was waren das für Tiere, die unserm Wagen vorgespannt wurden: zwei Durchgänger und Bocker, Blinde und Lahme, solche, die auf drei Beinen sprangen, andere, die sich wie eine Schraube vorwärtswanden oder vor jedem Sonnenstäubchen scheuten und den

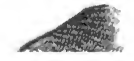
Digitized by Google

Wagen schier in den tiefen Straßengraben rissen! Als ärgstes „beast“ aber erwies sich ein bissiger Brauner, der einen Maulkorb trug und bei jedem Galoppsprung nach hinten aushieb. Wenn es überhaupt geht, geht es im Galopp, und das Schutzleder des Bockes, auf dem wir sitzen, wird stets von den Hufen der Pferde gestreift.

Um halb ein Uhr sahen wir einen höchst seltsamen, langgestreckten, dunkeln, kahlen Felsen sich aus grüner Ebene erheben. Endlich nahten wir dem wegen seiner Felsentempel berühmten Dambul, heute für uns nur deshalb von Interesse, weil wir endlich ein Frühstück bekommen sollen. Aber viel Vergnügen hatten wir an dieser „Fütterung“ nicht. Von dem meisten, was wir zu essen bekamen, konnte man die Zusammensetzung nicht ahnen. Es war wieder das abscheuliche Fleischgehack, dessen Anblick mir schon übel machte. Nur ein Stückchen jungle fowl (Geflügel), zu dem ein herrlicher Goldfasan gerechnet wird, den wir häufig fliegen sahen, konnte man ohne Ekel genießen. Das Fleisch wäre gewiß zart und wohlschmeckend gewesen, doch kam es kalt und halb verkohlt auf den Tisch.

Bei der Abfahrt von Dambul drängte sich noch ein Europäer in das Innere der Postkutsche. Der Engländer hatte zwar einen „Bocksitz“ für die ganze Tour ab Matale bezahlt, da wir aber das gleiche getan hatten und bereits auf dem Platze saßen, mußte er uns murrend das Vorrecht lassen.

Hinter Dambul dringen wir weiter in den tiefsten Dschungel ein, der bereits halbwegs hinter Nalanda begonnen hatte. Unter Dschungel versteht man ein wildes Wirrsal von niedrigem Gesträuch, durchsetzt von baumartigen und undurchdringlichen Büschen. Rechts und links von der Straße zieht sich eine feste grüne Wand hin. Aus dem dichten Unterholz erheben sich manchmal herrliche Bäume, umrankt, überwuchert von Lianen und andern



Digitized by Google

Schlinggewächsen, die wie ein Schleier über das untere Gestrüpp herabfallen. Wundervolle Bäume mit bunten Blättern vom hellsten Rosa bis zum tiefsten Grün, andere an unsere Esche erinnernd, mit großen gelben Blütentrauben, wie Riesengoldregen, ragen aus der Buschwildnis hervor. Ab und zu erscheint das feste Dickicht, in das kein Sonnenstrahl fällt, niedergetreten. Hier ist der Wechsel der Elefanten, die auf dem Wege zum Wasser sich Bahn brechen. Wir fahren an einer mit Gras bestandenen großen Lichtung vorbei, auf der das Wild Aesung findet. Als Jagdbeute sind der „Axis", der „Sambur" sowie der „Moschushirsch", ein kleines graziöses Tierchen von grauer Farbe und mit dunkeln Flecken, sehr gesucht. Aber der „Sambur", der irrtümlich als „Elch" bezeichnet wird, reizt vor allem des Jägers Lust. Groß wie unser Rothirsch, mit dunkelbrauner Decke, ist er ein schwer zu jagendes Wild. Er lebt einzeln, läuft in direkter Richtung von seinem Verfolger fort, womöglich kerzengerade den Berg hinauf, und setzt mit Kraft und Sicherheit über breite Bergklüfte und über tiefe Abgründe. Er wird mit einem Hunde gejagt, der aus einer Kreuzung des Fuchshundes mit dem Bluthunde stammt, die Kühnheit des Fuchshundes hat und „laut" jagt, eine sehr wichtige Eigenschaft, da der Hund dem Stück bis tief in den Dschungel folgt. Der Sambur hält sich tagsüber im finsteren Walde auf. Nachts wandert er und äst mit Vorliebe die junge Saat. Das beste Jagdgebiet für den Hirsch liegt in den Bergen bei Nuwara Eliya. Der Axis, ein reizender, kleiner, gefleckter Hirsch, ist das einzige in Herden lebende Wild Ceylons. Er ist rehbraun, weiß gefleckt mit schwarzem Rücken, das Gehörn des Bockes ist glatt, während die Geiß nicht „auf hat". In Rudeln von zwanzig bis hundert Stück weiden die Tiere im offenen Parkland zwischen den Bergen und den Seen. Bis vor kurzem war der Wildstand noch vortrefflich. Tatsächlich ist er jetzt nahezu ausgerottet. Man hat zwar eine Schonzeit

Digitized by Google

angeordnet, aber sie wird selbst von den Europäern kaum gehalten. Die Eingeborenen achten des Gesetzes überhaupt nicht und jagen das Wild zu jeder Jahres-, Tag- und Nachtzeit. Gordon Cumming erzählt in ihrem Buch „Eight years in Ceylon", daß sie im Juli 1891 in einer Zeitung Colombos die Notiz las, daß die Decken von 27 453 „Ceylonelchen" seit Januar in London verkauft worden seien.

Hasen, Wildschweine und das Dschungelgeflügel bilden für den sensationslustigen Tropenjäger keine lockenden Ziele. Der Tiger fehlt, dagegen sind Leoparden und Bären ziemlich häufig.

Die Lichtung ist verschwunden. Zwischen der Waldwildnis und der Straße läuft ein schmaler Wiesenstreifen entlang. Ichneumons treiben hier ihr lustiges Spiel, haschen und fangen sich wie Kätzchen. Eine dünne, lange, smaragdgrün schillernde Schlange liegt am Wegrand. Sie ist nicht giftig, wird aber von den Eingeborenen gefürchtet, weil sie meist unbemerkt an den Bäumen hängt und den Vorübergehenden nach den Augen schießen soll. Auf den Telegraphendrähten sitzen in langen Reihen reizende grüne, gelbe und blaue kleine Vögel, wie Kolibris. Große silbergraue Bachstelzen spazieren im feuchten Sand der Flüsse, die infolge der ungewöhnlich lang andauernden Regenzeit noch ein breites Wasserbett zeigen. Manchmal tritt auch wohl der Dschungel ein wenig zurück, ein paar Reisfelder folgen, ein Tank glitzert im Hintergrunde, ein kleines Dorf liegt einsam im Urwald versteckt. Vor den Hütten spielen niedliche Kinder. Schöne Tamilinnen, die ihr malerisch drapiertes Gewand beibehalten haben und nicht das unkleidsame Nachtjäckchen der Singhalesin tragen, stehen auf der Mauer eines Ziehbrunnens und übergießen sich, halb enthüllt, mit kühlendem Wasser. Büffel liegen in den Tanks, das heißt den künstlichen Wasserreservoirs, die aus der früheren Blütezeit Ceylons stammen. Oft stehen die Büffel auch am

Digitized by Google

Ufer der Tanks, umgeben von einem Kranz weißer storchähnlicher Vögel — dem Padda- oder Reisvogel.

Der Dschungel schließt sich nun wieder dicht an die Chaussee an, die endlos und monoton vor uns liegt. Die Sonne steht bereits hinter den „blauen Bergen". Wie auf Parkett fahren wir die glatte, sorgfältig gewalzte Landstraße entlang. Da, plötzlich, was sehe ich dort mitten auf dem Wege sitzen, der sich schmal und kerzengerade meilenweit vor uns hinzieht? Was ist das für ein schwarzer Punkt? — Ein Bär! — Ein wilder Bär! Die Pferde stutzen und schnauben, der blinde Braune macht noch einen Extrasprung. Ich bebe vor Entzücken, endlich einem wilden Tiere zu begegnen. Der Bär sitzt, wie unser Petz, auf den Hinterbeinen, reibt sich mit der Vorderpfote die Schnauze, sieht uns kopfschüttelnd an und trollt sich ins Dickicht. Der Pferdekuli hatte ihn auch gesehen und erzählte gleich eine Schauergeschichte. Erst kürzlich war hier in der Nähe ein Eingeborener von einem Bären angefallen worden und an den Wunden, die ihm das Tier beigebracht hatte, in einem entsetzlichen Zustande zugrunde gegangen. Die Augen waren ihm ausgekratzt, die Backenknochen zertrümmert und die Glieder gebrochen worden. Die Bären sind die in Ceylon am meisten gefürchteten Raubtiere. Sie sind zwar klein, aber ungeheuer wild und sehr mutig. Sie greifen den Menschen oft, ohne gereizt zu werden, an, und springen ihm meist nach dem Gesicht, das sie zu zerreißen suchen. Bis heute hatten wir noch kein einziges Raubtier in der Nähe gesehen. Wir waren ordentlich stolz, es endlich so herrlich weit gebracht zu haben, einen echten, rechten, freilaufenden Bären in der Nähe zu erblicken.

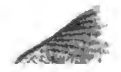
Wo ein Haus steht oder ein Reisfeld angebaut ist, brennen ungeheure Feuer als Schutz gegen die Verwüstung der Elefanten.

Trotzdem die Pferde mich den ganzen Tag in Unruhe und den Kuli in Bewegung gehalten haben — er lenkte

Digitized by Google

meist als Vorläufer die Deichsel mit einem Strick —, muß ich ihre Leistung doch anerkennen. Sie liefen wie die Teufel und nahmen alle Berge im Galopp. Schweißtriefend, mit zitternden Flanken, kommen die abgehetzten Tiere in der nächsten Station an.

Um halb sieben Uhr treffen wir programmmäßig in Anuradhapura ein. Im Halbdunkel sehen wir nichts von der merkwürdigen, im Dschungel versteckten Stadt. Ehe wir noch die Post abgeliefert und an ein paar Häusern gehalten haben, ist es pechschwarze Nacht geworden. Wir wissen nicht, wo wir fahren. Der Himmel ist hinter den ineinander wachsenden Baumkronen verborgen, und von der Straße sieht man auch nicht den geringsten lichten Streifen mehr. Der Kutscher läßt die Zügel hängen, die Pferde suchen sich im Schritt den Weg. Da endlich, mitten aus der tiefsten Finsternis, flimmert uns ein Licht entgegen. Die Post hält, wir sind am Ziel! Es ist das „resthouse", wie in Ceylon die Unterkunftshäuser heißen. Aber steif und krumm durch die lange Fahrt — ich sitze seit ein Uhr hart und eingekeilt in der „box" (Coupé) — kann ich kaum aus dem Marterkasten klettern. Ein netter alter Herr kommt mit einer Laterne an den Wagen. Wir hielten ihn für den „resthousekeeper" (Wirt), aber es war ein teilnehmender Engländer, der wußte, was zwölf Stunden Post auf Ceylon bedeuten. Ich war mehr tot als lebendig und ging, unbekümmert um alle Schlangen, die etwa im Rasen verborgen liegen mochten, mitten hindurch auf das resthouse zu. Dankbar gerührt nahm ich das Glas „whisky and soda" an, das mir der freundliche alte Herr entgegenbrachte. Außer ihm und uns fanden sich zum Dinner drei Damen, unser gekränkter Mitreisender und zwei weitere Herren ein. Die Herren und Damen, die wir im resthouse antrafen, hatten ein paar Tage hier zugebracht, um Studien zu malen. Sie kehren morgen nach Kandy zurück. Nach dem Dinner, das ich nicht genießen konnte, entweder



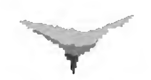
Digitized by Google

weil es zu schlecht oder ich zu müde war, suchte ich schnell mein Zimmer auf, sank auf mein Bett und schlief sofort fest ein.

7. Februar. Um sechs Uhr früh rasselt der Wecker. Ich erhebe mich und bin eigentlich überrascht, mich nach all den Strapazen des gestrigen Tages so frisch und munter zu fühlen. Ich renommiere nämlich wirklich nicht, wenn ich behaupte, daß es oft sehr anstrengende Tage waren, die über uns hingingen. — Jetzt werden auch die Herren geweckt. Alfred stößt eine Verwünschung aus, aber Graf Lippe zeigt, wie immer, keinen Unmut.

Um halb sieben Uhr sitzen wir in der Säulenhalle des waldumwachsenen resthouse, schlürfen rauchigen, nach Sumpfwasser schmeckenden Tee und stippen halbverkohlten Toast in den greulichen Sudel. Aber solch kleine Misèren fühlen wir nicht, denn wir sind ja in Anuradhapura, der wunderbaren Märchenstadt, deren Ruf lange vor Christi Geburt weit über die Grenzen Lankas drang. Ihre Blütezeit fällt zwischen 300 vor und 300 nach Christi Geburt. Während dieser Zeit wurden die ungeheuren Riesenbauwerke geschaffen, die uns heute noch mit Staunen erfüllen.

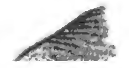
Hauptsächlich sind es drei Herrscher des singhalesischen Reiches, die sich, soweit es die Ausgrabungen bestätigen, um den Ruhm von Anuradhapura verdient gemacht haben, und deren Namen man auf Schritt und Tritt begegnet: Tisso (250 vor Chr. Geb.), Dutthagamini (164 vor Chr. Geb.) und Walagambahu (100 vor Chr. Geb.). Tisso erhob Anuradhapura, das bis dahin ein unbedeutendes Dorf war, zu seiner Hauptstadt. Unter ihm entstanden zahllose Prachtbauten, wie achtundsechzig Felsentempel, vierunddreißig Priesterhäuser, viele Nonnenklöster, schöne Dagobas und auf dem Berge Mihintale ein großartiger Tempel, zu dem eintausendachthundert Stufen emporführen. Außer um die religiösen Bauten machte sich der König auch um



Digitized by Google

die für ein tropisches Land so wichtigen Wasseranlagen verdient. Er verteilte über die ganze Insel Tanks und Reservoirs, deren Reste uns heute noch zeigen, auf welch bedeutender Höhe der Kultur Ceylon in jener frühen Periode stand. Ueber die damaligen Verhältnisse der Residenz gibt ein Reisender jener Zeit eine interessante Schilderung. Er schreibt, „es wimmelte von Beamten, die für die Wohlfahrt der Stadt bedacht waren. Fünfhundert Personen niedrigster Kaste sorgten für die Reinigung der Straßen, zweihundert dienten als Nachtwachen, einhundertundfünfzig begruben die Toten auf dem Leichenacker, den des Königs Fürsorge geschaffen hatte."

Dutthagamini (164 v. Chr. Geb.) kam erst nach blutigen Kriegen auf den Thron. Malabaren hatten sich der Herrschaft bemächtigt. Dieser Erfolg eines fremden Stammes auf der viel begehrten Insel weckte in Elala, einem Fürsten der Koromandelküste, den Wunsch, sein Glück auf Lanka zu suchen. Er überfiel es mit Heeresmacht, nahm Anuradhapura ein und setzte sich dort fest, zerstörte die Tempel und zertrümmerte die Bilder Buddhas. Dies war das Zeichen zum Aufstand. Dutthagamini zog an der Spitze eines starken Heeres aus dem Süden heran, um den Usurpator zu verdrängen. Der Sieg schwankte und wurde schließlich im Einzelkampf, hoch zu Elefant, vor den Toren der Stadt zwischen Dutthagamini und Elala ausgefochten. Dutthagamini siegte und bestieg den singhalesischen Thron, um, nachdem er nochmals die eindringenden Malabaren zurückgeschlagen hatte, sich ganz der Frömmigkeit und der Verschönerung seiner Hauptstadt zu widmen. Als buddhistischer Fürst fürchtete er für sein Seelenheil, denn die zahllosen Menschenleben, die er in seinen Kriegen geopfert hatte, erhoben eine furchtbare Anklage gegen ihn. Um seine Schuld zu sühnen und aus Ehrgeiz, der größte Bauherr der Geschichte zu sein, verwendete er fortan all seine Einnahmen und all seine Zeit zur Errichtung von Tempeln,



Digitized by Google

Dagobas, Priesterhäusern, und erbaute den an Pracht und Ausdehnung alles je Dagewesene übertreffenden „Erzpalast".

Nach Jahren des Friedens folgte unter Walagambahu (100 v. Chr. Geb.) abermals eine Periode der Unruhen und des Krieges. Wieder waren es die Malabaren, die das Eiland mit Heeresmacht überzogen, Anuradhapura eroberten und den König verjagten. Fünfzehn Jahre lang fristete der entthronte Fürst sein Leben in nur von Eingeborenen gekannten Felsenhöhlen. Die Heerführer der Malabaren verteilten das Reich unter sich. Anarchische Verwirrung riß ein und herrschte, bis Walagambahu aus seiner Verborgenheit trat und nach Vertreibung der Malabaren das Zepter von neuem mit starker Hand ergriff. In den nun folgenden Friedensjahren errichtete der König Wunderwerke, die seinen Ruhm bis in die fernsten Jahrhunderte verkünden. Außer den grandiosen Bauten, die unter seiner Regierung entstanden, machte er sich auch um die buddhistische Lehre hochverdient. Dieselbe beruhte bis dahin ganz auf mündlicher Ueberlieferung und war in furchtbare Korruption verfallen. Er versammelte deshalb fünfhundert der gelehrtesten Priester in jener Höhle, die ihm während eines Teiles seines Exiles in Mátalé als Zufluchtsstätte gedient hatte, und ließ die buddhistische Doktrin in einem großen Werk schriftlich niederlegen.

Mit der Regierungszeit Walagambahus schließt die Reihe der berühmten königlichen Bauherren ab, wenigstens soweit wir ihnen auf dem Ausgrabungsfeld begegnen. Nur Makalantisso (41 v. Chr. Geb.) verdient noch besondere Erwähnung, indem er sich durch ein kolossales Unternehmen auszeichnete. Da er bei seinem Regierungsantritt das Reich in Unordnung fand, erbaute er eine hohe Mauer, die seine Hauptstadt von allen Seiten umschloß. Diese Riesenmauer, deren Fundamente heute noch sichtbar sind, umzog eine Fläche von zweihundertvierundvierzig englischen Quadratmeilen. Die Länge der einzelnen Seiten betrug sechzehn

Digitized by Google

Meilen, was etwa der Entfernung von München nach Starnberg gleichkommt.

Die Herrscher, welche der höchsten Blütezeit Anuradhapuras folgen, zeichneten sich teils durch grenzenlose Demut gegen die Priesterschaft, teils durch das Interesse aus, das sie den Künsten, den Wissenschaften und den Wasseranlagen entgegenbrachten, welch letztere sie sorgfältig über die ganze Insel verteilten. Unter den gelehrten Königen erwarb sich (335 n. Chr. Geb.) Buddhaso als Mediziner ein besonderes Ansehen. Er verfaßte in Sanskrit ein chirurgisches Werk „Saratthasamgado", das einzige, welches in der asiätischen Literatur bekannt ist. Von ihm wurden Hospitäler und Asyle für Menschen und Tiere gegründet, was gewiß ein helles Streiflicht auf den Stand der damaligen humanitären Bestrebungen wirft.

Mit der Verlegung der Hauptstadt, erst nach dem uneinnehmbaren Felsen Sigiri und später (720) nach Pollanarua, verlor Anuradhapura seine Stellung im singhalesischen Reich und verschwand sozusagen aus der Geschichte. Nur unter Pracrama (1148 n. Chr. Geb.), mit dessen Regierungsantritt eine Art Renaissance für Ceylon erblühte, erinnerte man sich der alten Hauptstadt. Auf Geheiß des Königs sollte dieselbe restauriert werden, allein das Werk des Friedens wurde durch einen neuen Aufstand gestört. Anuradhapura blieb dem Verfall preisgegeben. Bedeckt und überwachsen von dichtestem Dschungel, schien es während vieler Jahrhunderte von der Erde verschwunden gewesen zu sein. Vor etwa fünfzig Jahren begannen die Engländer der verschütteten Zauberstadt nachzuforschen und sie der Vergessenheit zu entreißen, indem sie die gigantischen Trümmerhaufen, die staunenerweckend hohen Dagobas, Tausende von Säulen, Tempel und Paläste aus dem Urwald freilegten.

Die Sonnenstrahlen fielen bereits glühend vom Himmel herab, als wir den Garten des resthouse verließen, durch

Digitized by Google

dessen Bäume wir die Konturen eines jener ungeheuren Bauwerke schimmern sahen, wie wir sie in kleinerem Maßstabe als Dagobas kannten, hier aber zum ersten Male neunzig Meter hoch erblickten. Es machte einen verblüffend großen und mächtigen Eindruck.

Das Ausgrabungsgebiet ist durch eine innere und äußere „circular road“ umfaßt. Eine breite Straße durchquert den inneren Kreis von Nord nach Süd. Auf diese begeben wir uns zur genaueren Orientierung. An ihrem nördlichen Ende, dem sogenannten „Prozessionsweg“, liegt die von Tisso erbaute „Thuparama Dagobá“. Folgt man der einstmals sechzehn Meilen langen Straße (von der heute etwa 1½ Meilen dem Verkehr wiedergegeben sind), die in kerzengerader Richtung nach dem „Maha Wiharà“ und dem heiligen Bobaum führt, so erhebt sich rechts, etwa auf halbem Wege, die von Dutthagamini errichtete „Ruanwelli Dagoba“. Hinter derselben dehnt sich der Tissa-wäwa-See weit ins Land, und an ihn schließen sich zwei weitere Tanks an. Im Westen sieht man in größerer Entfernung die von Walagambahu geschaffene „Abhayágiriyà-Dagoba“. Wie ein gewaltiger Berg ragt das ungeheure Denkmal frommen Fühlens aus dem Dschungel hervor. Man hat die Empfindung, als ob die Hügel der Umgebung dem schwärmerischen Glaubenseifer des Königs zum Vorbild für seine Bauten gedient hätten, die er, um die Größe seiner Frömmigkeit zu beweisen, jedoch an Höhe noch zu übertreffen wünschte. Im Süden schließt die Straße mit der „Maha Wihara“, dem „großen Tempel“ ab, der einst den Mittelpunkt des „Mahamego“ — Großer Garten — bildete. In diesem standen die prunkvollsten Bauten auf weite Flächen verteilt. Jeder Tempel, jeder Palast, jedes Priesterhaus oder Kloster, lag für sich und war umgeben von grünenden Rasenplätzen, ausgedehnten Blumenanlagen, herrlichen Laubbäumen und himmelanstrebenden Palmen. Rechts von der Maha Wihara liegt die „Mirisawáti-Da-

Digitized by Google

goba", unweit des Tissa-wäwa-Sees, der durch den Holi-Ela gespeist wird und an dessen Ufern hingehend, man wieder an die Ruanwelli Dagoba gelangt.

In Anuradhapura, als Hauptort der Nord-Zentralprovinz, residiert der „government agent". — Die „Katschery", wie sein Haus heißt, das Post- und Telegraphenamt, die Kirche, die Missionsschule und unser resthouse sind die einzigen nennenswerten Gebäude. In der Nähe der Maha Wihara hat sich eine Straße im modernen Sinn mit Häusern, Hütten und Buden gebildet, in denen die Einwohner wie die Pilger das Nötige einkaufen, Fremde aber Photographien, Postkarten und Jagdutensilien erwerben können. Die Eingeborenen wohnen zum größten Teil in den parkähnlichen Anlagen des Ausgrabungsgebietes. Ihre Hütten sind tief eingenistet zwischen Bananen, Mais und dichtem Dschungelgrün. Unermüdlich müssen ihre Bewohner die Axt schwingen, um nicht in dem rasch wachsenden, alles überwuchernden Gestrüpp zu ersticken.

Wir beginnen unsern Rundgang mit dem Besuch des „Maha Wihara", dem „großen Tempel". Durch ein verfallenes Tor betreten wir einen geräumigen Hof. Der „Tempel" selbst ist spurlos verschwunden. Nur eine erhöhte Terrasse kann man noch sehen, auf welcher der heilige Bodhi oder Bobaum steht, der einst auf wunderbare Weise hierher verbracht wurde. — Buddha hat zwar ganz sicher niemals Nordindien verlassen, trotzdem erzählt die singhalesische Legende von seiner dreimaligen Anwesenheit auf Lanka, wie sie auch Wijeyo als einem Verwandten Buddhas die mehr als zweifelhafte Mission zuschreibt, die buddhistische Lehre auf das Eiland gebracht zu haben. Allein, sie faßte keinen Boden und ging im Yakka- (Dämonen-) und Naga- (Schlangen-)Kultus der Ureinwohner wieder verloren. Erst unter Tisso kam durch den frommen und tugendhaften Hohenpriester Mahindo der reine Buddhismus nach Lanka.

Digitized by Google

Baum. Es bebt unaufhörlich wie Espenlaub aus teilnehmender Freude — sagt der Buddhist — darüber, daß unter seinem Schatten Gautâma die vollendete Weisheit erlangte. Der Bobaum bildet nicht wie die Banyane („Ficus indica") Luftwurzeln. Er wächst leicht auf Mauern, Häusern und in den Spalten anderer Bäume. Man nennt ihn auch wohl Pimpalbaum; als solcher ist er der Schlange Kobra geweiht. Als nämlich Gautâma einst unter dem Bobaume saß und die sengenden Sonnenstrahlen zwischen den feinen bebenden Blättern auf sein Haupt niederbrannten, kam der Schlangenkönig Mucilinda und blähte seine „Haube" schützend über den Sinnenden aus.

Der Bobaum von Anuradhapura hat ganz Ceylon mit Ablegern versorgt, und die lückenlose Tradition seiner Geschichte macht es glaubhaft, daß es wirklich noch immer derselbe Baum ist, der aus dem heiligen Reis erwuchs, das Sanghamittha vom Ganges brachte.

Der weite Hof, in dem einst die von Tisso erbaute Maha-Wihara stand, und mit deren Namen jetzt der Bobaum bezeichnet wird, ist eine wunderbar stimmungsvolle Stätte. Unter Bäumen und Sträuchern liegen Skulpturen aller Art. Im zitternden Schatten des heiligen Baumes, von Lianen und Schlinggewächsen geheimnisvoll verschleiert, scheint aus der Erdentiefe ein sinnender Buddha hervorzusteigen. Wie aus dem Schoß der Vergangenheit richtet er sich auf. Beschauliche Ruhe liegt auf seinen schönen Zügen. Der weltabgewandte Blick schweift über uns hinweg in rätselhafte Fernen.

Der heilige Bobaum, dessen Schößlinge einen lieblichen Hain bilden, wächst wie aus einem riesigen Blumentopf hervor. Eine sich dreifach verjüngende Terrasse bildet den „wunderbaren Thron", zu dem breite Stufen emporführen. Ehe man dieselben betritt, überschreitet man den für jene Zeit charakteristischen „Mondstein", der allen Treppenstufen und Toren vorgelegt ist. Er ist ein halbkreis-

Digitized by Google

förmiger Stein, über den sich konzentrische Halbkreise ziehen. In die einzelnen Abteilungen sind Pferde, Büffel, Elefanten, Löwen oder Gänse — der heilige Vogel der Buddhisten — abwechselnd eingeschnitten. Rechts und links schließen die Halbkreise mit Lotosblumen und Blätterranken ab. Zu beiden Seiten des Mondsteins stehen „Prellsteine", 1½ Meter hohe, abgerundete Steinplatten, in denen der „Dwarpal", der Türhüter, eingehauen ist. Man versteht darunter eine Gestalt mit eingeknickter Hüfte, die sehr an die indische Darstellungsweise erinnert. Der Kopf des Wächters ist von einer siebenköpfigen Kobra mit aufgeblasenem Halsschild (Haube) geschützt. Zu seinen Füßen hockt ein grotesker Zwerg. Wie der Türhüter, so trägt auch das Treppengeländer indischen Charakter und erinnert an jenes, welches die Stufen des heiligen Schreins in Tanjore schmückt. Aus dem Rachen eines Löwenkopfes zieht sich ein Elefantenrüssel schlangengleich nach abwärts und verläuft hinter dem „Dwarpal" in eine Schnecke.

Wir steigen die verfallene Treppe zur oberen Terrasse hinauf, die mit einem Eisengitter umfaßt ist. Ein kleiner Altar lehnt an dem alten heiligen Baumstamm. Stark duftende Blumen liegen über ihn hingestreut. Zarte Farne, Jasmine, lange gelbe Glocken der „Alamanda", weiße Sterne der Tempelblume, süßer, bernsteinfarbiger Champac und federähnliche Blüten häufen sich in leuchtender Fülle. Ein Priester im gelben Gewande schreitet mit ruhiger Würde zum Altar. Feierlich legt er Blumen und Früchte als Opfer nieder. Unzählige Aeffchen huschen über die Plattform, schwingen sich in die Zweige der eisgrauen Majestät und stürzen sich gierig auf die lockenden Bananen, die in blinkenden Gefäßen zwischen der Blumenfülle stehen. — Ein geheimnisvolles Flüstern säuselt durch das uralte Geäst. Feine Silberblätter fliegen über die Terrasse. Andächtig neigt sich der Priester und hebt sie liebevoll auf. —

Digitized by Google

Bewegt von dem ungeheuren Alter dessen, was uns umgibt, verlassen wir den „Maha Wihara“ und treten in den zunächstliegenden Erzpalast. Staunend steht man in einem Wald von steinernen Säulen. Der „Lowa Maha Paya“ oder Erzpalast verdankt seinen Namen den Metallplatten, mit denen das Dach belegt war, und gilt für eines der größten Prunkgebäude, die jemals existiert haben. Er hatte neun Stockwerke zu je hundert Zimmern, und in den neunhundert Gemächern wohnten lauter Priester. Der Bau muß eine Art Stufenpyramide gewesen sein, ähnlich dem Grabe Akbars in Sinkandarah. Die 1600 Granitmonolithe sollen eine Terrasse getragen haben, auf der die aus leichterem Material gefertigten übrigen Stockwerke sich erhoben. In der Mitte des Palastes lag ein herrlicher Saal mit goldenen Pfeilern, die auf Löwen und Elefanten von gleichem Metall ruhten. Die Wände waren mit Blumenmosaiken aus funkelnden Edelsteinen geschmückt und von Perlengirlanden umzogen. In der Mitte der Halle stand ein reich geschnitzter, kostbarer Elfenbeinthron. Zu seinen beiden Seiten waren Sonne und Mond angebracht. Hier saß unter einem weißen Ehrenschirme, dem Sinnbild der Herrschaft, der hohe Priester.

Dutthagamini (164 vor Christi Geburt) ist der Erbauer dieses Wunderwerks. 100 Jahre früher hatte Mahindo, der erleuchtete Prophet Tissos, den Bau des Tempels vorhergesagt. Als Dutthagamini von seiner Weissagung vernahm, suchte er — wie in der „Mahavanso“ erzählt wird — nach derselben und fand sie auch mit Hilfe der Priester versteckt in einer Vase des Palastes. Auf goldener Tafel stand sein Name als Erbauer des Tempels prophezeit, und eine großartige Schilderung war über den zukünftigen Palast beigelegt, der den Priestern geweiht werden sollte. Der König, hochbeglückt durch diese göttliche Auszeichnung, versammelte seine Priesterschaft und versprach, den Bau auszuführen, falls genau festgestellt würde, von welcher

Digitized by Google

Art jener Palast sei, den die göttlichen Geister oder Dewas bewohnen. Flugs machten sich acht Priester auf die himmlische Reise, um den Bauplan zu holen, und brachten denselben unverzüglich zurück. Auf einem Blatt war er mit rotem Stift fein säuberlich aufgezeichnet. Der König, gar nicht erstaunt ob des leichten Verkehrs zwischen Himmel und Erde, baute, ohne durch Fragen lästig zu werden, und in der Hoffnung, einstmals nach seinem Tode in „Dewa Loka", dem Urbild seines Bauwerkes einzuziehen. Die wunderbare Pracht der Ausstattung war der Grund zu häufigen Plünderungen und dem frühen, gänzlichen Verfall des Palastes. Far Hiam, der chinesische Weltreisende, sah ihn 421 nach Christi Geburt noch teilweise erhalten, und ihm verdankt man seine Schilderung. — An der Verbrennungsstätte der alten Könige vorbei, gelangen wir zu dem „Pfauenpalast". Sein stolzer Name ist alles, was von ihm übrig geblieben.

Hatte uns schon der Erzpalast durch die Beschreibung seiner phantastischen Verhältnisse verwirrt, so näherten wir uns ganz verblüfft der ungeheuren Glocke, die sich in stupender Höhe zum Himmel erhebt. Es ist die „Ruanwelli" oder „Goldstaub-Dagoba", die so hoch wie die St. Paulskirche in London ist. Aehnlich dem Erzpalast ist sie infolge einer geschickt inszenierten Prophezeiung vom König Dutthagamini errichtet worden. Wunder begleiteten ihren Bau. Ein Erdbeben verkündete die Grundsteinlegung. Das Baumaterial flog durch die Luft, was vielleicht als poetische Wendung für die Tatsache gelten könnte, daß damals gerade in der Nähe eine große Menge Ziegelerde gefunden wurde.

Die Dagoba ist charakteristisch für alle buddhistischen Länder. Durch solche verlassene oder nicht mehr verehrte Schreine ist es möglich, zu konstatieren, wo Buddhas Lehre geherrscht hat, selbst dort, wo seine Religion nicht mehr existiert oder der Name des Stifters überhaupt vergessen

Digitized by Google

ist. Ob sie Stupen oder Topen usw. genannt werden, ob sie in Indien, Ceylon, Java oder in Japan stehen, überall zeigt „das Grab der Reliquien“ dieselbe Form, wenn auch mit geringen Abänderungen. Die Ruanwelli-Dagoba kann man als Typus für die auf Ceylon üblichen Reliquienschreine bezeichnen. Der glockenförmige Bau ist aus solidem Mauerwerk hergestellt und war einst mit Chunam — einer Art Emaille, so hart wie Elfenbein — überzogen und glänzend weiß poliert. Er umschließt einen Hohlraum, in dem die Reliquie (ein mit Perlen und Edelsteinen gefaßter Schulterknochen Buddhas) niedergelegt ist. Dieser „geränderte Spitzkegel“, wie man die Form der Dagoba auch nennen kann, steht auf einer quadratischen Terrasse, welche auf einem dreißig Meter tiefen Unterbau ruht. Letzterer besteht aus Lagen von gehärtetem, mit Chunam gemischtem Stein, aus Platten von Eisen und Kupfer und aus Millionen Tonnen Mauerwerk, das von Elefanten mit sorgfältig durch Lederschuhe geschützten Füßen niedergestampft wurde. — Der Umgang zwischen der Terrasse und äußeren Umwallung heißt „Elefantenpfad“, weil unter der Terrasse Elefanten ausgehauen sind, als ob sie mit Kopf und Vorderfüßen aus dem Mauerwerk brächen. Vor der Treppe, welche auf die Terrasse führt, liegt ein besonders schöner, gut erhaltener Mondstein.

Auf der Terrasse ist eine Art Museum arrangiert. Bemerkenswerte Ueberreste glanzvoller Zeit, als reich verzierte Altäre, Simse, steinerne, kunstvoll beschriebene Platten, Elefantenköpfe, kleine, wohl als Vorbilder gedachte Dagobas, schöne Buddhaköpfe und überlebensgroße Königsfiguren stehen und liegen herum. Diese Steinstatuen sind zweifellos Porträtfiguren. Besonders gut erhalten und erst kürzlich aufgefunden, fesselt vor allem Dutthagamini den Blick. Sein fein gefälteltes Gewand fließt in einfacher Drapierung von den Schultern herab. Neben ihm steht Batiatisso, von dem Major Forbes, der englische Altertumsforscher, sagt,

Digitized by Google

„daß er den Ausdruck eines Fanatikers habe, welcher, auf den Himmel hoffend, die Erde zur Hölle gestaltet." Nicht weit von seinem Standplatz werden uns Vertiefungen gezeigt. Es sind die Spuren der königlichen Knie, die sich infolge der langen Andachten in den Stein gruben. Neben diesen Zeichen übermenschlicher Frömmigkeit dringt aus dem Spalt zwischen den Granitsteinen ein blattloser Baum hervor, der weißblühende Sterne trägt, die heilige Tempelblume, die gespenstig an scheinbar abgestorbenen Aesten wächst. Die Schönheit der Ruanwelli-Dagoba liegt in ihren Proportionen, d. h. in dem Verhältnis zwischen der Größe der Terrasse und jener der Glocke. Trotz ihrer Masse baut sie sich frei und leicht empor. In feierlicher Ruhe und Erhabenheit hebt sich der Bau majestätisch gegen den lichtblauen Himmel ab.

Die innere „circular road" führt uns nun zu der „Thuparama-Dagoba", die als der älteste Reliquienschrein gilt. Sie soll von Tisso errichtet worden sein und ist, obwohl sie weit über zweitausend Jahre steht, ganz merkwürdig gut erhalten. Ein Schenkelknochen Buddhas liegt in ihr verwahrt. Die Thuparama-Dagoba ist kleiner als viele andere auf Ceylon. Sie übertrifft dieselben aber alle an „Eleganz und Einheit der Zeichnung, an Schönheit der Detailskulpturen und durch ihre graziösen Säulen". Vier schlanke Säulenreihen, welche nach außen an Höhe abnehmen, ziehen sich in konzentrischen Kreisen um sie herum. Man vermutet, daß dieselben als Träger für ein Dach dienten, oder, daß man Querbalken auf sie legte, welche dann zum Aufhängen von Bildern benutzt wurden, die Szenen aus der buddhistischen Geschichte darstellten. Major Forbes sagt, obwohl die Einfachheit das hervorragende Charakteristikum des Restes altsinghalesischer Architektur sei, so könnten sich doch ihre Bildhauerarbeiten — immer das gleiche Material voraussetzend —, was Tiefe und Schärfe des Schnittes anbelange, mit den besten Arbeiten

Digitized by Google

moderner Kunst messen, wogegen die Behandlung des Figürlichen, die Lebendigkeit der Bewegung, sowie die große Korrektheit der Proportionen von den modernen Eingeborenen nicht mehr erreicht würden.

In der Nähe der Thuparama-Dagoba stand einst der „Palast des heiligen Zahns", in welchem die Reliquie geborgen lag, als sie zuerst nach Ceylon kam und bevor sie nach Kandy verbracht wurde. Ein kleiner, bescheidener Erdhügel wird uns gezeigt. Hier ruht die Asche Sanghamitthas, jener rührenden Gestalt, die in grenzenloser Hingebung an ihren Glauben den glanzvollen Hof ihres Vaters Asoka verließ, um ihre religiöse Ueberzeugung in ferne, unbekannte Lande zu tragen. Nachdem die liebliche Priesterin Scharen frommer Frauen belehrt, ihnen die Weihe gegeben und viele Klöster gegründet hatte, starb sie in stiller Zurückgezogenheit. Sehr im Gegensatz zu diesem einfachen Grabhügel steht die imposante Ruhestätte ihres Bruders Mahindo. Mit ungeheurem Pomp und unter den Tränen eines ganzen Volkes ward seine Leiche auf den Berg Mihintale verbracht. Ueberwältigt von Schmerz, entzündete der König selbst den Scheiterhaufen seines Lehrers und königlichen Freundes.

Ueberall zwischen den Bäumen und Büschen ragen Säulen, Priesterhäuser, Paläste und Tempel hervor. Hier steht auch ein kolossaler Trog, „Pandou oruna", d. h. „Färberwanne", welcher zum Gelbfärben der Priestergewänder diente; etwas mehr nach Norden befindet sich ein zweiter von riesigen Dimensionen. Es ist der aus einem Granitblock gehauene Elefantentrog, 2½ Meter lang und 1½ Meter hoch und breit. Er wird als Gefäß bezeichnet, in dem die Reisspenden in Empfang genommen wurden, welche den Hunderten von Priestern zuflossen, die im Bezirk des Tempels versammelt lebten. Vielleicht war diese ungeheure Reisschüssel das Pendant zu der unglaublich großen, 62 Fuß langen, 3½ Fuß breiten, 2 Fuß tiefen

Digitized by Google

„Bowle“, die im Erzpalast steht, in welcher der Lieblingstrank für die tausend Priester des Palastes gebraut wurde. Nicht weit von diesem immensen Bassin gewahrt man eine sargähnliche Steinwanne, in Form und Größe dem menschlichen Körper nachgebildet, welche der Tradition zufolge dem König als Bad diente, wenn er am Stich eines schwarzen Skorpions litt.

Nach den Ruinen zu urteilen, die ringsumher im Grün versteckt liegen, könnte man meinen, es habe sich um jeden Tempel eine ganze Stadt gebildet. Zahllos sind die Namen, mit welchen der Führer diesen Stein, jene Säule oder jenen Steinbaldachin als Reste der verschiedensten Bauten bezeichnet. Welch ein Leben muß einst hier geherrscht haben, und welche Grabesruhe und Totenstille, welche grenzenlose Einsamkeit liegt jetzt auf der Stätte herrlicher Vergangenheit. Phantastische Bilder steigen vor uns auf. Wir folgen der Erzählung des gelehrten Eingeborenen, und in märchenhaftem Glanz scheint sich die lange, breite Straße zu beleben. Triumphbogen, mit aus Gold und Silber gewobenen Flaggen geziert und mit Blumen umwunden, überwölben sie. Weiß „wie der Kern einer Kokosnuß“ leuchtet der Mittelpfad, während rechts und links die Fußwege mit schwarzem Sand bestreut sind. Zu beiden Seiten der Straße schlingen sich grüne Girlanden von Mast zu Mast. Zwischen Nischen aus grünem Laub, in denen kostbare, Lampen tragende Statuen aufgestellt sind, stehen silberne Duftvasen und goldene Becken, gefüllt mit Blumen. Unter dem Brüllen der Elefanten, dem Wiehern und Stampfen der Pferde, dem Schlagen des Tamtams und unter dem Klange der Zimbeln und Muschelhörner jauchzt die endlose Prozession daher. Es rauscht wie das Rollen des brandenden Meeres. Der Ruf „Saadhu“, „Lange lebe der König“, schallt durch die Luft. Duftender Weihrauch steigt zum Himmel auf. An der Spitze des Zuges erscheint der mächtige König; ihm zur Seite die liebreizende

Digitized by Google

Königin. Sie tragen goldene Kronen. Auf ungeheuren, pomphaft aufgeschirrten Elefanten thronen sie in prunkvollen Türmen. Ihnen voran wandeln reich geschmückte Jünglinge und holde Jungfrauen. Sie tragen Fahnen und Früchte oder streuen Blumen. Hinter den Elefanten schreitet die Leibwache des Königs: Heldengestalten, Halbgötter, die mit einem Hieb ihres mächtigen Schwertes den Körper des Elefanten zu spalten vermögen. Ihnen folgen von weißen Zeltern gezogene schimmernde Wagen. Unter weißen und roten Ehrenschirmen sitzen die Großen des Reiches. Priester, Mönche, Nonnen, Pilger und Kriegsvolk, eine unzählige Menge von Tänzern, Taschenspielern und Musikanten jeder Art und jeglicher Nation drängen nach. Es ist Neumondfest. Sie ziehen zur Jettavara-Dagoba, die, über und über mit Büschen lieblich duftenden Jasmins bedeckt und in eine ungeheure schneeige Blütenlaube verwandelt, riesengroß sich zum Himmel emporhebt.

Doch nicht bloß heute allein wogt in der „via sacra" solch festliches Gepränge, nein, in dieser Zauberstadt wird jeder Tag zum Feste, und die Straßen prangen endlos neu in frischem Blumenschmuck und Kranzgewinden. In dem sagenumwobenen wunderbaren Priesterreich von Anuradhapura fließt das ganze Jahr als ein einziger langer herrlicher Feiertag festlich dahin. Kaum ist es möglich, sich von der Glanzperiode Anuradhapuras, von seiner Weitläufigkeit, seinem Luxus eine Vorstellung zu machen. Die ganze Stadt war in ihrer immensen Ausdehnung von einer Mauer umschlossen, und die Bauten Tissos und Dutthagaminis bildeten den Mittelpunkt derselben. Von Nord nach Süd, von Ost nach West durchquerten sie sechzehn Meilen lange Straßen. Da gab es eine Mond-, Königs-, Fluß- und Ochsenstraße, und in der Mondstraße standen z. B. allein elfhundert zweistöckige, reich ornamentierte Häuser. An den Kreuzungen dieser Straßen waren Lehrhallen erbaut. Priester riefen aus goldenen Muscheln die

Digitized by Google

Menge zum Gebet oder, um das „Gesetz" zu hören. Seen und Tanks waren angelegt, wie wir sie heute noch in der Nähe der Ruanwelli-Dagoba sehen. Bewässerungskanäle durchzogen die Wiesen und Anlagen, die in ihrer duftigen Pracht die ganze Stadt zu einem paradiesischen Garten machten.

Vorbei ist aller Glanz des Lebens. Von dichtem Dschungelgrün überwachsen, liegt die vielsagende Trümmerwelt in einsamer Verlassenheit. —

Die Hitze ist unerträglich. Es ist ein Uhr, als wir matt und müde ins resthouse treten. Hier erwartet uns das lunch, Suppe aus Mooswasser, ein paar mit ranziger Kokosnußbutter zubereitete Sumpfgerichte, dazu verschimmeltes Brot. Als Getränk lauwarmes Sodawasser. Der Kaffee ist ungenießbar. Nach diesen kulinarischen Genüssen pflegen wir ein paar Stunden der Ruhe.

Auf vier Uhr ist der Wagen bestellt, mit dem wir eine Rundfahrt über die äußere „circular road" unternehmen wollen. Aber was für ein sonderbares Gefährt erscheint! Den einzigen Wagen mit dem einzigen im Orte verfügbaren Pferde hatte bereits der „gekränkte Engländer" zu einer Tour nach Mihintale gemietet. Allerdings sehr zu seinem Schaden. Das bockige Pferd ging nicht vorwärts, sondern im Kreise, und er mußte die acht Meilen nach dem Felsentempel größtenteils zu Fuß zurücklegen. Für uns blieb nur ein „bullockcart". Auf zwei hohen Rädern wippt ein langer Tunnel aus geflochtenen Palmblättern auf und nieder. Ein paar kleine Zebuochsen sind der „absunderlichen" Equipage vorgespannt. Der Kutscher sitzt zwischen den Zugtieren auf der Deichsel. Er springt ab, um den Karren zurückzuhalten, wenn der Weg abwärts, oder mitzuziehen, wenn er aufwärts führt. Unter dem halbkreisförmig gewölbten Palmendach stehen drei Wiener Rohrstühle und eine kleine Kiste, welche zugleich dem Führer als Sitz und uns als Stufe dient, um ein- und

Digitized by Google

auszusteigen. Mit einem schwachen Trabversuch beginnt die Fahrt. Der Tunnel wiegt sich auf und ab, schwankt von rechts nach links. Die Stühle, auf denen wir sitzen, rutschen hin und her. Wir stoßen uns gegenseitig die Köpfe, sinken uns unfreiwillig in die Arme und sind froh, als sich die mutwilligen Oechslein zu einer ruhigeren Gangart bequemen.

Auf gut gehaltener Straße fahren wir durch ein wundervolles Parkland, das außerdem von grasigen Wegen durchkreuzt wird, welche die einzelnen Sehenswürdigkeiten verbinden. Zahllos sind die Ruinen, die im Dschungel in kleineren und größeren Lichtungen angehäuft stehen und liegen. Vor allem sind es die „Pokunas", die Badeplätze der Priester, der Könige und der Laien, die wir heute besuchen. Jedes Kloster, jeder Palast und jedes Wohnhaus hatte sein eigenes Bad. Als ganz besonders interessant gilt das „Kuttam Pokuna". Es ist ein Zwillingsbad, welches einen merkwürdigen Beweis für den großartigen Luxus in damaliger Zeit liefert. Durch einen grün bewachsenen Pfad getrennt, liegen zwei schön gebaute Tanks dicht nebeneinander. Mit Steinplatten belegte Terrassen fassen sie ein, und mehrere Treppen mit hübschen Geländern führen in das Bassin hinab. Einer der beiden Tanks ist restauriert, während der andere in seinem verfallenen Zustand wohl den Archäologen zum Studium reserviert bleibt. Ebenso wie das „Kuttam Pokuna" ist auch das Königinnenbad bemerkenswert, welches eine Nische zeigt, die direkt am Wasserspiegel liegt und als der Raum bezeichnet wird, in dem die Königin ihre Gewänder ab- und anzulegen pflegte.

Alle paar Minuten müssen wir aus dem Tunnel kriechen. Kaum, daß wir, von dem Anblick irgendeines Badeplatzes der Priester, der Königin oder der Elefanten befriedigt, abermals unter unser Schattendach geklettert sind, befiehlt der Führer: „Bitte aussteigen, hier ist ein Tempel zu sehen." Wir turnen zurück auf die Straße und stehen vor einem

Digitized by Google

ungeheuren Grashügel, unter dem die dreihundert Fuß hohe Dagoba verschüttet liegen soll, die einst von Walagambâhu zum Andenken an die glückliche Errettung seiner Gattin aus malabarischer Gefangenschaft errichtet worden wär. Oder es heißt: „Dort ist ein Palast zu besichtigen." Wiederum krabbeln wir aus dem Schacht heraus, in dem man nur ganz gekrümmt stehen kann, und werden vor eine Plattform geführt, auf der ein paar Dutzend geborstene Säulen stehen. Bald müssen wir hierhin, bald dorthin gehen, immer ein- und aussteigen.

Unser Führer Srumini ist ein kluger, elegant aussehender Singhalese. Aber er verlangt zu viel von unsern akrobatischen Fähigkeiten. Er war Schullehrer, verlor jedoch seinen Posten, weil er dem Trunk verfiel und, statt alltäglich in die Schule zu gehen, jeden dritten Tag bewußtlos im Graben aufgefunden wurde. Es ist schade um den Mann! Halb Gelehrter, halb Poet, weiß er viel wahre, viel sagenhafte Dinge aus grauer Vorzeit zu erzählen, als noch froh bewegtes Leben in der heute unsichtbaren Königsstadt wogte. — Wie mit großen Scheuklappen fahren wir einher. Gelüstet es uns wirklich einmal, mehr als das braunrote Genick unseres Kutschers zu sehen, müssen wir uns den Hals verrenken und können dann doch nicht mehr als ein paar Bäume erblicken. Schließlich werden wir dieser lästigen gymnastischen Uebungen müde. Mit einem kühnen Sprung verlassen wir den Karren, um den übrigen Teil des Weges zu Fuß zu gehen. Trotz der vorgerückten Nachmittagsstunden hat es noch immer dreißig Grad Reaumur im Schatten. Langsam folgen wir einem grasbewachsenen Weg.

Unter einer von bunt blühenden Lianen überwucherten Tamarinde steht ein reizender kleiner Baum. Vier schlanke Säulen tragen ein flaches Dach mit verzierten Architraven, feinen Simsen und hübschem Fries. Die Linien der Skulpturen sind trotz der Jahrhunderte, während derer sie den

Elementen preisgegeben waren, noch so wundervoll erhalten, als ob sie erst kürzlich gemeißelt worden wären. Der zierliche Baldachin muß einem Königspalast angehört haben, denn der Architrav ist mit dem zu Ranken verschlungenen Boblatt verziert. Dieses Blatt galt als so heilig, daß es nur auf dem königlichen Palast und auf den Gegenständen abgebildet werden durfte, die dem persönlichen Gebrauch des Herrschers dienten. — Nun gelangen wir zu einem wundervollen Festsaal mit herrlichem Laubdach. Zwischen einer Gruppe aufrechtstehender hoher Monolithe wachsen mächtige Bäume empor. Die Dschungelrebe windet sich zu grünen Girlanden und schlingt sich in großen Bogen festlich von Säule zu Säule. — Wir gehen weiter und weiter. Wohin wir blicken, gewahren wir Säulen, Mondsteine und Trümmer.

Eine schwermütige Ruhe liegt auf der versunkenen Märchenstadt. Nur der herbe Schlag des scheuen Dschungelvogels tönt leise aus der Ferne. Die Luft ist feucht und schwül. Etwas geheimnisvoll „Wartendes" durchdringt die stimmungstiefe Dschungelpoesie. Mit einer gewissen Befangenheit blicken wir um uns, spähend, ob sich die üppige Tropenwildnis nicht teile und Gestalten längst verklungener Zeiten aus dem undurchdringlichen Grün hervorbrechen. — Wie gebannt, bleiben wir plötzlich stehen. Dort, aus dem düsteren Zwielicht des Dickichts steigt eine geisterhafte Erscheinung vor uns auf. Ein gigantischer Buddha erhebt sich grau und ernst mitten in der Tiefe des Waldes. Feierlich kehrt er die Handfläche gegen uns und scheint dem weihelosen Fremdling seinen neugierig nahenden Blick zu verwehren. In schattenhafter Größe steht der „Vollendete" vor uns. Kein Laut dringt durch die Einsamkeit. Selbst der unermüdliche Dschungelvogel ist verstummt. — Alles schweigt. — Es ist totenstill — wie verwunschen stehen wir inmitten dieser fernen, ausgelebten Welt. Die grünen Baumwände scheinen auf uns einzudringen, uns erdrücken und,

Digitized by Google

wie alles, was einst auf dieser wundersamen Stätte stand, verschlingen, begraben zu wollen. Die luftlose Eingeschlossenheit des Dschungels beklemmt die Brust, man glaubt, zu ersticken.

Die Sonne ist bereits untergegangen, als wir das resthouse erreichen. Wie ausgestorben liegt es im stillen Garten unter den hohen Bäumen. Auf die Ankunft der Post, die mit einer Verspätung von zwei oder drei Stunden erst gegen elf Uhr eintreffen soll, wird mit dem Dinner nicht gewartet. Ermüdet, bilden wir eine schweigsame Tafelrunde, in welcher der „gekränkte Engländer" aber fehlt. Er ist mit dem rundziehenden Pferde von seiner Tour nach Mihintale noch nicht zurückgekehrt. Die Temperatur bleibt heute bis zum späten Abend unerträglich heiß. Vergebens suchen wir unter der Veranda in den bequemen Singapurstühlen Kühlung. Der unermüdliche Ruf des Dschungelvogels klingt wie der Schlag des Hammers in einem nahen Steinbruch quälend durch die schwüle Nacht.

Ich bin heute kaum fähig, meine täglichen Aufzeichnungen zu machen. Gänzlich ermattet gehe ich früh zur Ruhe — doch nur kurz war der Schlaf. Nach kaum einer Stunde werde ich durch das Poltern der ankommenden Postpassagiere geweckt. Die Zimmereinteilung paßte den neuen Gästen nicht. Betten werden hin- und hergetragen, und die Unzufriedenen räsonnieren. Auch die Hunde der Nachbarschaft sind erwacht und rebellieren. Erst kläffen sie die Fremden, dann den Mond an. Eben haben sich die Hunde beruhigt, da beginnt das unheimliche Bellen der Schakale, die das Haus umkreisen. Das kann eine heitere Nacht werden, denke ich mir. Da fällt ein Schuß. — Lautlose Stille folgt. Wie die Wehklage eines Sterbenden, eines Erstickenden, dringt ein gräßlicher Verzweiflungsschrei durch die schweigende Nacht. — Ein Stöhnen — und dann nichts mehr. — Der Mond scheint geisterhaft in den kleinen grünen Hof vor meinem Fenster. Dunkle Schatten huschen unhör-

Digitized by Google

bar vorüber! Welch grause Tat mochte da draußen im finsteren Dschungel geschehen sein? — Neugierde und Furcht hielten mich eine Weile wach, dann siegte die Müdigkeit, und ich sank in tiefen Schlaf.

8. Februar. Heute morgen erkundige ich mich sogleich nach dem Unglück, das sich diese Nacht ereignet haben mußte. „Unglück?" wiederholte der Boy blödsinnig, und sieht mich verständnislos an. „Der Schuß, wen hat er getötet?" fragte ich. „Ach, lady, den hat ein Engländer abgefeuert, um die Schakale zu verscheuchen." „Aber der Verzweiflungsschrei, die Klage, das Stöhnen eines Menschen, woher kam dieses?" frage ich weiter. Entsetzt wendet sich der Boy ab, und lebhaft gestikulierend beteuert er, nichts gehört zu haben. „Poor lady," flüstert der gute Charley. Mein Schicksal war besiegelt. Es war der „Teufelsvogel" gewesen, und wer seinen Warnungsruf hört, der muß sterben. Das war ja eine recht angenehme Enthüllung. Aber ich will durchaus nicht sterben, sondern vielmehr den Todesverkünder sehen. Man sagt mir, daß dies unmöglich sei. Deshalb wird er wohl auch so gefürchtet sein. Niemand hat je den unsichtbaren Vogel gesehen. Die wenigen, die ihn aber dennoch sahen, beschreiben ihn als eine Eulenart, deren buntes Gefieder ebenso herrlich sei, wie der Gesang des Vogels gräßlich und abscheulich klingt.

Es ist Sonntag. Um 6½ Uhr erscheint der wippende Tunnel. Wir besteigen den dunkeln Schacht mit der Aussicht auf das braunrote Genick des Tamilen. Langsam setzen wir uns in Bewegung. Die Straße führt an Dagobas, Klöstern und Pokunas vorüber. Einer dieser verlassenen Badeplätze ist ganz besonders reizvoll. Inmitten dichten Baumgestrüpps liegt unter wundervollem blauem Himmel ein lieblich mit Nymphäen überzogener Teich. Nicht weit von diesem blumenbedeckten Weiher gewahren wir wieder eine jener einsam im Walde aufgestellten Buddhafiguren.

Digitized by Google

Schwarz und riesengroß sitzt der „Erleuchtete" unter mächtigen Bäumen. Seit Jahrtausenden sinnt er mit trübem Lächeln vor sich hin. Im Schattenspiel des sanft bewegten Laubes scheinen sich seine Züge zu beleben.

Nach einer Stunde Fahrt verläßt die äußere „circular road" den Dschungel, um alsdann an einem großen See entlang zu führen. Es ist der Bassawa-kulam (kulām und wäwa bedeutet See), einer der acht großen Tanks, die einst in Anuradhapura lagen. Von allen Bauten, welche die singhalesischen Fürsten ausführten, haben keine staunenswertere Spuren hinterlassen als ihre Bewässerungswerke. Es ist ein merkwürdiges System künstlicher Seen, Tanks und Kanäle. Mit Umsicht und Geschick waren sie über das ganze Land verteilt und bewässerten es nach Bedarf, ihm die dreimalige Jahresernte sichernd. Gesundheit, Kraft, Reichtum und Blüte des singhalesischen Reiches stand und fiel mit dem richtigen Funktionieren dieser Wasseranlagen. In den Seen wurden die in sie geleiteten Flüsse gestaut und der niederfallende Regen aufgefangen. Meistens waren die Bodenverhältnisse bei der Anlage der künstlichen Seen ausgenützt, das abfallende Terrain durch einen Damm abgeschlossen worden.

Der „Kalawäwa", welcher heute, wie vor zweitausendfünfhundert Jahren, die Zentralnordprovinz der Insel mit Wasser versorgt, ist der zweitgrößte Tank Ceylons. Bei einem Umfang von sechzig Kilometern nimmt er drei große Flüsse in sich auf. Ein kolossaler, elf Kilometer langer und sechzig Fuß hoher, von riesigen Steinblöcken und Erde aufgeführter Damm schließt ihn ab. Eine zwanzig Fuß breite Straße führt über ihn hin. Alle Tanks oder künstlichen Seen wurden nach dem gleichen Prinzip angelegt. Die Dämme sind mit Schleusen versehen, welche den Abfluß des Wassers regulieren.

Im Norden Ceylons liegt ein Tank, „der Wanny" oder Riesensee, der erbaut wurde, um der dortigen Be-

Digitized by Google

völkerung, welche nur alle drei Jahre auf eine Ernte rechnen durfte, für den jährlichen Ertrag ihrer Felder Gewähr zu leisten. Dieser „Riesentank" hatte die Größe des Genfersees. Allein, er trat niemals in Funktion. Infolge falscher Berechnung der Höhenverhältnisse wurde das Wasser nicht gestaut, sondern verlief sich. Die Holländer fanden seinerzeit auf dem Terrain des Tanks vierundzwanzig armselige Dörfer angebaut.

Unter Prakkrama (1253 n. Chr. Geb.), dessen Regierung als eine Renaissance für Ceylon geschildert wird, wurden eintausendvierhundertundsieben Tanks zum allgemeinen Gebrauch, hundert Tanks für Klöster erbaut und außerdem eintausenddreihundertfünfundneunzig Tanks restauriert. Der König erkannte die Wichtigkeit des Bewässerungssystems, die Tragweite seiner Erhaltung. Ueber das ganze Land verteilte er „Merksteine", deren Inschriften die Pflege der Tanks anbefahl. Auf manchem Felsen sieht man die Mahnung eingemeißelt. Als man aufhörte, ihrer zu achten, sank Macht und Reichtum dahin. Nur durch den Königsdienst „Raja Kariya" war die Erbauung und Erhaltung der großartigen Wasseranlagen möglich gewesen. Dieser zwang jeden einzelnen Untertanen zu einem fünfzehntägigen Frondienst im Jahr, und verpflichtete die Dorfgemeinde zur Instandhaltung ihrer Tanks. Mit der laxeren Behandlung des „Raja Kariya" begann der Verfall der Tanks. Mit seiner Aufhebung traten entsetzlicher Wassermangel, Mißernten und Hungersnot ein, denen verheerende Seuchen folgten. Ganze Dörfer starben aus.

In Erkenntnis der Gefahren, welche die Vernachlässigung der Wasserwerke mit sich führt, begann die englische Regierung vor etwa vierzig oder fünfzig Jahren mit der Wiederherstellung der alten Anlagen. Jeder Gouverneur der Insel sucht, wie die alten mächtigen singhalesischen Fürsten, seinen Ruhm im Ausbauen und im Anlegen von Irrigationswerken. Sir Arthur Hamilton Gordon war es,

Digitized by Google

der 1888 vor allem die Notwendigkeit erkannte, den „Kalawäwa" und den „Yoli-Ela", den Riesenkanal, wieder herzustellen. Dieser sechsundachtzig Kilometer lange, vierzig Fuß breite Kanal versorgte einst während seines Laufes aus dem „Kalawäwa" nach Anuradhapura achtzig große Dorftanks mit Wasser, und speiste schließlich, abgesehen von zahllosen kleinen, die drei großen Tanks der alten Hauptstadt, den Kalawäwa, den Bassawa-kulam und den Bulankulam. Der Tissawäwa, an dem die Ruanwelli-Dagoba liegt, ist im dritten Jahrhundert vor Chr. Geb. von Tisso erbaut. Alle andern Tanks der Stadt wurden durch ihn mit Wasser versehen. Drei derselben sind restauriert und heute wieder im Gebrauch. Streng sind sie den verschiedenen Bedürfnissen zugeteilt. Einer der Tanks ist zum Baden für Mensch und Tier, der zweite zum Waschen der Gewänder bestimmt, während der dritte als Reservoir für Trink- und Kochwasser dient. Jeden Sonntag, so sagt unser Führer, werden die Tanks in den Yoli-Ela abgelassen, worauf frisches Wasser in dieselben eingeführt wird. Dem Tissawäwa selbst darf sich niemand nähern, kein Tropfen Wasser darf aus ihm benutzt oder geschöpft werden. Durch diese Maßregeln hofft die Regierung der Verunreinigung des „gesegneten Wassers" vorzubeugen.

Soweit es sich um die Bewässerung der Reisfelder handelt, scheinen die Irrigationswerke auf der Insel vorzüglich zu funktionieren. Ueberall bedeckt das Land ein smaragdgrüner Teppich aufkeimenden Reises. Mit dem Trinkwasser aber steht es nicht ganz so günstig. Für den Europäer ist es niemals genießbar. Kaum daß man es als Waschwasser ohne Gefahr gebrauchen kann. Selbst der Eingeborene leidet vielfach unter dem halbverfaulten Trinkwasser, ganz besonders im Innern des Landes, wo die Kokosnuß nicht gedeiht und es das einzige durststillende Mittel ist. In Jahren der Dürre entstehen dort, wo die Tanks nicht in Ordnung gehalten worden sind, entsetzliche

Digitized by Google

Zustände. Das Wasser versickert, und die Bevölkerung kann es nur tropfenweise aus einer Schmutzlache schöpfen. An Baden oder Waschen der Gewänder läßt sich nicht mehr denken, und gräßliche Krankheiten sind die Folge davon. Die furchtbarste Seuche ist ein lepraartiges Leiden, „Parangi" genannt, das mit ähnlichen Erscheinungen verbunden sein soll, wie sie beim Beriberi auftreten.

Der Tank, den wir vor uns sehen, wo die „circular road" aus dem Dschungel tritt, ist der Bassawa-kulam. Wir verlassen den Karren und folgen zu Fuß der Straße, die auf dem Damm hinführt, der den großen reizenden Waldsee staut.

Am jenseitigen Ufer liegt die Jettawara-Dagoba, die wir aber nicht aufsuchen. Eine Dagoba ist ja doch wie die andere. Links vom Damm reihen sich Wälder an Wälder, ein Ozean grüner Baumwipfel. Weit am fernen Horizont glaubt man als blauen Streifen das Meer zu gewahren. Im Vordergrund ragt zwischen bizarr geformten Felsen, tiefem Grün und glitzernden Teichen der von Tisso erbaute „Isuruminiyatempel" hervor. Wir steigen den steilen Damm hinab. Unten liegt geheimnisvoll versteckt ein smaragdgrüner Nixenteich. Er ist ganz mit großen Lotosblättern überwachsen. Auf schlanken Stielen stehen stolze weiße Blüten. Gleich Diamanten funkeln kleine Wassertropfen in ihren Kelchen.

Der in seiner ersten Anlage dem König Tisso zugeschriebene Isuruminiyatempel macht einen höchst eigentümlichen Eindruck. Vor einem seltsam geformten Felsen steht ein modernes Giebelhäuschen, durch das man in den Tempel eintritt. Darüber, und zwar in die Felsen eingebaut, gewahrt man einen ernsten Priesterpalast mit flachem Dach und ganz engen Fensterluken. Auf hoher Felsenplatte erhebt sich, alles überragend, ein Säulentor. Frei zeichnet es sich vom blauen Himmel ab, in den es geradeswegs zu führen scheint. Zu beiden Seiten türmen sich abgerundete Steinblöcke empor.

Digitized by Google

Links im Hintergrund sieht man die zum Tempel gehörende, schneeweiß getünchte Dagoba. Der Name, Isuruminiya — von Eiswara = „allmächtiger“ und Muniya = „Asket“ abgeleitet —, den der Tempel trägt, soll aus der Zeit stammen, als weder der brahmanische noch buddhistische Glaube auf der Insel bekannt war; er ist von der ursprünglich so genannten Felsenmasse auf den von Tisso erbauten Tempel mit Wihara übergegangen. Außer seinem Namen ist aber alles andere an dem Bau buddhistischen Ursprungs. Die Mauern und Felsen sind mit grotesken Fresken und Skulpturen bedeckt. Der Torwächter Dwarpal erscheint überall angebracht, und der halbkreisförmige Mondstein liegt vor Treppen und Toren. Auch ein besonders großer „Jogastein“, wie wir schon viele sahen, wird uns im Hof gezeigt, für „Uneingeweihte“ höchst verwunderliche Objekte. Der Jogastein stellt eine viereckige Platte dar, in welche eine gewisse Anzahl (neun bis zwanzig) runder Vertiefungen eingemeißelt sind. Bei den gelehrten Buddhisten gelten die Platten als Meditationssteine.

Sie dienten den Mönchen der Vorzeit zu ihren Denkübungen, sollten ihnen die Selbstversenkung erleichtern, ihnen helfen, den höchsten Grad von Heiligkeit, die Erkenntnis ihrer wahren Natur zu erlangen. Die kleinen Höhlungen wurden mit süß duftenden Oelen gefüllt, und dann setzten sich jene Mönche oder Asketen, welche das Jogatum erstrebten, stundenlang vor sie hin. Angestrengt blickten die Sinnenden so lange auf den Stein, bis vor ihren müden Augen alles flimmerte und sie Bilder sahen, welche die Qualen der Hölle zeigten. Hatten sie also die Schrecknisse des Bösen erblickt, dann hoben sie die Augen, und geblendet von dem leuchtenden Glanz des Himmels, wähnten sie die Herrlichkeiten des Paradieses zu erschauen.

Die Archäologen schreiben diesen Steinen allerdings einen andern Zweck zu. Sie nehmen an, daß dieselben zu Gesellschaftsspielen gebraucht wurden, bei denen man

Digitized by Google

Kugeln in die Vertiefung warf, oder daß sie dazu gedient hätten, Wertsachen — Perlen und Juwelen — in ihre einzelnen Höhlungen aufzunehmen. Als kostbare Opfergabe wurde die ganze Tafel, wie man glaubt, dann zunächst der Reliquie unter den Altar eingemauert.

Seitlich am Fuße des Felsens, auf welchem die Dagoba ruht, sind Baracken aufgeschlagen, in denen heutzutage die Priester wohnen. Wenigstens kommt von dort her der Pförtner, der uns den Tempel öffnen soll. Wie er die Stufen feierlich emporsteigt und vor dem Tempeltor würdevoll stehen bleibt, glauben wir fast, den heiligen Petrus in höchst eigener Person zu erblicken. Gelb gewandet, den gewaltigen Himmelsschlüssel im Arm, steht er ernst zwischen den Dwarpals und harrt gelassen unseres Erscheinens. Jetzt ergreift er den halben Meter langen und entsprechend dicken Schlüssel mit beiden Händen, öffnet das Tor, und läßt uns in eine enge Höhle ein, in der kaum fünf Personen Platz finden. Den Altar ziert ein kleiner, aus dem Felsen gehauener Buddha, eingerahmt von zwei alten Figuren, die zu predigen, und vier Elefantenköpfen, die aus der Felswand hervorzubrechen scheinen.

Nachdem unser „Himmelspförtner" seinen Riesenschlüssel abgegeben hat und wieder zum einfachen Führer geworden ist, geleitet er uns auf die Höhe des Felsens. Man zeigt hier oben eine Fußspur Buddhas, offenbar eine Nachbildung jener auf dem Adamspik. Die Form ist stilisiert und über einen Meter lang. Eine hübsche Fernsicht erschließt sich hier dem Auge. Vor dem Tempel, am Fuß des steil abfallenden Felsens, erblicken wir den Tempelhof mit seinem heiligen Tank, ein wenig weiter unter überhängenden Bäumen, umgeben von saftigen Reisfeldern, einen zweiten und dahinter Wald und Wälder bis ans Ende der Welt. Zwischen sich eng aneinanderschiebenden Steinwänden klettern wir über schmale hohe Stufen hinab. Unter einem vorspringenden

Digitized by Google

Felsenrand ist eine Bank aus dem Steinblock herausgehauen. Irgend ein Mönch hat auf ihr sein Leben verbracht und ist auf ihr sterbend zum Heiligen geworden. Weiter unten blicken wir in ein finsteres Loch, dessen Türe offen steht. Es ist die Zelle eines Büßers, der sich aber augenblicklich nicht zu Hause befindet. Im Hofe werden wir von Groß und Klein neugierig umringt, und zu dem nahen Teich begleitet, in dem ein Dutzend Krokodile sorgfältig gehegt und gepflegt werden. Eine ganze Weile standen wir an dem träumerischen Weiher, sahen wohl das Wasser schwanken, von seinen greulichen Bewohnern aber gewahrten wir nichts.

Die Mittagsstunde naht, die Sonne brennt, die Hitze ist glühend. Wir müssen die Rückfahrt antreten. Nur zögernd können wir uns von dem wunderlichen Tempelbau trennen. Mit dem Säulentor, das in den Himmel gebaut zu sein scheint, der schneeweißen Dagoba, dem Giebelhäuschen, dem glitzernden Tank, dem goldenen Bobaum gleicht diese alte Priesterresidenz, tief eingebettet im Dschungel und zwischen plumpe Felsengruppen eingezwängt, der Hexenburg eines mächtigen Zauberers.

Der Bobaum ist bereits zu einem nahen Fest über und über mit Flittern geschmückt. Es knistert in seinen Zweigen, die in der Sonne wie lauteres Gold glitzern.

Wir eilen, soweit es die Hitze gestattet, den bullockcart zu besteigen. Das Lunch war vorüber, als wir zum rest-house gelangten, und wir mußten uns mit höchst fragwürdigen „beaux restes" begnügen.

Nachmittags wurde der Karren wieder benutzt. Diesmal ging es nach Pulexankulama, wo aber wenig mehr als die Basis eines oktogonen Palastes zu sehen war, den der König einst bewohnte. Ein unterirdischer Gang verband den Palast mit einer Dagoba. Dieses Tunnels, der, um seine Richtung geheim zu halten, in vielen Windungen nach dem Tempel führt, bediente sich der Fürst im Notfall als „Fluchtröhre". Die in Frage stehende Dagoba ist

Digitized by Google

noch nicht aufgefunden, während der geheimnisvolle Gang aus- und aufgegraben vor uns liegt und man das besondere Vergnügen genießt, in einen tiefen, gelben Graben hinabblicken zu dürfen. Um den Palast gruppieren sich zahllose „Laienhäuser", die alle an den glatten Prellsteinen kenntlich sind. Wohl zwanzigmal beteuert unser Führer mit einer seltsam stilisierten, sagen wir, mit einer verrenkten Handbewegung, daß die Häuser der „laymen" nur glatte Steine besessen hätten, Tempel und Klöster dagegen immer solche mit Türhütern als Symbol der Wachsamkeit.

Es reizte uns, einmal weiter in den Dschungel einzudringen. Wir gingen zwischen den ein wenig auseinanderstehenden Bäumen hindurch, sprangen unvorsichtig genug über ein trübes Gewässer und drangen auf einem Elefantenpfad vor. Nach kaum hundert Schritten stockte uns der Atem, die Luft wurde schwer und stickig. Dornen und wildes Gestrüpp zerrissen Kleider und Gesicht. Es war unmöglich, weiter zu kommen. Eine Schar Affen sprang über unsere Köpfe weg, kletterte in den Zweigen herum und schüttelte wütend die Aeste. Nach Gordon Cumming sind es „Wanderus" (Presbytes cephalopterus), die uns so ihre Verachtung und ihren Zorn über die Störung ausdrückten. Es ist die nämliche Art, wie wir sie in Indien sahen. Sie ist leicht zu zähmen, und ihrem patriarchenhaften Exterieur verdankt sie die Auszeichnung, nach Indien überführt worden zu sein, wo sie, wie z. B. im Durgatempel zu Benares, heilig gehalten wird. Die „Wanderus" haben ein dunkelgraues Fell, grauweißen Bart und einen weißen Schopf auf dem Kopf, sie sehen höchst würdevoll aus, wenn sie, in Nachdenken versunken, vor einem Altar sitzen. Ihre Stimme klingt unheimlich und erinnert an das „Y—a" unseres Esels.

Den Plan, in den Dschungel einzudringen, gaben wir endgültig auf. Behutsam an einem schmalen Sumpf entlang gehend, der mit einer dicken, giftig grünen Moosschicht

Digitized by Google

überzogen ist, gewannen wir die Straße wieder. Seltsame Geräusche hörten wir: Schnelles Rascheln, tiefes Geknurre, schrille Schreie, schluchzende Töne und das süße Gurren der Dschungeltauben. Wir fühlten uns wie aus Todesgefahr errettet, als wir wieder auf der „circular road" standen, erschraken aber nicht wenig über eine kolossale, fünf Meter lange Schlange, die uns auf dem Wege entgegenglitt. Ich war durch den Anblick wie paralysiert. Leider versäumte ich, mein Objektiv auf das Riesentier zu richten, und kam so um ein höchst interessantes Bild. Die Schlange beachtete uns übrigens nicht. Zielbewußt verschwand sie in einer buschüberwachsenen Erdhöhle, in deren Tiefe sie auf herrlichen Schätzen ruhen mag.

Glücklicherweise wurden wir auf diesem Spaziergang nicht von den springenden Blutegeln überfallen. Wir entgingen ihnen wahrscheinlich deshalb, weil es seit zwei Tagen wenig geregnet hatte. Bei trockenem Wetter verschwinden sie nämlich vollständig, um sogleich nach einem Regenschauer wieder in Scharen zu erscheinen. Auf dem dickeren Teil ihres dünnen Körpers aufgerichtet, wiegen sie sich hin und her und fahnden mit ihren fünf Paar Augen nach allen Seiten auf Beute. Es sind kleine braune Wesen, einen halben Zentimeter lang, die sich fadendünn zu ein paar Zentimeter Länge ausdehnen können. Ist man unvorsichtig genug, sich ins Gras zu setzen, so sollen sie von allen Seiten zu Hunderten heranspringen und sich am Körper festsaugen, ohne daß man es merkt.

Statt nach dem resthouse zurückzufahren, stiegen wir an der Ruanwelli-Dagoba aus. Srumini hatte uns von den schönen Buddhafiguren gesprochen, die man hier durch einen Priester erlangen könne. Es waren Opfergaben frommer Pilger aus Indien, Siam und Ceylon, die verkauft wurden, um deren Erlös zur Restaurierung der Dagoba zu verwenden. Graf Lippe erstand ein kleines Kunstwerk, ich begnügte mich mit dem Erwerb einer Er-

Digitized by Google

innerung: einem Buddha, der auf zusammengeringelter Kobra sitzt und von ihrer aufgeblähten Haube geschützt wird. Der ernste, gelb gewandete Priester, offenbar durch den Handel sehr befriedigt, schenkte uns ein paar grünspanüberzogene Münzen. Sie zeigen, wie er behauptet, die Inschrift von „Sri Parakkrama Bahu 1127". Wir wollen es ihm glauben.

Als wir uns dem resthouse nähern, liegt es im letzten Abendsonnenglanz. Die Riesenbäume des Gartens und der Straße sind heute erblüht. Große orangefarbene Blumensträuße hängen zwischen dem tiefen Grün der Blätter. Eine Herde Ziegen, die ein leicht drapierter Hirte mit hohem Stabe weidet, zieht uns unter den feurig glühenden Bäumen entgegen, just so, als wären sie eben der Arche Noah entstiegen.

Nach dem Dinner gehen wir hinaus zur Ruanwelli-Dagoba. Es ist heute Vollmond. Wuchtig und breit ragt in kolossaler Höhe die Dagoba gen Himmel. Im Silberlicht des Mondes scheint sie, je länger man sie betrachtet, desto höher zu wachsen. Neben den Stufen, die auf die „Passada" — die für feierliche Umzüge bestimmte Plattform — führen, brennt ein mattes Licht. Unter einem provisorischen Dach hinter einem Glasfenster liegt ein schlafender Buddha. Zu seinen Füßen in einem kleinen von einem Messingpfau getragenen Käfig brennt das durch Kokosnußöl genährte heilige Feuer. Tropfenweise sickert es aus einem außerhalb des Schreines angebrachten Behälter. Einmal im Jahre, am Vollmondfest — 13. April — erlischt es und wird neu aus dem Stein geschlagen. Im flackernden Schein dieses ewigen Lichtes glaubt man die Gestalt eines christlichen Heiligen zu sehen.

Unheimlich und gewaltig ragen die Elefantenköpfe aus dem grauen Mauerwerk. Bleich und geisterhaft stehen die mächtigen Könige einer glänzenden Vergangenheit im kalten Glanz des Mondes neben uns. Beklommen blicken


Digitized by Google

wir zu ihnen auf. Ihr Ausdruck ist hart und grausam. Wir wagen kaum zu sprechen. Es ist, als fürchteten wir, auf diesem „Friedhof längst entschlafener Tage" den lebendigen Laut unserer Stimme zu hören.

Im Dunkel der Bäume, deren blumenschwere Zweige keinen Strahl des Mondes hindurchlassen, wandeln wir zum resthouse. Rechts und links glüht es im Grün. Millionen Leuchtkäfer schweben auf und nieder. Sie heben und senken ihre winzigen Flügel. Ein kleines Feuer leuchtet blitzartig auf. Wie Sterne funkeln sie im Laub.

Als ich in mein Zimmer trete, denke ich mit Grauen der verflossenen Nacht. Was für ungeahnte Laute werde ich zu hören bekommen? Einstweilen haben Frösche ihr mißtönendes Konzert begonnen.

9. Februar. Die Fremden, die vorgestern abend unter Lärmen und Toben das resthouse überfielen, sind heute Morgen in gleicher Weise wieder abgereist. Der „gekränkte Engländer", der sich mit uns versöhnt hat, ist nach Kandy zurückgekehrt. Graf Lippe und Alfred sind mit Skizzenbuch und photographischem Apparat nach Abenteuern ausgezogen. Ich sitze allein auf der Veranda des stillen resthouse. Die Boys und Kulis liegen im Rückgebäude und rühren sich nicht. Es ist acht Uhr. Die Riesenbäume stehen in frischer flammender Pracht. Die feurigen Blüten von gestern sind zur Erde gesunken und bedecken wie mit einem dicken roten Teppich Straße und Garten. Vom Dschungel herüber dringt das zarte Girren der Waldtaube. Bunte Falter, durchsichtige Schmetterlinge umgaukeln mich Wie Juwelen funkeln und strahlen sie in der Sonne. Ein Chamäleon kriecht über den Weg. Ich bewege mich. Es erblaßt vor Schrecken und sein Köpfchen wird feuerrot. Aber es flieht nicht. Behaglich bleibt es in der Sonne liegen. Die Luft ist schlaff und schwer. Manchmal weht ein lauer Wind über mich hin. Im großen Tulpenbaum säuselt es geheimnisvoll, und ich sitze

Digitized by Google

gespannt, als ob Ungeahntes geschehen müsse. Ich lausche — alle Vögel sind verstummt. Die Mücken schwirren nicht mehr — klingende Stille ringsum — die Feder entfällt mir — ich glaube — ich schlafe. —

„Excuse me, lady, quite alone“, — säuselt mir eine süßliche Stimme ins Ohr. Ein Singhalese im schwarzen Rock steht vor mir. Ich staune, frage überrascht nach seinem Begehr. Sanft neigt er seinen kleinen Kopf, haucht „Aoh“, und stellt sich mir als Reporter des „Observer“ in Colombo vor. Er bereist für die Zeitung die Insel, interviewend wen er erwischt. Er war glücklich, eine Deutsche gefunden zu haben, und beabsichtigte, mich nach allen Regeln der Kunst zu inquirieren. Was ich über Ceylon, wie ich über England dächte? Ob ich für die Mission sei, für die katholische, für die protestantische? Für gar keine, schleuderte ich ihm ungeduldig ins Gesicht. Ich hatte meine Erfahrung mit der falschen Aya gemacht, die ihren christlichen Rosenkranz jedesmal buddhistisch abbetete und das Kreuz schlug, wenn sie am gröbsten log. „Aoh, aoh“, flüsterte der Singhalese sanft entsetzt, und rieb sich vergnügt die Hände. „Then you are buddhist, Lady?‘ Diese Konversation mußte er in seine Zeitung geben. Er war entzückt, eine europäische Buddhistin — für die er mich hielt — gefunden zu haben. — „Please your name?“ flehte er. Ich lüftete aber mein Inkognito nicht. Enttäuscht und mit vorwurfsvollem Kopfschütteln verließ er mich. Vielleicht hat er die „experience“ literarisch verwendet.

Die verträumte Sommerstimmung war verschwunden. Die zunehmende Hitze hatte meine Tinte ausgetrocknet. Außerdem hatten hunderttausend kleine Mücken den schwarzen Tod in ihr gefunden. Das Chamäleon liegt noch in der Sonne. Bei näherer Betrachtung zeigt es sich übrigens, daß ich es nicht mit einem Chamäleon, sondern mit einer Eidechse zu tun habe, welche die Farbe wechseln kann. Es ist ein fünfzig Zentimeter großes Tier von

Digitized by Google

herrlich grüner Farbe, das aber noch zu den kleinen seiner Art gehört. Wir sahen drei bis vier Fuß lange Eidechsen, so groß wie kleine Krokodile. Kinder zogen sie an der Leine wie einen Hund mit sich herum. Sie heißen Tolla-goya, sind sehr zutraulich und fürchten den Menschen nicht. Sie wagen sich sogar in seine Gärten, um dort zu leben, d. h. zu sterben, denn sie werden sofort als Leckerbissen verspeist. Ihr Fleisch gilt für ebenso zart wie das des Kaninchens, und ihre Haut ist für Schuhwerk sehr gesucht. Außer dieser Tolla-goya, die wir sahen, gibt es noch andere, so die fünf bis sechs Fuß lange, schön gezeichnete, aber ekelhaft aussehende Kabra-goya. Diese Tiere leben meist an den Ufern der Flüsse. —

Die Schmetterlinge, die uns umflattern, sind nach Art und Menge zahllos. Dunkle Falter mit Samtflügeln und roten Punkten, dann solche, deren schwarze Schwingen mit gelbem oder blauem Atlas gefüttert scheinen; glänzend blaue, rote, grüne oder schimmernd weiße. Wer könnte sie alle aufzählen? Am zartesten, duftigsten, halb durchsichtig ist die „Sylphide", wahrlich nur ein Hauch! Außer diesen blendend schönen gibt es zahllose einfach gezeichnete Schmetterlinge. Die weniger leuchtend gefärbten Arten zeigen eine merkwürdige Wanderlust. Alljährlich vom November bis Februar, d. h. mit dem Einsetzen des Nordost-Monsuns erfaßt die lustige Schar ein Reisefieber. In unzähliger Menge schwärmen sie über die Berge hin. Niemand weiß, woher sie kommen, niemand, wohin sie ziehen. Und wenn der Wind auch noch so stürmisch bläst, die zarten Wesen halten ihren Kurs. Von unerklärlichem Instinkt getrieben, erkämpfen sie sich ihren Weg. Wie ein unendlicher Strom folgen sich Legionen auf Legionen. Für einen Schmetterlingssammler bietet die Insel unvergleichlich reiche Ausbeute. Ueberall werden prachtvolle Exemplare zum Kaufe angeboten.

Während ich hier sitze und schreibe, und nachdem die Sonne noch [illegible] ein paar Sekunden alles brennend heiß

beleuchtete und eine verhältnismäßig angenehme, weil trockene Hitze herrschte, geht jetzt plötzlich ein sintflutartiger Regenschauer nieder. Kaum, daß ich Zeit habe, es zu vermerken, ist alles überschwemmt — und jetzt ist der Guß vorüber, eine schwüle, feuchte Treibhausluft bleibt zurück. Die Herren kommen im Laufschritt, völlig durchnäßt, nach Hause. Sie müssen sich ins Bett legen, während ihre Sachen in der Sonne trocknen, die bereits alle Nässe des Gartens aufgesogen hat.

Früher als sonst beginnen wir heute nachmittag unsern Rundgang. Mr. Srimini, der täglich zwei Rupien bekam, hat alles vertrunken. Er liegt wohl in irgend einem Graben und träumt. Das lebende Lexikon fehlt uns sehr. Mit dem Buch von Cave und den „Buried Cities of Ceylon" von J. M. Burrows beladen, ziehen wir aus. Noch einmal wollen wir die verschiedenen Dagobas besuchen. Während wir vor den einzelnen Bauwerken stehen, lesen wir das auf sie bezügliche vor. Ich höre, aber begreife nicht. Es ist zu heiß, zu unerträglich schwül zum Denken.

Auf einem schönen Parkwege gelangen wir zur „Abhayagiriya-Dagoba", zur „Festung des Heils". Ich hatte mir den Besuch dieses stupenden Baues als letzten Eindruck von Anuradhapura vorbehalten. Staunend stehe ich vor einem durch die sinkende Sonne hell erleuchteten Berg. Dichter, undurchdringlicher Wald bedeckt ihn. Weiße und lila Kletterreben, Schlinggewächse aller Art winden sich gleich Schlangen um die Baumstämme, ziehen sich von Ast zu Ast. Ein von keiner Seite zugänglicher Berg liegt vor uns. Auf der Spitze ragt aus den Bäumen auf viereckigem Unterbau ein hoher, runder, verfallener Turm. Und das soll alles Mauerwerk sein? fragt man sich zweifelnd. Es scheint unglaublich, daß Menschenhände solch ein Riesenwerk vollbracht. So zwecklos — so häßlich. Unten am Fuße stehen ein paar hohe Säulen. Vergleicht man sie

Digitized by Google

mit der überwachsenen Dagoba, so bekommt man annähernd eine Vorstellung von der gewaltigen Höhe derselben.

Walagambahu (89 v. Chr. Geb.) ist der Schöpfer dieses zyklopischen Baues. Der Einfall der Malabaren hatte den König vom Throne verjagt. Sein erstes Werk nach Wiedererlangung der Krone war die Errichtung jener kolossalen, vierhundert Fuß hohen Dagoba, der höchsten in Anuradhapura.

Die Reste dieser nationalen Denkmäler werden durch die Pyramiden der Aegypter kaum übertroffen. Aegypter sowohl wie Singhalesen scheuten weder Geld noch Mühe, solch staunenswerte Bauwerke zum Heil ihrer Seele auszuführen. Mahanamo, der religiöse Schriftsteller der Mahawanso, preist die Opferwilligkeit der großen singhalesischen Könige mit den Worten: „Also empfängt der wirklich Weise unvergänglichen Lohn durch seinen andernfalls vergänglichen Reichtum."

Obwohl der Abhayagiriya-Berg ganz unzugänglich erscheint, so ist er doch zu besteigen, wenn man die steilen Stufen benutzen will, die kerzengerade unter Baumgestrüpp aufwärts führen. Vor ein paar Jahren haben Gefangene sie angelegt. Der Turm sollte restauriert und die Reliquienkammer geöffnet werden. Es ging die Sage von fabelhaften Schätzen, die man hier zu heben hoffte. Durch das massive Gemäuer wurde ein Schacht getrieben, die Kammer erbrochen, aber völlig leer befunden. Nur ein paar wertlose Perlen lagen auf dem Boden zerstreut. Längst waren alle Kostbarkeiten geraubt worden. Schon in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt, während der häufigen Ueberfälle durch Malabaren, hatten diese Plünderungen stattgefunden.

Wen es reizt, sich dem mühevollen Aufstieg zu unterziehen, soll einen lohnenden Blick über das weite Parkland haben, aus dem Säulen aufragen, Seen aufleuchten. Wir fühlen keine Lust, uns die Bäume von oben anzusehen,

Digitized by Google

hatten wir doch schon von dem Isuruminiyatempel einen Blick über Millionen Wipfel genossen. Neben der Dagoba, die für eine der heiligsten Ceylons gilt, liegen die Trümmer eines großen Klosters. Es war die Residenz der Priester, welche während einer langen Periode den Mittelpunkt der buddhistischen Hierarchie bildete. Außer den Resten des verfallenen Klosters und allen jenen mit einem Tempel verbundenen kleinen und großen Bauten, fallen uns schön geschnittene Mondsteine auf; ferner Stufen, Prellsteine und eine vortreffliche siebenköpfige Kobra. Ganz verschleiert unter Blumenranken entdecken wir ein reizendes Relief, das uns, wie damals in Gwalior, an italienische Arbeit erinnerte. Die hier dargestellte liebliche Gestalt fällt ganz aus dem Rahmen buddhistischer Kunst.

Den Bau der Dagoba nochmals zu beschreiben, erscheint überflüssig. Er stimmt in der Anlage mit dem der Ruanwelli überein, nur daß er höher und größer im Umfange ist. Auch die Abhayagiriya-Dagoba hat einen Elefantenweg, eine „Passada", auf welcher ein kleines Museum der besten Funde aufgestellt ist.

Die Aufnahmen, die wir von den beiden Dagobas gemacht, geben keinen Begriff von den gewaltigen Bauten.

Der Heimweg von der Dagoba zum resthouse glich einer Flucht. Ein fürchterlicher, mit Donner und Blitz verbundener Gewitterregen überraschte uns. Graf Lippe und Alfred kamen heute zum zweiten Male „in die Traufe". Ich war wie aus dem Wasser gezogen. In Colombo wurde uns versichert, die Regenzeit sei vorüber. Deshalb versäumten wir, uns mit Schirmen und Mänteln vorzusehen, und waren nun allem Unwetter preisgegeben.

Täglich meint man, die Tage müßten länger werden, aber immer bleiben sie sich gleich. Die fünfundvierzig Minuten, um die sie hier im Laufe eines ganzen Jahres schwanken, merkt man kaum. Auch heute war es schon dunkel, als wir das resthouse im Sturmschritt erreichten.

Digitized by Google

Zum Trocknen meiner durchnäßten Sachen fand sich weder Zeit noch Gelegenheit. Jetzt galt es, die Toilette zum „Dinner" zu ersinnen. Ein zweites Kleid hatte ich versäumt, einzupacken. Aus meinem roten „saut-de-lit" verfertigte ich mir einen Rock mit seltsam spitzer Zipfelschleppe, zog die einzige Bluse, die ich noch bei mir hatte und die leider von grüner Farbe war, dazu an und sah wirklich ganz abscheulich aus. Die Herren kamen im zugeknöpften Ueberzieher zu Tisch. Sie fühlten sich sehr verlegen, denn ein „gedreßter" Engländer und seine junge Frau in Gesellschaftstoilette nahmen an der Mahlzeit teil. Die beiden sorgfältig gekleideten Gäste schienen unser Kostüm — mit Recht — sehr sonderbar zu finden. Ich beeilte mich, unser Aussehen zu erklären. Errötend und schüchtern, als ob sie die Worte suche, ließ sich die hübsche Frau auf ein Gespräch ein. Sie war die Gattin eines Ingenieurs, der im Innern des Landes mit der Trassierung der Bahn nach Norden beschäftigt war. Sieben Monate hatte sie im tiefsten Dschungel gelebt. Eine Palmblatthütte war ihr Heim gewesen; der zementierte Boden in derselben ihr einziger Luxus. Ihren Mann sah die junge Frau nur jeden Monat ein paarmal im Fluge. Ihre Dienstboten waren ihr an Weihnachten davongelaufen; sie konnten die Einsamkeit nicht ertragen. Nur die Aya war zur Pflege ihres neunzehn Monate alten Kindes bei ihr im Dschungel geblieben. In der Nähe der Hütte „wechselten" Elefanten, und alltäglich hörte sie die Tiere nach dem Wasser ziehen. Ihre Behausung war ein Gestell aus frischem Holz, mit Taliputblättern gedeckt und seitlich belegt. Das frische Holz verfaulte und bildete den Nährboden für Moskitos. Außer den Moskitos waren die weißen Ameisen eine furchtbare Plage. Die giftigen Stiche der bissigen Insekten brachten ihr das Fieber, während die Ameisen in aller Stille die Holzpfeiler ihrer Hütte aushöhlten und die Sicherheit ihres Aufenthaltes untergruben. In ewiger Sorge, das Dach möge

Digitized by Google

über ihrem Kopfe zusammenbrechen, oder ein Elefant könne es im Vorübergehen mitnehmen, lebte das arme Geschöpf einsam in tödlicher Angst dahin. Ihre Ernährung bestand aus Konserven und Reis. Sie hatte sich zwar einen kleinen Geflügelhof angelegt, aber sie mußte die Hühner angebunden halten, damit sie sich nicht im Dschungel verliefen. Die Pflege war mühsam, und sie gab die Hühner auf, das heißt, sie hat vor drei Monaten das letzte aufgegessen und seit der Zeit kein Fleisch mehr bekommen. Als Neuvermählte nahm das junge Paar, wie viele Engländer, die gut bezahlte Stellung in den Kolonien an. Aber nicht etwa, weil sie glaubten, von dem Gehalt etwas erübrigen zu können — das kleine Vermögen der Frau wird sogar verbraucht —, sondern wegen der hohen Pension. Von dem Gehalt läßt sich nichts zurücklegen. Abgesehen davon, daß der „Appoo" (sprich Appu), wie der Oberdiener heißt, der dem kleinsten Haushalt unentbehrlich, genau weiß, wieviel sein Herr Jahreseinkommen hat und danach die Ausgaben einrichtet, so sind auch die Lebensmittel im Dschungel so teuer, daß selbst ohne blutsaugenden Appoo nichts übrig bleibt. Mit vier Dienstboten zog die junge Frau in den Dschungel, dem Appoo, Koch, sweeper und der Aya. Daß ein Boy fehlte, nahm ihr der Appoo sehr übel. Diese Dienstboten mußte die junge Frau aus Colombo mitnehmen. Die Löhne beliefen sich auf monatlich hundertundvierzig Rupien, wofür sich die Leute allerdings selbst zu verpflegen haben. Alle Sendungen sind mit großen Unkosten verbunden; ein Dutzend Flaschen Sodawasser stellt sich z. B. auf zweieinhalb Rupien = drei Mark und fünfundzwanzig Pfennig. In einer Flasche ist aber kaum mehr als ein gutes Quart. Bei der herrschenden Hitze kann man also sein Vermögen in Sodawasser vertrinken. Die junge Frau klagte bitter, daß das ganze Gehalt ihres Mannes durch den Haushalt verschlungen werde. Nach sieben Monaten trostlosen Aufenthaltes im Dschungel waren sie endlich ver-

Digitized by Google

setzt worden. Die Dame reiste nach Keckerawa, einer Station zwischen hier und Dambul. Sie sieht diesem neuen Aufenthalt wie dem in einer Großstadt entgegen, und doch ist es nur ein armseliges Dorf. Aber sie wird dort in einem Bungalow, in einem gemauerten Haus mit Fenstern und Türen wohnen. Seit drei Tagen ist sie unterwegs. In zwei bullockcarts, wie wir einen auf unsern täglichen Fahrten benutzt hatten, unternimmt sie den Umzug. Im ersten Karren sind die Matratzen und Betten auf dem Boden ausgebreitet. Auf diesem Lager weilt sie täglich zwölf Stunden, während das Gefährt etwa zwölf Meilen im Schritt zurücklegt. Im zweiten Karren folgt das Gepäck. Die junge Frau war erst vor ein paar Stunden angekommen und erwartete, hier Nachricht von ihrem Mann zu finden. Sie hoffte, die Reise gemeinsam mit ihm fortsetzen zu können. Wie einfach und als selbstverständlich sie ihre Erlebnisse erzählte! In einem duftigen Kleid saß das zarte gebrechliche Wesen vor uns. Ihre Haut glich der einer Toten, nur, daß ihr kleine hektische Flecken auf den Wangen brannten. Sie fühlte das Fieber nahen, welches gestern die Aya geschüttelt und sie unfähig zu jeder Dienstleistung gemacht hätte. Mit wehmütig zitterndem Ton und dankbarem Lächeln pries die liebende Mutter Gott, der die Gnade habe, sie davor zu bewahren, am gleichen Tage mit der Aya vom Fieber erfaßt zu werden. „Was würde dann aus ‚poor baby‘ werden?“ fügte sie sanft hinzu.

Wir waren von der Schilderung ihres Lebens und Leidens im Dschungel tief ergriffen.

10. Februar. Früh um fünf Uhr stehe ich auf. Im Nebenzimmer weint das Baby, und ein leichtes Stöhnen dringt durch die Wand. Es kommt von der armen fiebernden Frau. Und wir? — wir ziehen hinaus zu Genuß und Freude! — — —

Digitized by Google

Um sechs Uhr geht die Post. Sie sollte uns vor sechs Uhr im resthouse abholen. Wir warten vergebens. Auf der Missionskirche schlägt es sechs, die Post ist nirgends zu sehen. Besorgt, sie möge uns vergessen haben, ziehen wir mit Sack und Pack zum Postbureau. Welche Ueberraschung erwartet uns hier! Das Haus liegt in tiefem Schlaf. Nichts regt sich. Durch ein trübes Fenster blicken wir in einen mit Qualm erfüllten kleinen Raum. Eine Oellampe im Verlöschen, nirgends eine Menschenseele. Die Postkutsche steht noch da, wie sie gestern abend ausgespannt wurde. Aber unter dem Postwagen in der sogenannten Schaukel entdecke ich zwei Natives, die in Morpheus Armen ruhen. Wir rufen „Kuli", keine Antwort. Wir schreien „he Post", Charley etwas auf Singhalesisch, was mehr Erfolg hat. Verschlafen gähnend tritt der Herr Posthalter aus dem „Bureau". Er scheint sehr überrascht, stößt dann einen Laut aus, der die Kulis auf die Beine bringt, und schimpft Unverständliches in den Stall. Die Pferde werden herausgezerrt, der Kutscher nimmt gravitätisch die Zügel aus den Händen des Pferdekuli, und wir klemmen uns zwischen ihn und die bekannte Eisenstange. Der Kutscher knallt mit der Peitsche, die Kulis reißen die Pferde, die sich mit allen Vieren gegen das Anziehen sträuben, an den Ohren vorwärts. Eben als ich denke, „jetzt fahren wir los", da flötet eine ölige Stimme neben mir „please your name", der Reporter stellt sich als Mr. Salomon vor. Er verhindert die Post am Abfahren, er will meinen Namen. Alfred kritzelt ihn auf ein Blatt Papier, und fort geht es im Galopp. Möge Herr Salomon Freude an unserm Namen erleben!

Mit Unbehagen sehen wir einem regnerischen Tage entgegen. Abwechselnd gießt es in Strömen, oder die Sonne brennt wie Feuer. Wir sind durch und durch naß, trotzdem wir gegen den Regen völlig geschützt sitzen. Die Feuchtigkeit durchdringt eben alles.

Digitized by Google

Eine Schar Schulkinder kommt uns entgegen. Wo mag die Schule sein? Die kleinen Singhalesen tragen ihre Bücher unter dem Arm. Außer diesen aber halten sie ein Blatt der Taliputpalme in der Hand. Wie ein kolossaler Fächer ist es zusammengepreßt. Ein Regenschauer geht nieder. Der „Fächer" wird entfaltet, und das Blatt ersetzt den Regenschirm. Groß und klein zieht mit einem solch eng zusammengefalteten Palmblatt über Land. Wenn Freunde gemeinsam reisen, legen sie ihre Blätter abends mit dem Stiel gegeneinander und kriechen über Nacht in dieses glockenförmige Zelt. Die Blätter der Taliputpalme erreichen eine Länge bis zu fünfundzwanzig Fuß.

Als wir vor ein paar Tagen nach Anuradhapura fuhren, schwammen auf den Tanks nur schwere, dunkle Blätter. Heute heben sich aus dem stillen Wasser silberne und goldene, rosige und bläulich schimmernde Blüten. Wasserschlangen strecken ihre Köpfe zwischen ihnen empor.

An der Straße stehen große Regenbäume. Sie fangen das Wasser in ihren sensitiven Blättern auf und lassen es ihnen entfließen, wenn die Sonne hervordringt. Am Wiesenrand wächst rosa blühender Klee. Seine feinen Blättchen schließen sich ängstlich während des gewaltigen Regenschauers.

Die Pferde scheinen noch widerspenstiger als auf der Hinfahrt. Kein Geschrei, keine Peitschenhiebe bringen sie weiter. Es ist qualvoll, das mit ansehen zu müssen. Nicht übler Wille, sondern Schwäche liegt bei ihnen vor. Wer sollte auch die Tiere heute morgen gefüttert haben? Wir stehen vor einem Berg und kommen nicht hinauf. Es gießt in Strömen. Die Pferde ziehen und rutschen, der Wagen geht rückwärts, direkt dem tiefen Graben zu. Der Kutscher sagt „never mind", ich bin aber durchaus nicht dieser Ansicht, sondern verlange, daß die Eingeborenen doch wenigstens aussteigen sollten. Das geschah mit einigem Widerstreben. Die Pferde laufen im Galopp davon, die

Digitized by Google

natives in flatternden Gewändern hinterdrein, in Todesangst, die Post zu verlieren. Wir durften die Pferde nicht in ihrem Eifer stören, nicht anhalten. Wer weiß, ob wir sie je wieder in Gang gebracht hätten. Wie der Wind flogen die Eingeborenen und sprangen, als sie die Kutsche erreichten, wie Affen hinein. Hier schnatterten sie um die Wette mit den Hühnern, welche unten in dem Wagen gackerten. Als wir durch Keckerawa kamen, gedachten wir der jungen Frau, die dem Aufenthalt in diesem traurigen Nest so erwartungsvoll entgegensah, und stellten dazu einige philosophische Betrachtungen an.

Um ein Uhr treffen wir in Dambul ein. Nach dem lunch sitzen wir auf der Veranda des resthouse, dessen schwarze Rolläden herabgelassen sind. Heute müssen sie gegen den Regen statt gegen die Sonne schützen. Es ist zum Lesen zu dunkel, und wir schlafen in den Singapurstühlen ein. Später, nach einer Abwechslung verlangend, sind wir ausschweifend genug, eine Tasse Tee zu bestellen. Brr! wieder die grünschwarzbraune Brühe und tausendjährige Kakes dazu. Inzwischen lichteten sich die Wolken, und wir beschließen, noch heute den Felsentempel zu besuchen.

Von der Veranda des resthouse aus betrachtet, sieht die große Felsenmasse, in welcher die Tempel verborgen liegen, wie der kahle Schädel eines Riesen aus, dem ein Haarbusch am Hinterkopf wächst. Schwarz und düster ohne eine Spur von Vegetation steigt der langgestreckte Berg fünfhundertundfünfzig Fuß schroff aus der Ebene auf. Eine Meile muß man klettern. Auf steilen, in den Felsen eingehauenen Stufen über glatte Steinplatten hinweg, gelangt man zum Eingang der Tempel und zu einer sehr lohnenden Aussicht. Im Norden bilden die sich malerisch aufbauenden Berge der Provinz Kandy einen schönen Hintergrund. Im Osten ragt aus dem dunkeln Grün des Dschungels der schroffe Felsen Sigiri hervor. Im Norden

Digitized by Google

liegt die Ebene, und zu unsern Füßen erblicken wir weite, frischgrüne Reisfelder. Alles Tempelgut. Den Eingang des Tempels links liegen lassend, steigt man auf nicht ungefährlichem Weg noch hundert Fuß höher, um die Spitze des Berges zu erreichen. Allein, wir unterließen das Wagnis, glücklich, bei der feuchten Hitze bis hierher gekommen zu sein. Wir betreten das Tempelgebiet durch ein rohes Ziegeltor. Senkrecht steigt der Felsen in unheimlicher Nähe zur Rechten empor. Links gähnt ein tiefer Abgrund. Auf dem schmalen Tempelhof steht eine einzige Palme, gelb gewandete Priester mit ihren kleinen Gehilfen tauchen von allen Seiten auf. Es beginnt der Rundgang. Die Felsentempel sind aus natürlichen Höhlen hervorgegangen. Während der Ueberfälle und Kriege der Malabaren boten sie den fliehenden Singhalesen-Königen sichere Schlupfwinkel. Besonders Walagambahu war es, der nach Wiedererlangung seines Thrones die Höhlen, in denen er Zuflucht gefunden hatte, vergrößern, darin Buddhafiguren aufstellen ließ, ihnen Priester zugesellte und diesen Land zu ihrem Unterhalt schenkte. Die Erweiterung der Höhlen wurde dadurch erzielt, daß eine sechzig Fuß hohe Mauer aufgebaut wurde, welche einen überhängenden Felsen mit dem Vorsprung verbindet, auf dem wir jetzt stehen. Eine gedeckte Holzgalerie führt an der Außenwand und zugleich am Rande des Abgrundes entlang. In dieser liegen die Eingänge zu den Tempeln.

Fünf Höhlentempel ziehen sich von Ost nach West und dringen fünfzehn bis hundertundfünfzig Fuß tief in den Felsen ein. Sie sind teils von Natur, d. h. durch Felsen, teils durch Kunst, nämlich durch eine aufgeführte Mauer getrennt. Ihre Höhe, die nach der Tiefe zu abnimmt, schwankt zwischen zehn und dreißig Fuß.

Der Eindruck beim Betreten der ersten Höhle, der „Maha Deva Davala", Tempel „des großen Gottes", ist überwältigend. Wir schweigen betroffen. Eine süßliche

Digitized by Google

Grabesluft weht uns entgegen. In der dunkeln Tiefe, wo die Decke sich beinahe auf den Boden senkt, liegt eine ungeheure Riesengestalt, ein immenses, siebenundvierzig Fuß langes Götterbild. Es ist aus dem Stein gehauen und springt in gewaltigen Formen hervor. Der Kopf ruht in der Hand des rechten Armes. Gekrümmt, stützt sich das Idol auf ein Kissen, in dem die Spuren seiner Schwere eingedrückt sind. Diesem gigantischen Buddha gegenüber steht ein unscheinbarer, halb vermoderter Vishnu. Der kleine Holzgott ist sonderbarerweise der große Heilige in diesem Tempel.

Solch unvermitteltes Nebeneinander buddhistischer und brahmanischer Bildwerke wirkt überraschend. Nirgends trat uns die Vermischung beider Glaubensrichtungen so auffallend entgegen, wie eben hier.

Nachdem wir uns an das Dämmerlicht gewöhnt, gewinnen die Wände Leben. Unzählige, betende Gestalten heben sich nach und nach aus dem Halbdunkel ab. Alle streben mit gestreckt zusammengelegten Händen dem Mittelpunkt des Plafonds zu, wo ein licht glänzender Buddha sitzt. Seine rechte Hand hält er gehoben, die Finger erscheinen gespreizt nach abwärts gebogen, nur der Daumen und der Zeigefinger berühren sich. Komposition und Bewegung erinnern sehr an alte christliche Heiligenbilder.

Die Wandmalereien sind roh und lassen sich wohl am besten mit altbyzantinischen Fresken vergleichen. Die Priester behaupten, diese in der Farbe vorzüglich erhaltenen Bildwerke seien zweitausend Jahre alt. An solches Wunder könnte man in der trockenen Luft Aegyptens glauben, hier bei der triefenden Feuchtigkeit der Felsen scheint die Behauptung etwas unwahrscheinlich. Alfred, der Skeptiker, sieht in den Kunstwerken die in Leimfarbe ausgeführten Malereien eines Kunstjüngers aus Colombo. *)

*) Die Restaurierung geschah, wie uns später in Colombo gesagt wurde, in den letzten Jahren auf Kosten einiger Radjas.


Digitized by Google

Westwärts auf der schmalen Galerie weitergehend, gelangt man durch ein massives Tor in die zweite Höhle, die „Maha Wihara“ oder „großer Tempel“. Sie ist die umfangreichste und weitaus imposanteste Höhle. Durch ein paar kleine Fenster und die offene Tür dringt das Tageslicht in den geräumigen Saal, der hundertundsiebzig Fuß lang, fünfundvierzig tief ist, in der Nähe des Eingangs zwanzig Fuß hat, während die Decke an der Rückwand auf vier Fuß herabsinkt. Den Fußboden bildet geglätteter Felsen, der Plafond ist mit Stoff überspannt und mit zahllosen Buddhas wie historischen Szenen bedeckt. Dem Eingangstor gegenüber stehen und sitzen meist überlebensgroße Buddhas, die einen unter vorspringenden Baldachinen, die andern in Nischen oder frei an der Mauer. Rechts von der Tür ist die Wand wieder mit ähnlichen Figuren besetzt. Links gewahrt man eine Dagoba, deren Spitze den Plafond berührt, dann folgen wieder Statuen. Etwa fünfzig trübsinnende Buddhas und schwermütige Propheten halten Wacht. Unter ihnen erblickt man auch eine Statue Walagambahus und die Kirti Nissangas, von dem erzählt wird, er habe zweiundsiebzigtausend Buddhafiguren im Tempel aufstellen lassen. Die Nullen kann man getrost streichen. Um die Figuren zu sehen, werden sie mit einer Kerze von unten bis oben abgeleuchtet. Man sieht dann gerade so viel, als das Licht bescheint.

Ganz nahe der Dagoba vertieft sich der Boden zu einem kleinen Bassin. Ununterbrochen fallen große Wassertropfen von der Decke hinein. Es ist heiliges Wasser, das zu heiligen Zwecken dient. Um diesen kleinsten Tank stehen in Töpfen ein paar Palmen. Gelb und kränklich sind die Pflanzen im licht- und luftlosen Raum geworden. Die Dunkelheit berührt unheimlich. Lautlos bewegen sich die Priester auf nackten Füßen hin und wieder. Aus dem Zwielicht steigen schattenhafte Göttergestalten schreckhaft hervor. Es herrscht Totenstille. Nur das leise, monotone

Digitized by Google

Tröpfeln des heiligen Wassers unterbricht diese Grabesruhe. Eine abergläubische Furcht beschleicht mich. Aengstlich höre ich auf den Widerhall unserer Schritte.

Neben der Haupthöhle liegt, durch einen Felsenspalt damit verbunden, ein kleiner niederer Raum. Decken und Wände sind mit Fresken-Darstellungen aus der Geschichte Ceylons bemalt, so z. B. ist die Landung des Fürsten Wijeyo (543) sehr amüsant wiedergegeben. Das Schiff fährt auf leicht bewegtem Meer dahin. Fische strecken die Köpfe aus den Wellen und bedrohen es. Die Fische sind aber so groß, daß das Fahrzeug mit Mann und Maus in ihrem Rachen verschwinden könnte. Auch der Zweikampf, den König Dutthagamini mit dem Fürsten Elala vor den Toren von Anuradhapura ausfocht, ist anschaulich dargestellt, nur, daß der Spieß des Königs die Länge eines Mastbaumes besitzt. Es würde zu weit führen, wollte ich all die sonderbaren Bilder aus der Geschichte vergangener Jahrhunderte erwähnen.

Die Malerei der alten Singhalesen erscheint im ganzen höchst mangelhaft. Ihre Figuren zeichnen sie manchmal richtig, manchmal treffen sie auch die Proportionen zwischen diesen und der Umgebung. Allein überall fehlt die Perspektive, und die meisten Gruppen zeigen etwas Absurdes.

Die dritte Höhle stammt aus dem 18. Jahrhundert. Kirti Sree Radja (1750), der letzte König von Ceylon, stellte fünfzig mit großem Heiligenschein umgebene Buddhafiguren in ihr auf.

Im stumpfen Winkel schließen sich an diese westwärts liegenden Tempel noch zwei kleine Höhlen an. Sie stammen aus neuester Zeit und bieten keinerlei Interesse. An der äußeren Mauer hat man die Todsünden und ihre Strafen in drastischer Weise aufgemalt. Zwei große englische Soldaten in berlinerblauen Röcken stehen Schildwache. Sie scheinen aufzupassen, ob auch gewissenhaft gerädert, gebrannt und geprügelt wird.

Digitized by Google

In jedem einzelnen Tempel hatte man uns einen Opferteller entgegengehalten. Aber wir sind gewitzigt. Erst in der letzten Höhle legten wir unsern Obulus von einer Rupie pro Person auf die Platte.

Der Abstieg geschah halb gehend, halb gleitend, unter Donner und Blitz. Die unerhört hohen Stufen in sitzender Stellung herabrutschend, kam ich unter Hilfe eines Bettelgreises, der plötzlich aus dem Buschwerk auftauchte, mit heilen Gliedern, wenn auch ziemlich durchnäßt, im resthouse an. Von Trocknen der Kleider konnte nicht die Rede sein. Das ganze Bungalow steht unter Wasser und tropft von Feuchtigkeit. Es regnet in Strömen, aber zum Trinken haben wir nichts! Keine Flasche Limonade oder Sodawasser ist mehr im Hause. Der Wirt ringt die Hände, wir verschmachten. Man bietet uns Kokosnußmilch an, aber sie sieht unappetitlich aus. Ich bleibe bei dem grüngelbbraunen Teesudel. Wollte die Brühe doch wenigstens erkalten! Wenn ich nur einmal in langen, durstigen Zügen nach Herzenslust trinken könnte. Immer mehr! Immer mehr! Ertrinken im Trinken! Von dem Dinner ist nichts Bemerkenswertes zu sagen, toujours perdrix! Außer uns sitzen ein paar Engländer am Tisch, und zwei schwache Dämchen aus Südafrika, die von Amerika kommen und nach Kaschmir, Indien, Birma usw. gehen.

11. Februar. Von allen Nächten unserer Reise war die verflossene die unangenehmste. Das Bett bestand aus einem Holzbrett, auf dem eine halb verfaulte Matratze lag. Die Härte war Nebensache, aber der Geruch! Entsetzlich! Die Wäsche des Bettes griff sich feucht an, die Luft blieb drückend heiß. Man fröstelte und glaubte zugleich vor Hitze ersticken zu müssen. Welch ein Unbehagen! Das Nachtlicht erlosch. Ich lag im Dunkeln. Jetzt wurde alles lebendig um mich her. Es raschelte im Plafond, huschelte über die Wände, knisterte auf dem mit Sand

bestreuten Fußboden. Vor der Tür grunzte ein Schwein, ein Hund heulte auf, dann brummte, pustete, fauchte etwas, dann fielen die Blumenstöcke auf der Veranda um, und endlich war ich überzeugt, daß Bären und Leoparden vor meiner Tür kämpften. Ich hatte wohl Fieber.

Meine animalische Wärme trocknete schließlich den „Prießnitz-Umschlag", in dem ich lag. Jetzt hätte ich schlafen können. Doch mit Tagesanbruch war das Haus wach. Jeder froh, Bett und Zimmer verlassen zu können, drängte ins Helle, in die freie Luft hinaus. Hell war es, strahlend hell, als wir vor das Bungalow traten, von der freien Luft fühlte man sich dagegen arg enttäuscht. Schwül und dunstig lag sie auf uns. Wie durch einen Silberschleier sah man die Welt. Die Erde dampfte unter den glühenden Strahlen der Sonne. — Das Frühstück war genießbar. Das Brot und der tausendjährige Zwieback waren aufgegessen; wir bekamen statt dessen eine National-bäckerei — frische Reisfladen — die ausgezeichnet waren.

Die Post wird um ein Uhr erwartet. Wir schleppen uns zu einem malerischen Brunnen, der unter saftig grünen Bäumen liegt. Braune Nymphen stehen am Rande. Aus golden glänzenden Lotas gießen sie das aus der Tiefe geschöpfte Wasser über Kopf und Schultern. Sie versteckten ihr Gesicht, als wir uns nahen. Ein Aeffchen sitzt auf einem Ast und schaut den Mädchen aufmerksam zu. Es ist zu heiß zum „Bummeln", und wir kehren ins resthouse zurück. Die englische Südafrikanerin sitzt auf der Veranda und aquarelliert. Obwohl ihr Papier auf einen Blechrahmen aufgezogen und der Block in einem Blechkasten hermetisch verschließbar ist, hat die Feuchtigkeit in dem Papier große Blasen gezogen.

Bäume und Sträucher, die das Haus umgeben, aufmerksam betrachtend, näherte ich mich achtlos einem schmalen, mit Gebüsch bestandenen kleinen Graben. „Lady, snakes", klang es warnend aus einem Dutzend Kehlen

Digitized by Google

vom resthouse herüber. Ich habe keine Schlange gesehen, nur ein sehr großer Erdwurm lag geringelt im Grase. Ich stöberte ihn aus seiner Ruhe auf. Ein ekelhaftes, etwa dreißig Zentimeter langes, daumendickes Tier, glänzend schwarz mit roten Streifen über dem Rücken, und wohl hundert kleinen gelben Beinen, kriecht über den Weg. Im sumpfigen Grund in der Nähe der Seen sollen diese Tiere hohe maulwurfartige Hügel aufwerfen.

Schon um halb ein Uhr kommt die Post. Die Passagiere nehmen das lunch, und nach kurzem Aufenthalt beginnt die Fahrt mit all den schon bekannten Schikanen. Die Bocksitze sind von einem Engländer und einem Norddeutschen besetzt. Wir und mit uns, außer dem Boy, noch zwei Eingeborene müssen ins Interieur. Im letzten Augenblick steigt noch eine europäisch gekleidete Frau mit ihrem Sohne ein. Die Frau hat eine Hutschachtel bei sich, von der sie sich nicht trennen mag, und die sie mir ungeniert zur Hälfte auf den Schoß stellt. Das scheint hier so Sitte. Es ist sehr eng. Da, im allerletzten Augenblick, verlangen noch zwei besser aussehende Singhalesen, mitgenommen zu werden. Die Eingeborenen haben den Vorteil, nur ein Drittel unseres Fahrpreises zu zahlen, und den Vorzug, immer mitgenommen zu werden, wenn auch Europäer abgewiesen wurden. Allerdings können sich die Leute sehr einschränken. Wie Striche sitzen sie nebeneinander.

Etwa gegen zehn Uhr kommen wir an die Straße, die nach dem Felsen Sigiri abzweigt. An der Weggabelung steht in strömendem Regen ein Europäer mit seinem Rad. Die Singhalesen rücken gutmütig zusammen, und er findet, halb im Wagen sitzend, halb auf dem Trittbrett stehend, Platz. Das Rad wird aufs Dach gehoben. Der junge Mann ist, nach dem Dialekt zu schließen, Schwabe. Er lebt in Colombo, um seine kaufmännischen Kenntnisse zu vervollkommnen. So oft er Zeit

Digitized by Google

findet, und es die Hitze erlaubt, macht er per Rad Ausflüge durchs Land. Diesmal wollte er nach dem Felsen Sigiri, wo interessante Ausgrabungen im Gange sind. Das Wetter zwang ihn jedoch zur Rückkehr. Als er heute morgen lautlos auf seinem Stahlroß durch den Dschungel glitt, sprang ein Leopard nur wenige Meter von ihm entfernt in einem großen Satz über die Straße weg. Glücklicherweise fallen die Leoparden den Menschen nicht an, sondern halten sich mehr an seine Hunde. —

Der Aufenthalt in dem Interieur der Kutsche ließ wirklich viel zu wünschen übrig. Ein Geruch herrschte, daß ich immer wieder verzweifelt fragte, was wohl in den Paketen unter unsern Füßen verpackt sein möge. Es war, als ob der ganze Wagen mit verwesten Tierleichen angefüllt wäre. Der Seemannsknaster, den der Engländer auf dem Bock rauchte, schien mir ambrosischer Duft gegen diese unheimlich aufsteigenden Gerüche, deren Provenienz sich nicht erkennen ließ. Die Pakete müssen untersucht werden, erkläre ich. Da dreht sich der Norddeutsche auf dem Bock um und fragt kleinlaut: „Geniert Sie der Geruch? Es ist eine vier Meter lange Schlange, die gestern geschossen wurde. Die Haut liegt unter Ihrem Sitz. Ich bringe Sie meiner Frau mit." Ob mich die Schlangenhaut geniere? Eine naivere Frage hat wohl noch nie ein Mensch getan. Die Schlangenhaut wurde hervorgezogen und unter den Wagen zu den Hühnern gelegt. Hoffentlich sind sie an der Nachbarschaft nicht zugrunde gegangen.

In Nalanda stieg die Frau mit der Hutschachtel, die ich die ganze Zeit mithalten mußte, samt ihrem Sohn aus. Wir atmeten auf. Nalanda ist ein schönes, unter Tamarinden gelegenes Dorf. Hier erwartet uns eine große Ueberraschung. Endlich erblicken wir, wonach wir auf der ganzen Fahrt gespäht, einen Wädda. Scheu und mißtrauisch steht er abseits; er sollte Stalldienste versehen. Allein, nur widerwillig schien er das Leitseil zu halten, das man ihm

Digitized by Google

zugeworfen hatte. Wie es nicht anders zu erwarten war, ist dieser, in ein paar Lumpen gehüllte Wilde ein gezähmter Wädda. Wie ein wilder Buschmann stand der Mensch vor uns. Ein Urwald wuchs ihm auf dem Kopf. Nie waren seine Haare geschnitten, gekämmt oder gewaschen worden. Verfilzt stehen sie ihm rings um den Schädel, hängen ihm in langen Strähnen über Rücken und Achseln und lassen den Kopf unproportioniert groß auf den schmalen Schultern des skelettartigen Körpers erscheinen. Das Gesicht mit den unstet blickenden Augen, der eingedrückten Nase und den wulstigen Lippen, den vorstehenden Kinnbacken und Zähnen hat einen weinerlichen Ausdruck. Man sagt, der Wädda könne nur weinen, nicht lachen; er verachte den glücklich Lachenden. Gerade so sieht der Mann aus. Aber Professor Geiger in Erlangen widerlegt diese Ansicht in seinem Buch über Ceylon und behauptet, dies wäre eine Fabel, ebenso wie die Meinung, die Wäddas seien halbe Idioten. Er muß es wissen, denn er hat persönlich mit ihnen verkehrt und das Glück gehabt, sich ein paar Wäddas aus Bintenne, ihrer Heimat, verschaffen zu können.

Ob die Wäddas Nachkommen der Ureinwohner Lankas, ob verwilderte Singhalesen, oder verwilderte Ureinwohner, darüber streiten die Gelehrten. Nach singhalesischer Ueberlieferung sind sie Nachkommen des von Wijeyo 543 vor Christi Geburt auf Lanka vorgefundenen Volksstammes der Yakkos, der mit den Nagas die Urbevölkerung der Insel ausmachte. Die Yakkos (Yakkas = Dämonen) tragen ihren Namen von dem Dämonendienst, dem sie huldigten, während die Nagas (Naga = Schlange) Schlangenanbeter waren. Die Nagas flüchteten bei der Ankunft Wijeyos nach Norden. Dieser Teil der Insel hieß von da ab „Naga dipo“ Schlangeninsel! Und merkwürdig genug, noch heute besteht dort der alte Schlangenkultus. Auf einer kleinen Insel bei Jaffna

werden in einem Tempel lebende Kobras von Priestern und Priesterinnen ehrfurchtsvoll verehrt.

Von den Yakkos, welche sich mit der Gefolgschaft Wijeyos, den Magadhaleuten vermischten, stammen die Singhalesen. Auf jene Yakkos aber, die zur Zeit Wijeyos in die Berge und Wälder flüchteten, führt die Tradition die Wäddas zurück. Das von ihnen bewohnte Gebiet — das Wäddaland — liegt im Süden und Südwesten von Kandy in der Gegend von Badulla. Der Distrikt besteht teils aus parkähnlichem Land, teils aus ungesundem Dschungel mit niedrigen Felshügeln. Diese sumpfigen Niederungen, das „Bintenne", gleichen in all ihren Einzelheiten dem „Tarrai", das sich am Fuße des Himâlaya hinzieht.

Man unterscheidet zwischen Küsten-, Dorf- und Felsen-Wäddas. Die Küstenwäddas, die sich an der Westküste Ceylons aufhalten, sind ein wenig zivilisierter und verrichten sogar bei den Tamilen Fischerdienste. — Dorf- und Felsenwäddas zeigen nur geringe Unterschiede. Auch die Dorf-Wäddas leben hauptsächlich von der Jagd. Da sie sich mehr an der Peripherie des Waldes aufhalten, treten sie auch häufiger mit den übrigen Eingeborenen in Verkehr. Obwohl die Dorf-Wäddas ein wenig Reis bauen, so kann man sie doch nicht eigentlich seßhaft nennen. Die englische Regierung ist zwar eifrig bemüht, sie an feste Wohnsitze zu gewöhnen, pflanzt Kokosnußpalmen um ihre Hütten, weist ihnen Reisfelder an, gibt ihnen Sämereien, allein, die Wanderlust kommt doch immer wieder zum Durchbruch. Sie verlassen ihre Hütten und schlagen diese wo anders auf. — Die Gesamtzahl der Wäddas wird auf zwölfhundert geschätzt. Ein unbedeutender Bruchteil hiervon trifft auf die Felsen-Wäddas.

Die „blaublütigen" Kekelé-Wäddas oder Felsen-Wäddas, die man kaum je zu Gesicht bekommt, sind geblieben, was sie von je gewesen, ein nomadisierendes Jägervölkchen ohne festen Wohnsitz, aber mit anerkanntem

Digitized by Google

Landbesitz. Sie leben in den unzugänglichsten Teilen des Urwaldes. Jede Familie hat ihr Revier, das von den andern als Eigentum geachtet wird. Unter vorspringenden Felsen oder in den Aesten der Bäume suchen sie Obdach. Sie folgen dem Wild auf seinen Wanderungen nach den Wasserplätzen, wobei ihre kleinen, vortrefflichen Hunde die Fährte sehr geschickt verfolgen. Der Wädda geht als echter Wilder nackt. Er trägt nur einen Lendenschurz aus Blättern oder einem Lumpen, den er irgendwo gefunden hat. Seine Jagdgeräte sind ebenso primitiv wie seine Kleidung. Eine kleine wuchtige Axt und ein sechs Fuß langer Bogen mit ein paar längeren und kürzeren Pfeilen dienen ihm als Waffe. Die eiserne Spitze des Pfeiles ist das einzige Bedürfnis des Wäddas, das ihn gelegentlich in die Nähe menschlicher Wohnsitze führt. Er legt dann vor das Haus eines singhalesischen Schmiedes nächtlicherweile ein Blatt nieder, das die Form und Größe der gewünschten Pfeilspitze anzeigt. Als Bezahlung läßt er etwas Fleisch, Honig oder ein Tierfell zurück. In einer der nächstfolgenden Nächte kommt er wieder an diesen Ort und erwartet den bestellten Pfeil zu finden. Ward er zur Zufriedenheit bedient, so verleiht er dieser wohl noch durch ein besonderes Geschenk Ausdruck. Ist ihm aber der Schmied nicht zu Diensten, so hat derselbe sein Leben verwirkt. Bei erster Gelegenheit tötet ihn der Pfeilschuß des Wädda. Der Schütze hält den Bogen in der Rechten und spannt mit der linken Hand. Sein Schuß fehlt selten, und den Elefanten trifft er sicher mitten ins Herz. Hat der Schütze aber auf ein Federwild gerechnet, und fehlt ihm der große Pfeil, wenn er auf einen Elefanten stößt, so schleicht er sich an und wartet, bis dieser seinen mächtigen Fuß bewegt. Schnell sendet er einen kleinen Pfeil in die Fußsohle. Ein wütendes Aufstampfen treibt den Pfeil tiefer in den Fuß. Derselbe eitert; er vermag die schwere Last des gewaltigen Körpers nicht länger zu tragen. Der

Digitized by Google

Elefant bricht zusammen und wird ein Opfer des schlauen Wilden.

Alle Wäddas, die „gezähmten" wie die „blaublütigen", besitzen außer vorsichtigem Beschleichen des Wildes noch ein weiteres Hilfsmittel in ihren dressierten Büffeln. Sie legen dem Tiere einen Strick um eines seiner Hörner. Gewohnt, dem Zug des führenden Leitseils zu folgen, geht dasselbe zu der Stelle, wohin es der Wädda zu haben wünscht. Hinter dem Büffel verborgen, nähert er sich dem arglosen Wild zum sicheren Schuß. Diese Art des Anpürschens mit dem Jagdbüffel ist nicht nur den Wäddas eigentümlich, sondern wird auch von den übrigen Eingeborenen der Insel angewendet.

In der Nahrung sind die Wäddas nicht besonders wählerisch. Erstaunlich ist die Abneigung, welche sie, wie die Singhalesen, gegen das Elefantenfleisch hegen. Auch das Fleisch der Bären, Büffel, Panther und Schakale verschmähen sie. Als bevorzugte Leckerbissen gelten ihnen vielmehr Ratten, Ichneumons, Eichhörnchen, Schildkröten Fledermäuse, Krähen, Rieseneidechsen und geröstete Affen. Ihre Hauptnahrung ist jedoch das Hirschfleisch. In lange Streifen geschnitten, wird es über dem Feuer getrocknet. Ueberflüssigen Vorrat wickeln sie in Baumrinde und versenken ihn in einen hohlen Baum; mit Lehm oder Honig wird die Höhle luftdicht verschlossen.

Die Wäddas gelten für friedfertig und wahrheitsliebend, für treue, zärtliche Ehegatten. Sie leben in Monogamie. Die Ehen werden ohne besondere Zeremonien geschlossen. Der junge Mann spricht sein Verlangen durch das Darbringen von Nahrung an die Eltern des begehrten Mädchens aus. Der Antrag wird meistens angenommen. Entweder der Freier führt die Braut gleich ohne weiteres mit sich fort, oder er holt sie nach ein paar Tagen. Der Ehebruch soll nur höchst selten vorkommen. Dann aber rächt sich der Beleidigte an dem Beleidiger durch einen


Digitized by Google

sicher treffenden Pfeilschuß. Eine Wäddafamilie beschränkt sich meist auf vier bis sechs Personen. Obschon Kindermord unter ihnen nicht üblich ist, sterben die Wäddas doch allmählich aus.

Während die wilden Wäddas ohne ausgebildete Religionsformen sein sollen und in den Yakkas ihre zu Teufeln gewordenen Ahnen fürchten, betrachten die Dorf-Wäddas dieselben als gute Geister. Der Dämonendienst hat bei diesen die Form des Ahnenkultus angenommen. Vor einer Unternehmung rufen sie die Geister der Verstorbenen an und opfern ihnen unter Tanz und Gesang mit Wurzeln und Honig gebratenes Fleisch, das die Anwesenden nachträglich unter sich verteilen und verzehren. Professor Geiger sagt, außer diesen Geistern der Verstorbenen, welche über das Wohl der Lebenden wachen, hätten die Wäddas noch acht oder neun Gottheiten. Böse Geister schienen sie nicht zu kennen. Dagegen besäßen sie Zaubersprüche zur Abwehr von wilden Tieren, wie Elefanten, Büffeln, Panthern und des besonders gefürchteten Bären.

Die Wäddas gehören nach Anschauung der Singhalesen zu einer hohen Kaste, und einer ehelichen Verbindung mit ihnen, die auch manchmal vorkommen soll, steht nichts im Wege. Die einheimische Tradition betrachtet sie als eine Mischrasse von Aboriginern und Ariern, sie führt ihren Stammbaum auf Wijeyo, den ersten König Lankas, zurück.

Als Wijeyo einst erschöpft von Hunger und Müdigkeit unter einer Palme eingeschlummert lag, fühlte er ein leichtes Fächeln, das den Fliegen wehrte. Ueberrascht ob der Fürsorge, öffnete er die Augen und erblickte ein holdes Mägdlein, das ihm winkte, ihm zu folgen. Es war Kuweni, die einzige Tochter eines Yakko-Aeltesten. Wijeyo begehrte die Yakkoprinzessin zur Gattin. Doch kaum durch sie zur Macht gelangt, verstieß er sie und machte eine indische Prinzessin zur Königin. Kuweni hatte dem König zwei Kinder ge-

boren, einen Knaben und ein Mädchen. Nachdem sie beide in die Obhut des Onkels gegeben hatte, wanderte sie zur Stadt, um die Königin zu sehen. Sie wurde erkannt und erschlagen. Der Onkel floh mit den Kindern in das Gebirge. Hier lebten Bruder und Schwester als Mann und Weib. Ihre Nachkommen sind die Wäddas. Mit dieser singhalesischen Tradition soll die der blaublütigen Felsen-Wäddas übereinstimmen.

Um acht Uhr kamen wir nach Matalé. Es regnet noch immer. Wir können von Glück sagen, die Postfahrt mit geraden Gliedern überstanden zu haben. Eine Reise in solcher Kutsche scheint mir mehr Gefahren zu bieten, als eine Seefahrt um die Welt. Die Straßen von Matalé sind finster. Nur in den Kaufbuden brennen ein paar armselige Oellampen. Das resthouse ist hell erleuchtet. Mehr als ein Dutzend Europäer sitzen rauchend um den großen Speisetisch. Werden wir wohl noch Unterkommen finden? Eine herkulische Gestalt mit langem weißen Bart — der erste große, dicke Mann, den ich auf Ceylon sehe — kommt uns entgegen. Es ist der Wirt. Wir fragen, ob noch Betten frei seien. „Perhaps by and by", lautete die mysteriöse Antwort. Sollten wir vielleicht einer nach dem andern im Laufe der Nacht untergebracht werden? Dies mußte wohl eine singhalesische Redewendung sein. Statt „vielleicht nach und nach", bekamen wir sofort zwei erträgliche Schlafräume.

12. Februar. Nach dem Frühstück besuchten wir die zwei Meilen von Matalé entfernte Alu-Wihara. Ein Wagen für vier Personen war bestellt. Ein Engländer wollte sich anschließen. Indessen fuhr ein Ponywägelchen für drei zwölfjährige Kinder vor. Der Engländer mußte zurückbleiben. Wir nahmen wohl oder übel in dem Chaischen Platz. Charley machte sich noch dünner, als er ohnehin ist, und setzte sich neben den Kutscher. Das Pony zieht an.



Digitized by Google

Langsam und mühselig kommen wir vorwärts. Man fühlt sich als Barbar. Indessen, zu gehen, wäre bei der entnervenden Hitze unmöglich. Die tropische Waldherrlichkeit, die wir durchfahren, ist traumhaft schön. Unsere rote Landstraße zieht sich durch frisch grünende und immergrünende Baumpracht: stolze Palmen, graziöse Akazien, Myrten-, Satin-, Eisen- und Gummibäume, Bananen mit goldgelben Riesentrauben beladen, Tamarinden, Mais, Zuckerrohr. Schlank aufstrebende Papayas entfalten ihre wundervollen Kronen wie zu einem großen Schirm. Unter den schweren, tiefzackigen Blättern hängen grün schillernde Früchte. Zarte Farne ziehen sich an dünnen Fäden um buntfarbiges Laub fremdartiger Bäume und klettern bis in die höchsten Aeste hinein. Wie ein leichter Schleier fällt das durchsichtige Gewirre über gelbflammende Blütenbüschel und süßduftende weiße Sterne wieder zur Erde herab. Den verschwenderischen Reichtum, die berückend feinen Farbentöne in Worten darzustellen, ist unmöglich.

Nach einer kleinen Stunde sind wir am Ziel. Ueber moosbewachsene, schmale, durch massige Pflanzenwände eingeengte Steinstufen, gelangen wir auf die Höhe des Felsens. An der Alu-Wihara ist wenig zu sehen. Wieder ein paar Höhlen mit bunten Malereien, vergrößert durch eine aufgeführte Mauer, die einen überhängenden Felsen stützt. Interessant ist die Alu-Wihara nur wegen ihrer literarischen Bedeutung. In ihr versammelte Walagambahu die Priester, welche die buddhistische Lehre, die bisher nur auf mündlicher Tradition beruhte, in der Palisprache auf Palmblätter niederschrieben.

Die Lage der Alu-Wihara ist malerisch, der Blick in die Landschaft anmutig. Die Felsen, welche sich zu engen Spalten zusammenfügen, sind sehr pittoresk. Ihre inneren Wände scheinen mit weichem schwarzem Samt überzogen zu sein. Es sind Myriaden Fledermäuse, die sich dicht aneinanderdrängen. Leider verbreiten sie einen widerlichen Ge-

Digitized by Google

ruch, so daß man eilig von dannen flieht. Als wir den Felsen herabsteigen, sehen wir zum erstenmal ein fliegendes Eichhörnchen. Größer und weicher im Fell, gleicht es dem unsrigen, wenn es von Ast zu Ast hüpft, will es aber einen weiteren Sprung wagen, so hat es alle Aehnlichkeit verloren. Es spreizt seine vier Beinchen, die durch eine Haut verbunden sind, und schwebt wie ein viereckiges Stückchen Pelz, den Schweif als Steuerruder gebrauchend, wohin es will. Ist es auf die Wiese oder den Zweig niedergesunken, dann zieht es die entfaltete Haut ein und huscht flink auf seinen vier Beinchen davon. Die Metamorphose sieht sehr lustig aus.

Das Pony brachte uns im Schritt nach Matalé zurück. Am Fischmarkt verließen wir den Wagen. Große Fischvorräte liegen ausgebreitet. Zum Schutz gegen die Fliegen sind sie dicht mit feinem Sand bestreut. Kein Wunder, daß man den ganzen Mund voll Sand hat, der zwischen den Zähnen knirscht, wenn man ein Fischgericht ißt. Es sind lauter silbergraue Flußfische mit rosa und gelben Flossen, kein Vergleich mit den phantastischen Seefischen der Fischhalle von Colombo. Dort schillern in allen Farben des Regenbogens die wunderlich geformten Papagei-, Mond- und Feuerfische und wie sie alle heißen mögen. Aus grünen Köpfen leuchten goldene Augen; glänzend schwarz gestreift, hell- und dunkelblau gefleckt sind die Körper mit rotem, gelbem oder silbernem Schweif. In ihrer unendlich bunten Mannigfaltigkeit möchte man sie mit Schmetterlingen vergleichen. Diese glänzend gefärbten Fische gelten nicht durchaus für wohlschmeckend. Dagegen ist der silberschillernde Ceylonhering nicht nur schön, sondern auch sehr fein im Geschmack. Entgrätet und gedörrt, wird er vielfach zum Curry und Reis serviert. Wie sieht es aber hier wieder zwischen den Buden aus. Nicht anders als nach einem grausigen Blutbad. Tamilen und Singhalesen, Männer und Frauen, alles kaut „Betel“. Das Spucken ist über alle

Digitized by Google

Maßen degoutant. Aber das Betelkauen soll gesund sein. Man behauptet, der Kalk, der in der Mischung enthalten ist, ersetze Vegetariern den Fleischgenuß. Das Betelblatt, in dem die Delikatesse eingewickelt ist, und von dem sie ihren Namen trägt, gleicht unserm Efeu, nur daß es fetter und fleischiger ist. Aus ein paar Stückchen der Arekanuß und dem Kalk gebrannter Muscheln wird das Reizmittel zusammengesetzt. Scharf und beißend, färbt es das Zahnfleisch des Gewohnheitskauers orangerot.

Wir eilen, den Bahnhof zu erreichen. Der Zug steht bereit. Aus dem Fenster der zweiten Klasse blickt ein wunderhübsches Geschöpf, das den Pfad der Tugend verlassen zu haben scheint. Ob es das „Rodiyamädchen" eines Europäers ist? Der Europäer sieht auf Schönheit, nicht auf Kaste. Das schöne Kind sitzt ganz allein im Coupé.

Die buddhistische Lehre verwirft zwar das Kastenwesen, aber dessenungeachtet, bestehen zwischen den Singhalesen dieselben gesellschaftlichen Unterschiede, wie bei den Hindus. Der Singhalese bleibt in dieser Hinsicht seiner brahmanischen Abstammung getreu, die er auf Wijeyo und dessen Gefolgschaft zurückführt. Wie der Hindu, so teilt auch er die Bevölkerung in vier Kasten. Die dritte hat zwei, die vierte sechzig Unterabteilungen. Man sollte glauben, daß hierdurch Raum für alle geschaffen worden wäre. Doch dem ist nicht so. Nach diesen fünfundsechzig Gesellschaftsschichten folgen die „outcasts", die von der Gesellschaft „Ausgestoßenen"! Auch die „Rodiyas" zählen zu diesen, allein mit Hochmut blicken sie herab auf alle jene, die noch tiefer stehen, so auf den Betelbüchsenmacher, den Wäscher, den Barbier. Sonderbar, daß gerade der „Dhobie" und der „Anbetteyos" zu den Unreinsten gehören! Haben doch beide für die Reinlichkeit der Hohen und Großen zu sorgen. Der eine reinigt seine Wäsche, der andere seift ihm das Gesicht ein.

Digitized by Google

Die zahlreich verbreiteten Rodiyas sind ein interessantes Geschlecht. Der Menschenschlag ist kräftiger als die Singhalesen höherer Kaste. Die mitunter schönen Mädchen gelten für höchst verführerisch, und das galante Leben ist ihr Beruf. Ueber die Herkunft der Rodiyas gibt es verschiedene Versionen. Sie werden entweder auf die Tschandalas zurückgeführt, welche die tamilischen Fürsten von Indien zur Verrichtung niedriger Arbeiten herüberkommen ließen, oder auf Verbrecher, die sich in den Dschungel retteten. Die Ueberlieferung erzählt von einem königlichen Jäger, der für das Wild der fürstlichen Tafel zu sorgen hatte, und der ohne Beute von der Jagd heimkehrte. Um der Ungnade des Königs zu entgehen, schlachtete er ein Kind, löste die Knochen heraus und setzte es dem König vor. Die Schandtat wurde entdeckt, der Jäger floh in den Dschungel, und die Rodiyas sollen seine Nachkommen sein. Der Rodiya selbst schmückt seinen Stammbaum allerdings romantischer aus. Nach seiner Tradition besaß der große Prakrama Bahu (1147) eine Tochter, Namaratnawali, die er wegen eines Vergehens vom Hofe verbannt hatte. Trotz des väterlichen Verbotes aber kehrte sie in den Palast zurück und redete in der Vorhalle mit einem Diener, des Namens Rodda. Der Mann schenkte ihr Gehör. Zur Strafe wurde Rodda mit der Prinzessin verbannt. Sie zogen in die Einsamkeit, und „Rodiya" hieß ihr Geschlecht. In späteren Zeiten wurden ganze Familien der höheren Kaste als Strafe für Verräterei zu Rodiyas degradiert. Es ist also nicht erstaunlich, wenn diese „Ausgestoßenen" ein schönes, vornehmes Aeußere zeigen.

Die Rodiyas sind die Zigeuner Ceylons. Sie befassen sich mit Wahrsagerei, verstehen sich — wie man sagt — auf magische Künste, verkaufen Zaubermittel und bringen sich ohne bestimmtes Handwerk so gut oder schlecht wie möglich fort. Sie sind klug und gewandt. Sehr zum Erstaunen der übrigen Eingeborenen wählte Ernst Häckel während

Digitized by Google

seines Aufenthaltes in Kandy einen schönen Rodiya als Gehilfen. Er rühmt ihn als gescheit und zuverlässig in seinen Arbeiten. Unter englischem Gesetz sind die Kastenunterschiede aufgehoben worden. Der Abstand zwischen den höheren und niederen Klassen der Bevölkerung besteht aber trotzdem in alter Weise fort, wenn die Ueberzeugung sich auch wohl nach und nach geltend macht, daß vor dem europäischen Richter gleiches Recht für alle gilt.

Der Wahrheit die Ehre zu geben, wir schliefen auf dem Wege von Matalé nach Kandy, statt uns an der blühenden Wildnis und den Palmenwäldern zu begeistern. Kurz vor Kandy stieg das schöne Mädchen aus. Nicht weit vom Bahnhof liegt ein luftiges Bungalow zwischen Teeplantagen.

In Kandy kamen wir um ein Uhr an. Sehr angenehm berührte es uns, unsere alten Zimmer wieder beziehen zu können.

Zum Dinner erscheinen Herr Federer und Frau von R., Herr und Frau Baronin Gemmingen. Wir konstatieren, daß unsere gemeinsame Reise hauptsächlich aus Wiedersehen und Abschiednehmen besteht. Uebermorgen gehen alle wieder nach Colombo voraus.

13. Februar. Jenseits des Berges, der den Kandysee abschließt, rauscht die Mahawelli-Ganga — der Sandfluß. Hoch aus den Bergen, nahe dem Adamspik, entspringt er unter Rhododendron, stürzt über Felsen hinab in die waldige Ebene, und fließt als herrlicher Strom durch die schönsten Teile des Landes. In seinem mächtigen Flußbett badet alltäglich nachmittags um drei Uhr die Elefantenherde eines reichen Plantagenbesitzers. Als wir heute den Badeplatz besuchen wollten, durften wir uns dem Ufer nicht nähern. Alles ist abgesperrt und mit Teppichen belegt. Der Gouverneur von Ceylon, der gegenwärtig in Kandy weilt, wird erwartet. Wir versuchen, dennoch vorzudringen,

Digitized by Google

da geht einer der bekannten Platzregen nieder. Nirgends eine Zuflucht! Die Teppiche, die bis zum Ufer hinab den Lehmboden bedeckten, schwimmen in einer gelben Brühe. Die Dienerschaft sieht keine Hilfe, sie läßt sich ruhig anregnen. Wir sputen uns, die Wagen zu besteigen, und eilen zum Hotel zurück. In einer Reihe geschlossener Karossen fuhr die Gesellschaft an uns vorüber.

Mr. Fips aus Amerika wird heute abend erwartet. Es ist einer von den Nawabs aus dem Dollarland. Das gesamte Personal befindet sich in Aufregung, der dicke Manager am meisten. Jetzt gilt es zu — verdienen. Eine ganze Etage wird für den Krösus bereit gehalten. Wer im Wege stand, wurde auslogiert. Es kann nicht fehlen, Mr. Fips wird zufrieden sein, und der Manager auch.

Mr. Fips kommt an und verlangt „ein Zimmer"! Tableau.

14. Februar. Eine halbstündige Eisenbahnfahrt brachte uns um sieben Uhr nach Paradeniya, dessen botanischer Garten einen Weltruf genießt. Mit seinen wunderbaren Palmenalleen, Baumgruppen, Wiesen und Seen, seiner wunderfarbenen Blumenfülle erinnert er in nichts an die gewohnte Steifheit einer solchen Anlage. Von drei Seiten durch die Mahawelli-Ganga umspült, liegt er auf einer Halbinsel. Prachtvoll gehaltene Wege durchziehen den Garten nach allen Richtungen. Gleich am Eingangstor steht eine Reihe großer Kautschukbäume (Ficus elastica). Unheimlich sehen die ungeheuerlichen Bäume aus. Mächtige Luftwurzeln wachsen vom Hauptstamm herab. Wie riesige Reptilien winden sich ihre langen Erdwurzeln in weitem Umkreis über den Boden hin. Gegenüber dieser Gruppe Ficus elastica steht eine Reihe üppiger Mahagonibäume. Nun durchschreitet man das Tor des Gartens. Das erste, was man sieht, ist eine Gruppe einheimischer Palmen; als Mittelpunkt die Königin ihres Geschlechts, die Taliputpalme,

Digitized by Google

umgeben von allen Arten ihrer Gattung. Weiter Gruppen ausländischer Palmen von Cuba, Indien, China, Afrika. Man fühlt sich überwältigt von dieser Pracht. Buntfarbige Papageien fliegen hin und her und kreischen leider recht unmelodisch durcheinander. Wir kommen an einem Wunderbaum mit noch nie gesehenen Blumen vorbei. Wie soll ich ihn beschreiben? Auf einem Baum, der einer mächtigen Kastanie ähnelt, zwischen kräftigen glänzenden Blättern, wächst eine Blume, die einem großen Strauße gleicht. Das Innere derselben ist eine dicke rote Knospe, deren Blätter sich wie die einer Artischocke fest zusammendrängen. Ein paar Reihen großer Blätter, in Gestalt und Form wie jene der Azaleen, flattern, immer heller werdend, um die Blüte, die viel größer als die größte Sonnenblume ist.

In der „Carica papaya" machte ich die Bekanntschaft des Baumes, der den Eingeborenen gute Dienste leistet, wenn ihre Digestion durch übermäßiges Rekordessen gelitten hat. Der Saft, den die Blätter und die unreife Frucht der Carica papaya liefern, enthält ein Ferment, das dem des tierischen Magens ähnlich ist. Reizend ist die Mimosa pudica. Wie saftiger Klee sieht die zierliche Pflanze aus, deren Blätter sich bei Erschütterung des Bodens schließen, wenn sich ihr von ferne jemand naht.

Auf köstlich klaren Teichen schwimmen blühende Lotosblumen aller Nuancen in unzähliger Menge. Eine hochstämmige Palmenallee läuft kerzengerade an der einen Seite des Gartens entlang. Die Mahawelli-Ganga fließt trübe nebenher. In künstlich angelegten Buchten, welche die Ganga seltsamerweise mit ganz klarem Wasser versorgt, stehen Bambussträucher aus Java und Malakka. Jeder einzelne Strauch bildet einen Wald für sich. Hundertfünfzig Fuß hoch und fünfundzwanzig Zentimeter dick sind die glänzenden grünen und gelben Rohre. Graziös beugen und wiegen sich die schweren Wedel über den Teichen. Es scheint kaum glaubhaft, daß das Wachstum dieser ungeheuren Masse das Re-

Digitized by Google

sultat weniger Monate sei. Aus einer unsichtbaren, unter der Erde fortkriechenden Wurzel springen all die zahllosen Stämme hervor. Sie blühen und sterben, um im folgenden Jahre in gleicher Fülle wieder zu erstehen. Bis zu sechzig Stämmen zählt man oft an einem einzigen Busch. Während der Regenzeit im Juni schießen sie in einer Nacht fünfzig Zentimeter in die Höhe. — Das weibliche Bambusrohr ist hohl und besteht aus regelmäßig aufeinander gesetzten wasserdichten Abteilungen, die, abgetrennt, kleine Kästchen liefern. Die zarten Pflanzen des Gartens werden in sie eingesetzt, um so auch verschickt zu werden. Das männliche Bambusrohr ist solide und wird zu härterem Dienst verwendet, z. B. zur körperlichen Züchtigung. Ein Tulpenbaum, wie wir deren so viele in Anuradhapura sahen, blüht in besonderer Pracht. Er heißt wegen seiner zart gelb gefärbten Blüten mit rotem Kelch, die, wenn die Sonne untergeht, mit ihr verblassen, Suriya oder Sonnenbaum. An einem großen Brotbaum oder Jack hängen kolossale Früchte. Sie sollen ein Gewicht bis zu sechzig Pfund erreichen.

Man könnte in alle Ewigkeit aufzählen und würde doch nicht zu Ende kommen. Nur der Orchideenhäuser und des Museums muß ich noch erwähnen. Die Orchideenhäuser sind große runde Lauben mit kleinen Pavillons auf dem Blechdach. Immergrünes Laub hüllt sie völlig ein. Leider standen nur wenige der farbenprächtigen Orchideen in Blüte. — Das Museum des botanischen Gartens enthält eine gut geordnete Sammlung aller Arzneimittel, Drogen und Gewürze, welche auf Ceylon wachsen. Desgleichen waren auch die Querschnitte aller auf der Insel vorkommenden Holzarten aufgereiht: Ebenholz, Mahagoni, Eisen-, Satin-, Eichenholz, Kalamanderholz, das sich nur noch selten findet, das Holz des Bo- und Jackbaumes, endlich das ungeheuer harte Nadunholz, aus dem die Singapurstühle angefertigt werden, usw. In der Nähe des Museums liegt ein Laboratorium. Unter der Vorhalle standen ein paar

Digitized by Google

Käfige mit Tieren. In einem Glaskasten wand sich um einen dürren Baum die „eye snake", wie die smaragdgrüne Schlange heißt, die wir im Dschungel gesehen haben, und die diesen Namen wohl wegen ihrer Liebhaberei trägt, Mensch und Tier in die Augen zu schießen. Verwirrend war die Kollektion Blatt- und Holzinsekten, die zur Familie der Mantis gehören, und die ich unter dem Namen mimicrys kannte. Niemals würde man glauben, etwas anderes als ein braunes oder hellgrünes Blatt zu sehen, bewegten sich diese scheinbaren Blätter nicht frei umher. Auch das Holzinsekt wird niemand für etwas anderes als für einen blattlosen Stiel halten. Ich habe mir ein kleines, grünes Insekt, vorsichtig mit Nadeln aufgespießt, in eine Schachtel verpackt. Aber ich fürchte, es dürfte, wenn es erst ausgetrocknet ist und mürbe wird, zerfallen, somit die Reisestrapazen nicht überstehen.

Um den Reichtum und den Wert dieses ungeheuren Treibhauses unter freiem Himmel richtig schätzen zu können, müßte man Sachverständiger sein. Für uns Laien war der Eindruck des Gartens vor allem als großartige Anlage ein Genuß, eine herrliche Augenweide.

Nach Kandy zurückgekehrt, mochte ich die Zeit nicht ungenützt verstreichen lassen, und wollte versuchen, ein paar um diese Zeit gut beleuchtete „Waldinterieurs" aufzunehmen. Alfred begleitete mich. Nach kaum einer Viertelstunde mußten wir das Unternehmen aufgeben. Die Hitze war glühend; man fühlte die Sinne schwinden. Wir eilten nach dem Hotel zurück.

Als wir nachmittags einen erneuten Versuch machen, die Elefantenherde des reichen Plantagenbesitzers im Bade zu überraschen, finden wir sie vollzählig zur Stelle. Ein Dutzend mächtiger Tiere liegt im Wasser, pustet, schnaubt und spritzt das mit dem Rüssel gefaßte Wasser über sich hin. Auf einzelnen Tieren sitzen „Mahuts" und reiben und fegen mit Bürsten und Steinen an ihnen herum. Sobald

Digitized by Google

sie uns erblicken, erhebt sich einer der Riesen und kommt aus dem Wasser gestampft, andere folgen. Ein Baby, das aber die Größe eines Ochsen besitzt, ist auch darunter. Ruhelos schwingen sie die Rüssel, an denen vorn der „kleine Finger" verlangend zittert, in hohem Bogen hin und her. Wir hatten uns mit Leckerbissen aller Art für sie verproviantiert, und es war verwunderlich zu beobachten, mit welcher Geschicklichkeit auch das geringste Krümchen mit dem Finger erfaßt und in das ungeheure Maul geschoben wurde. Ihre gewöhnliche Ration ist achtzig Pfund grünes Futter und achtzehn Pfund Körner pro Tag.

Ich kann nicht sagen, daß ich mich inmitten der Elefanten gerade sehr behaglich gefühlt hätte. Die Nähe der kolossalen Füße weckte grausige Vorstellungen in mir. Auf ein kosendes Wort — jeder Elefant hat seinen Namen — auf einen leisen Wink des Mahuts, hebt einer der Riesen gehorsam seinen rechten Vorderfuß auf. Der Mahut stellt sich in das Innere desselben, wird behutsam aufgehoben und schwingt sich dann auf den Hals des Tieres. Die Herde kehrt ins Wasser zurück. Die Elefanten legen sich auf die Seite und die Mahawelli-Ganga rauscht kühlend über sie fort.

Die meisten Elefanten auf Ceylon werden zum Ausroden des Dschungels, zum Tragen des Bauholzes, Aufrichten von Dämmen, zum Brückenbau und zum Wegemachen verwendet. Unschätzbar sind sie für die Kultivierung des Landes. Die schwersten Ackerbaumaschinen ziehen sie spielend. Freilich bedarf der Elefant einer langen Lehrzeit und Schulung, wie der Mahut sagt. Doch es lohnt die Mühe, da er ein Alter von achtzig bis hundert Jahren erreicht. So groß er ist, so zart ist seine Gesundheit. Die Füße sind überaus empfindlich. Die bei Tag und Nacht gleich gut sehenden Augen neigen zur Entzündung, und die Haut springt bei unaufmerksamer Pflege wie die eines verhätschelten Stadtkindes. Trotz seines Gewichts ist der Elefant ein ausgezeichneter Schwimmer und vorzüglicher,

Digitized by Google

sehr geschickter Bergsteiger. Fußspuren auf dem Adamspik zeigen, daß auch er die Wallfahrt unternommen hat. In ruhigem, gleichmäßigem Schritt legt der Elefant täglich fünfzig englische Meilen zurück. Wird er aber überanstrengt, so fällt das willige Tier plötzlich tot um. Die Märe vom gebrochenen Herzen, an dem der Elefant sterben soll, erzählt hier jeder. Als Beispiel wird angeführt, wie ein erst kurz vorher gefangener Elefant, der sich gutwillig in alles fügte und aus der Hand fraß, tot zusammenbrach, als ihm das Geschirr angelegt wurde und er einen Wagen ziehen sollte. Der Mahut sagt, er sei an gebrochenem Herzen gestorben, aus Empörung über die Schmach, knechtische Dienste tun zu sollen!

Die Elefanten werden auf eine nur bei den Singhalesen übliche Art mittels des sogenannten „Kraals" gefangen. Eine unsichtbare Palisade, eine feste, undurchdringliche Umzäunung wird so geschickt im Dschungel errichtet, daß der wilde Elefant die Falle nicht merkt. Vier bis fünftausend Treiber umzingeln das Revier, in dem eine Elefantenherde ausgekundschaftet wurde. Tag für Tag wird der Spielraum kleiner, in dem die Tiere freie Bewegung genießen. Täglich werden sie dem Eingang des Kraals näher zugetrieben. Haben sie denselben aber überschritten, so sind sie gefangen. Zahme Elefanten empfangen sie freundlich und umflirten sie eifrig. Während sie mit Zärtlichkeit die aufgeregten Fremdlinge zu beruhigen trachten, verstecken sie zugleich den Mann, welcher, mit einer festen Schlinge versehen, herankriecht, um sie um den Fuß des frisch gefangenen Riesen zu werfen. Ist dies geschehen, so wird der Gefangene an einem Baum festgelegt, wobei die zahmen Kollegen verständnisvoll helfen.

Einst richteten die Elefantenherden ungeheuren Schaden an, zertraten in einer Nacht die Lebensarbeit eines „planters" und vernichteten die schönsten Kokosnußplantagen. Um diesen Verwüstungen abzuhelfen, wurden

Digitized by Google

auf den Kopf eines getöteten Elefanten zehn Rupien Belohnung ausgesetzt. Bald aber trat die Kehrseite ein. Die Dickhäuter drohten auszusterben, wie die Büffel in Amerika. Seit 1872 erhebt die englische Regierung hundert Rupien für den Erlaubnisschein, einen Elefanten zu schießen. Heute sollen die Herden beinahe ihre frühere Stärke erreicht haben. Besonders in den nördlichen Provinzen, wo unsere blasse Ingenieursfrau im Dschungel gelebt hat, sind die größten Elefanten herdenweise vertreten. Das Eldorado der Jäger aber liegt in den Teilen der Insel zwischen Badulla und Magama. Ein sechzig Quadratmeilen großer Urwald ist das ergiebigste Jagdgebiet für Elefanten, wilde Büffel-, Schrei- und Schweinehirsche, wie sonstiges fremdartiges Wild.

Auf Ceylon einen Elefanten zu schießen, ist nur eine Frage des Geldes. Man stellt sich unter die Fürsorge eines Unternehmers, der die Jagd arrangiert und für die Erlegung eines Elefanten garantiert. Dem Unternehmer zahlt man ein vereinbartes Tagegeld, zwölf bis fünfzehn Rupien, dafür schafft er die Jäger, die Zelte, die Verpflegung. Gegen ein paar hundert Rupien kann man sicher sein, zum Schuß zu kommen.

Unser Boy Charley zeigte sich bei unserer heutigen Ausfahrt als Interpret sehr gewandt. Da wir ihn nur noch wenige Tage besitzen, durchbrechen wir unsere majestätische Reserve und lassen uns huldvoll in ein Gespräch mit ihm ein. Zu unserm größten Erstaunen vernehmen wir, daß er von Hause aus Bergwerksmanager ist, und daß er in seiner Stellung elf Bücher zu führen hatte — vielleicht war es auch nur ein einziges! Jedenfalls schreibt und liest er tadellos. Auch weit gereist ist das dürre Männchen. Er war in Birma, Japan, Java und Aegypten.

15. Februar. Die Reisegesellschaft hatte sich wieder einmal getrennt. Frau von R. und Herr Federer, Baron

Digitized by Google

und Baronin Gemmingen fuhren heute morgen nach Colombo. Wir folgen übermorgen. — In meinem Zimmer zeigt das Thermometer morgens 22½, in der Sonne steigt es bis zu 44, im Schatten sinkt es auf 25½ Grad Reaumur. Als feuchte Hitze eine höchst unangenehme Temperatur. Die beiden letzten Tage, die wir noch in Kandy weilen, gelten Spaziergängen in der nächsten Umgebung. Mit großem Geschick sind die Promenaden angelegt, alle gleich schön, gleich schattig und mit reizenden Durchblicken in die Ferne. Entzückend ist „Lady Hortoms Walk". Langsam ansteigend führt die Straße an dem jenseitigen Abhange des nördlich von Kandy gelegenen Berges hinauf. Dieser Weg bietet einen wundervollen Rundblick. Zu unsern Füßen fließt die Mahawelli-Ganga. Wie ein breites Silberband zieht sie sich durch ein herrliches Waldtal. Zwei blaue Bergketten erheben sich nordwärts in feucht glitzernder Ferne. Ein wenig links und näher eine hohe Felsenpyramide und gegenüber, von Wolken leicht umhüllt, fünf massige Kuppeln. Wir stehen am Rande des Berges. Neben uns, unter uns, über uns Riesentannen, blühende Cinnamoneichen, Kitoolpalmen, die wie Frauenhaar gekräuselt sind, und Blätter- und Blumenbäume in dichten wilden Massen und wundervoller tropischer Pracht.

Es ist Sonntag. Ganz Kandy lustwandelt, die Christen wie die Buddhisten. Die kleinen getauften Mädchen sehen gar drollig aus. Ihre dunkeln Körperchen stecken in rosafarbigen und himmelblauen Kleidern. Schmale Gesichtchen schauen altklug aus dem bis zum Kinn geschlossenen Leibchen hervor. Je drei in einer Reihe gehen die Kinder Hand in Hand, blicken rechts und blicken links, prüfend, ob man auch hört, wie fein sie englisch plappern, ob man sieht, wie europäisch sie sich zu benehmen wissen. Die armen kleinen Aeffchen, wenn sie doch wüßten, wie häßlich sie aussehen, und wie reizend neben ihnen ihre heidnischen Schwesterchen wirken, die nur mit einem silbernen Herz-

Digitized by Google

blättchen bekleidet sind, das ihnen an einem grauen Faden um den Leib hängt.

Das so getragene Herz ist dem Boblatt nachgeformt und als solches ein „Amulett" gegen den bösen Blick.

Hinter den kleinen singhalesischen Zierpüppchen kommt ein Troß wie Oxforder Studenten kostümierte Buben. Nur einer trägt den weißen Schleier des Tamilen, der ihm in weichen Falten um die Glieder fließt. Wie ein Prinz sieht der Knabe unter diesen maskierten christlichen Honoratiorenkindern aus. Wir sprachen mit mehreren dieser Jungen. Sowohl die europäisch gekleideten unter ihnen, als auch jene in Nationaltracht, besitzen dieselben Kenntnisse wie unsere Deutschen gleichen Alters. Sie kennen die Geschichte und Geographie ihrer Insel und die Englands ganz genau, sprechen außerdem fließend und mit gutem Akzent Englisch.

16. Februar. In den letzten Stunden des letzten Tages suchen wir noch einmal die entzückenden Wege auf, die durch Waldesdunkel in Waldestiefe führen, wo zwischen hohen Bäumen und saftigen Büschen feine Gräser, feurige Blumen stehen, bunte Blütenpracht knorrige Stämme umschmeichelt, sich leichtes Gewinde von Zweig zu Zweig schlingt und geflügelte, durchsichtige Wesen seltsame Gewebe durch den Wald ziehen. In solch tiefer, grüner Wildnis traf Baron Gemmingen am letzten Tage vor seiner Abreise ein wundervolles Exemplar der Cobra, hoch aufgerichtet und mit aufgeblähter Haube an. Es war dies die einzige ungezähmte Cobra, die einer von uns auf der ganzen Reise erblickt hat.

Das Hotel ist überfüllt, Fremde suchen in Kandy Kühlung, die teaplanters der Umgebung Amüsement. Letztere haben auf ihren „estates" kein besonders bequemes Leben. Das „Teepflücken" setzt sich das ganze Jahr hindurch fort, verlangt viel Aufmerksamkeit und europäische Auf-

Digitized by Google

sicht. Vor allem bilden die heftigen Niederschläge eine stete Sorge des „planters“. Seine Kulturen ziehen sich an dem Berggelände hin. Durch die furchtbaren Platzregen wird das beste Erdreich des abschüssigen Terrains leicht fortgeschwemmt und muß mühselig aus den tieferliegenden Ländereien wieder heraufgeschleppt werden. Nur selten findet man Singhalesen auf den „estates“ beschäftigt. Sie erachten die Feldarbeit für entehrend, sofern sie nicht direkt zum eigenen Unterhalt dient. Die kräftigen und fleißigen Tamilen, die zu Hunderttausenden von Südindien nach Ceylon herüberkommen, bilden die Stützen der Pflanzer. In der Heimat verdienen sie jährlich kaum vier Pfund, in Ceylon dagegen das Drei- und Vierfache. Sachverständige versicherten mich, daß in einer allzuguten Bezahlung, d. h. in einer höheren, als sie zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse benötigen, eine große Gefahr läge. Die Kulis arbeiten nur, solange sie nichts erübrigt haben. Sobald sie einen Ueberschuß besitzen, stellen sie die Arbeit ein und feiern ein paar Tage. Solche Arbeitskräfte hindern den regelmäßigen Betrieb eines Unternehmens und zwingen den Arbeitgeber zu dem seltsamen Mittel, möglichst wenig zu zahlen, um dauernd Arbeiter zu haben.

Heute abend verlangten wir die Hotelrechnung. Welche Ueberraschung! Der „wundermilde“ Wirt hatte für die fünf Tage unserer Abwesenheit uns achtzig Rupien und Graf Lippe vierzig Rupien aufschreiben lassen. Wir trauten unsern Augen kaum, und Alfred meinte, daß dieser edle Herr von R. mit der rötlich glühenden Nase und nach Whisky duftenden Atmosphäre bezüglich des Erwerbsinns durch seine raubritterlichen Ahnen erblich belastet sei. Kein Zweifel, er betrachtet die armen Reisenden, welche in seine Hände fallen, als von Gott gesandte Aussaugungsobjekte. Oder sollte er das von den hiesigen springenden Blutegeln gelernt haben?

Digitized by Google

Infolge unserer Reklamationen motivierte er seine Forderung damit, daß er unsere Zimmer reservieren mußte, weil der Boy des Grafen Lippe vor dessen Zimmertür geschlafen und jedem den Zutritt verwehrt habe. Wann aber hätte je ein Europäer die Worte eines natives beachtet, wenn es ihm nicht bequem gewesen wäre? Der Vorwand erschien überhaupt lächerlich, wenn man sah, wie der gewalttätige Mensch sonst mit den armen Eingeborenen umsprang. Hatte er doch vor wenigen Tagen einen unglücklichen „guide", der, seinem leuchtenden Vorbild folgend, einen Reisenden um weniges übervorteilt hatte, derartig geprügelt, daß der Bejammernswerte ins Spital gebracht werden mußte. von R. ließ denn auch sofort uns fünfzig, dem Grafen Lippe fünfundzwanzig Rupien nach, wodurch er sich eigentlich, wie Alfred sagte, recht als degenerierter Epigone des stolzen Räubergeschlechtes offenbarte. Wären wir hartnäckiger gewesen, so hätte er wohl auch den Rest seines Rançons fahren lassen, aber wir standen vor der Abreise und wollten keine weiteren Unannehmlichkeiten haben, worauf der alte Schlaumeier natürlich gerechnet hatte. Solche Versuche scheinen sich übrigens bei ihm zur lieb gewordenen Gewohnheit ausgestaltet zu haben. Bei Baron Gemmingen hatte er es auch probiert, war aber gründlich abgeblitzt, ebenso bei Mr. Fips. Eigentlich wären auch wir gewarnt gewesen, denn schon bei unserer ersten Ankunft im Hotel hatte er uns angelogen. Damals versicherte er uns, daß wir nicht darauf rechnen könnten, Postplätze in Matalé reserviert zu finden, da er dieselben für seine Gäste auf Wochen hinaus vorgemerkt habe. Hätten wir dem edeln manager geglaubt, so wären wir um den schönen Ausflug nach Anuradhapura gekommen.

Zu meinem Bedauern muß ich konstatieren, daß, nachdem wir auf unserer ganzen Reise durch Indien selbst von den gottlosesten Heiden und Schwarzen immer ehrlich

Digitized by Google

und anständig bedient worden waren, es leider ein christlicher Deutscher gewesen ist, der eine unrühmliche Ausnahme gemacht. Nicht leugnen will ich allerdings, daß das Hotel gut geführt und das Essen trefflich ist. Wenn nicht die Frau des Wirts in unseliger Erinnerung an ihre Chansonettenzeit geglaubt hätte, die Gäste den ganzen Tag durch musikalische Vorträge unterhalten zu sollen, der Aufenthalt in dem guten Hotel, in dieser paradiesischen Gegend, wäre zu schön gewesen.

18. Februar. Schweren Herzens trennen wir uns von dem lieblichen Kandy. Eine Abschiedsstimmung beschleicht uns. Mit unendlichem Bedauern denken wir daran, daß uns nur noch wenige Tage des Aufenthaltes auf dieser „göttergeliebten Insel" bleiben, die nur vielleicht ein wenig zu heiß ist, um auf ihr ganz glücklich zu sein. Als wir den Zug besteigen, hat es achtundzwanzig Grad Reaumur im Coupé. Hinunter, immer weiter hinunter saust der Zug, dessen Tempo uns heute zum erstenmal zu schnell erscheint. Wir umfahren den majestätisch aufragenden Allagalla, einen spitzen Felsen, von dem einst die alten Könige Kandys jene Untertanen hinabstürzten, die schmählichen Verrat geübt hatten. Schnell folgen sich immer neue Panoramen, liebliche Szenerien. Wie viel ist noch zu sehen! Wir blicken nach rechts, nach links, um nur ja nichts zu versäumen; auf die Berge hoch über uns, wie in die weiten, tief unter uns liegenden Täler. Ueberall unbeschreiblich herrliche Vegetation. Eine wellige Hügellandschaft tut sich vor uns auf. Am Horizont in der Ferne sehen wir tiefblau den Adamspik. Leider konnten wir ihn nicht besteigen. Es fehlte uns der Mut, bei der großen Hitze eine so bedeutende Anstrengung zu wagen. Wie gerne hätte ich seinen weltberühmten Schatten gesehen, den er kurz vor Sonnenaufgang plötzlich in die Atmosphäre wirft.

Digitized by Google

In Colombo angekommen, fahren wir direkt zu Konsul Freudenberg und Thomas Cook, um unsere Post zu holen. Veraltet sind alle Nachrichten. Nie hat mich die Antwort auf einen meiner Briefe erreicht. Doch während man die Nachrichten liest, vergißt man für Augenblicke die Zeit, die zwischen den Zeilen liegt, und genießt die lieben Heimatgrüße ohne Nebengedanken.

Im „Galle-Face-Hotel" werden wir mit gewohnter Aufmerksamkeit empfangen. Zwei luftige Zimmer mit herrlich freiem Blick aufs Meer stehen für uns bereit. Es ist wohl heißer hier unten in der Ebene als oben in den Bergen. Allein, die Seebrise, die durch die Zimmer weht, wirkt belebend, beinahe erfrischend.

19. Februar. Um 7½ Uhr 23 Grad Reaumur im Zimmer.

Heute feiert die deutsche Kolonie den sechzigsten Geburtstag des Konsuls Freudenberg und Fürsten von Colombo. Im Hotel Bristol haben die Freunde einen Festabend arrangiert. Um sieben Uhr versammelt sich die Kolonie, um sieben Uhr fünf Minuten fahren Konsul Freudenberg und Gemahlin vor. Mit den gebührenden Ehren, Blumen und dreimal donnerndem Hoch freudig empfangen, wird der Gefeierte in den reich geschmückten Saal des Hotels geleitet.

Es ist eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft von einheimischen Fremden und flüchtigen Reisenden, die sich versammelt hat und nun an der Festtafel Platz nimmt. Nach dem Toast auf Seine Majestät den Deutschen Kaiser spricht Oberst von Raffey. In begeisterten Worten hebt er die hohen Verdienste des Jubilars hervor; sein großes Geschick, die vielseitigen Interessen der Landsleute zu berücksichtigen und zu wahren. Er betont, wie durch ihn die Stellung der Deutschen auf Ceylon an Ansehen gewonnen, wie durch seine tätige Umsicht sich der Handel

Digitized by Google

gehoben habe, und wie es ihm allein zu verdanken sei, daß das Einvernehmen zwischen der deutschen Kolonie und den Engländern sich mehr und mehr freundschaftlich gestaltet.

Der schöne alte Herr steht, obwohl er beinahe ein Menschenalter im tückischen Tropenklima gelebt und gearbeitet hat, noch in voller Gesundheit und Kraft vor uns. Nach Tisch wird ein Gelegenheitsstück aufgeführt, später musiziert. Unter den anwesenden Damen ist eine Deutsch-Engländerin, die mein besonderes Interesse weckt. Mrs. Musaeus Higgins gründete hier eine buddhistische Mädchenschule mit dem Zweck, die Singhalesinnen in ihrer Religion zu erziehen und ihnen ihre Nationaltracht zu erhalten.

20. Februar. Von dem heutigen Tage erwarte ich mir eine Offenbarung. Wir sollen um neun Uhr bei dem Hellseher von Colombo vorgelassen werden. Dem „wir" fehlt leider Graf Lippe, der verhindert ist, mitzugehen. Außer Alfred und mir haben sich der Führung des schon früher erwähnten Herrn K., dessen Gattin und ein Amerikaner mit seiner Vorleserin angeschlossen. „The Honorable Dr. Oronhyatekka, the last remaining chief of the Aztekes", stellt Herr K. die mächtige Erscheinung als letzten Nachkommen Montezumas vor, neben dem seine Begleiterin wie eine Liliputanerin aussieht. Mr. Oronhyatekka, der in seiner Heimat die „schwarze Wolke" heißt und mich beim Abschied in sein Wigwam einlädt, das irgendwo in Kanada liegt, ist zu Hause ein bedeutender und einflußreicher Mann, der Gründer einer auf Gegenseitigkeit beruhenden großartigen Lebensversicherungsbank, die erste, an der sich Indianer beteiligen können. Als Aufnahmebedingung in dieselbe gilt ein nüchterner Lebenswandel. Trinker sind ausgeschlossen. Oronhyatekka, der nicht nur Geschäftsmann, sondern auch Menschenfreund ist,

Digitized by Google

will durch diese Maßregel dem unter den Indianern herrschenden Branntweingenuß Einhalt gebieten, will durch sie den Familien das Oberhaupt länger erhalten und zugleich den Aktionären eine möglichst hohe Dividende sichern.

Unsere kleine Expedition setzt sich von der Ecke des Hotels Bristol in Bewegung. Herr K. war durch ein Erlebnis in der verflossenen Nacht noch sehr erregt. Er lag schlafend im Bett, als er sich plötzlich mit seiner Matratze höher und höher gehoben fühlte. Entsetzt sprang er auf. Eine enorme schwarze Ratte wälzte sich unter der Matratze hervor und entfloh. Sein anerkannt tüchtiger Rattenfänger aber hatte sich ins Nebenzimmer geflüchtet und lag, am ganzen Leibe zitternd, unter dem Sofa, was er auch immer tut, wenn sich der abgeschiedene Hausherr manifestiert. Durch diese geheimnisvolle Geschichte in mystische Stimmung versetzt, besteigen wir die Elektrische und fahren durch endlose Straßen unzähliger Vorstädte. Endlich, an einem Kreuzweg, steigen wir aus. Wenige Häuser weiter lesen wir: „fortuneteller"; was sonst auf der Tafel noch steht, ist uns singhalesisch. Wir stehen vor einem alten holländischen Haus mit dunkler, nach der Straße hin durch Holzgitter abgeschlossener Veranda. Sie ist mit Wartenden überfüllt. Kurz nach neun Uhr wird die Haustür geöffnet. Wir treten ein und befinden uns in einem dämmerigen Raum, mit der Durchsicht in einen lichtüberfluteten Garten. Auf dem Boden hocken und liegen Eingeborene auf ihren Matten. Seit vierundzwanzig Stunden warten sie in gläubiger Einfalt darauf, vorgelassen zu werden, das Antlitz des „großen Lichtes" zu sehen. Kranke, Geschäftsleute, Mütter, Mädchen und Jünglinge holen sich seinen Rat und hoffen auf seine Hilfe. Alle blicken nach einer kleinen offenen Tür, die in ein längliches Zimmer führt. An der gegenüberliegenden Wand dieses Zimmers sehen wir in Rauch gehüllt eine weiße Gestalt. Man bittet uns, einzutreten. Auf einer

Digitized by Google

für uns aufgestellten Stuhlreihe nehmen wir Platz. Vor dem mit Blumen und Bildern geschmückten Tisch sitzt mit geschlossenen Augen der Seher. Er beugt sich über die Duftpfanne, neben der ein trübes Oellicht brennt. Ein großes Buch liegt zur Seite des zauberkundigen Mannes aufgeschlagen. Herr K. erklärt dem Dolmetscher unser Begehren, der es weitergibt. Meinen Namen, die Stadt und die Straße, wohin die Reise des „Lichtes“ gehen sollte, mußte ich angeben. Beides wird in das Zauberbuch eingetragen. Nachdem die Reiseroute festgesetzt worden, opfere ich mit dem Wunsche „sein Licht möge klar sehen“, eine Handvoll Betel. Dann werde ich aufgefordert, mich auf meine Frage zu konzentrieren. Gebete und Sprüche murmelnd, wirft der Seher wieder Rauchpulver in die Pfanne und hält sich ein dampfendes Gefäß an den Mund. Als er sich genügend vorbereitet glaubt, stellt er eine schwarze Platte vor sich hin, füllt noch einmal die Schale mit Weihrauch, legt die Hände zusammen, und in blauen Nebel gehüllt, blickt er in diesen Weltspiegel. Sein „Licht“ wandelte auf meinen Wunsch nach München, hat aber dort offenbar den Namen der Straße und die Hausnummer falsch gelesen — was in der frühen Morgenstunde eines deutschen Wintertages — wir sind der Münchener Zeit um 5½ Stunden voraus — erklärlich ist. Kurz, statt zu einer kinderlosen Dame verirrte sich das „Licht“ in eine reich gesegnete Familie, über deren Haus eben der Storch zum fünften Male flog.

Seine noch folgenden, mich und die andern betreffenden Aussagen waren ebenso lichtvoll und wahrheitsentsprechend. Uns beugend vor der unerforschlichen Macht, die hier sich dem trüben Blick gezeigt, verließen wir das „große Licht“. Seine Begabung hat dem Hellseher ein bedeutendes Vermögen eingetragen. Bei allen andern Gelegenheiten — so sagte man uns — nur leider gerade

Digitized by Google

heute nicht — pflegt er ganz ausgezeichnet in die Ferne zu sehen.

21. Februar. Durch die liebenswürdige Vermittlung der Frau Konsul Freudenberg konnte ich heute die von Mrs. Musaeus Higgins gegründete Schule besuchen. Mrs. Higgins, deren Gatte vor elf Jahren starb, suchte, um das Leben nach dem schweren Verlust noch fernerhin tragen zu können, eine ernste Beschäftigung. Als Wink des Schicksals erschien es ihr daher, daß in einem Inserat der „theosophischen Zeitung" unmittelbar unter der Todesanzeige ihres Mannes eine Lehrerin zur Leitung der buddhistischen Schule in Colombo gesucht wurde. Kurz entschlossen, bot Mrs. Higgins ihre Kraft an und erhielt eine zusagende Antwort. Alle Vorbereitungen zu ihrer Abreise von London waren vollendet, als ihr die Nachricht zukam, eine andere Dame habe im letzten Augenblick den Vorzug erhalten. Allein, nach wenigen Wochen folgte dieser Absage die Bitte, nun doch die Stellung antreten zu wollen. Die junge, vor kurzem eingetroffene Lehrerin war tot aufgefunden worden. Ob ermordet, oder durch eigene Hand umgekommen, wurde niemals ergründet. Mrs. Higgins schiffte sich mit dem nächsten Dampfer nach Colombo ein. Seit dieser Zeit widmet sie all ihre Kräfte in selbstloser Weise dem Unternehmen. Sie hatte bei ihrer Ankunft Verhältnisse angetroffen, die es ihr unmöglich machten, die Schule in der bisherigen Weise weiterzuleiten, weshalb sie sich von der bestehenden trennte und eine eigene, kleinere Anstalt gründete, in welcher die Kinder unbemittelter Eltern kostenlos oder gegen geringe Bezahlung (2 Rupien = 2 Mark und 60 Pfennig monatlich) aufgenommen wurden. In Mr. d'Abbrew, einem wohlhabenden Singhalesen, fand sie einen tatkräftigen und einsichtsvollen Gönner. Wenn auch nur in bescheidenem Umfang, so gelang es ihr doch, mit seiner Hilfe ihre Idee zu verwirklichen. Mr. d'Abbrew

Digitized by Google

stellte ihr einen Garten zur Verfügung. Ein Haus aus Lehm mit Palmdach („mudhouse") wurde errichtet, und für lange Jahre war hier die Stätte ihres Wirkens, ihr Heim. Nur wer solch niedriges Erdhaus gesehen hat, kann sich eine Vorstellung davon machen, welch eiserne Willenskraft, welche große Begeisterungsfähigkeit dazu gehört, als Kulturmensch in einer derartigen Behausung auszuharren.

Eine große Ueberraschung bietet die äußere Erscheinung der Persönlichkeit, die so tapfer alle Beschwerden und Kämpfe überwand und unentwegt auf ihr ideales Ziel zuschritt: der armen Bevölkerung durch Hebung ihrer sittlichen Anschauungen, Förderung ihrer Kenntnisse und Fähigkeiten bessere Lebensbedingungen zu schaffen. Es ist eine kleine, rundliche Dame mit Kinderhändchen. Der Ausdruck ihres Gesichts verrät wohlwollende Güte. Aus ihrem Auge, aus ihrem ganzen Wesen spricht Zuversicht und Vertrauen auf höhere Hilfe, die ihr auch immer in kritischen Augenblicken wird. Das Vertrauen auf die Vorsehung bildet die Kraft der höchst sympathischen Frau. Rührend ist die Bescheidenheit, mit der sie von ihrer Arbeit erzählt. Als Mr. d'Abbrew den wohltätigen Einfluß ihrer Bestrebungen erkannte, half er weiter und interessierte auch andere Singhalesen für die Bildungsstätte. Neben dem „mudhouse" baute Mr. Higgins mit kleinen Mitteln ein neues Haus für ihre Schule. Am gleichen Tage, als das Bungalow beziehbar wurde, fiel das „mudhouse" plötzlich ein. Weiße Ameisen hatten die stützenden Balken ausgehöhlt. Während des Kochens der letzten Mahlzeit, die in dem alten Haus genommen werden sollte, schrien die Kinder entsetzt auf, „das Haus stürzt ein." Den Speisetopf ergreifend, floh Mrs. Higgins in das neue Bungalow, wo unter besonderen Dankgefühlen der erste Curry mit Reis verzehrt wurde.

Das einfache, kleine Gebäude, in dem Mrs. Higgins lebt und wirkt, steht neben einem von Palmen beschatteten Spielplatz. Der Fußweg führt durch einen schattigen Garten

Digitized by Google

auf das Haus zu. Ueber eine etwas erhöhte Veranda tritt man in dasselbe ein, zuerst in den hellen Salon, in dem eine reiche theosophische Bibliothek aufgestellt ist. An den Wänden hängen die Porträts der Frau Blawatsky und der Annie Bésant, der berühmten Gründerin und geistreichen Förderin der Theosophie. In einer Nische steht die Büste des Colonel Olkott, des Hohenpriesters der theosophischen Lehre. Dieser gewiß von den besten Intentionen beseelte Mann hat sich bei der englischen Regierung auf Ceylon sehr unbeliebt gemacht. Er veranlaßte die Neubelebung der buddhistischen Feste und Umzüge, bei denen es, wie z. B. in Galle, zu öffentlichen Ruhestörungen kam. Er reizte die buddhistische Priesterwelt gegen die christlichen Missionen auf. Seiner Einwirkung wird es zugeschrieben, daß die Priester auf den höchst sonderbaren Strafmodus verfielen, jenen Buddhisten, die sich dem Christentum zuwandten, den Segen des Teufelstanzes zu versagen. Zauberer und Beschwörer durften für den „Christen" nicht mehr wirken, und den Astrologen ward verboten, den Abtrünnigen das Horoskop zu stellen; wer sich taufen ließ, mußte 1½ Rupien Strafe zahlen; lauter Bestimmungen, die den meist nur äußeren Vorteil suchenden Eingeborenen davon abhalten, sich zum Christentum zu bekennen, da ihm dann die Tröstungen des alten Glaubens fehlen, die er in entscheidenden Augenblicken im geheimen immer wieder sucht.

Neben dem Salon befindet sich das Speisezimmer, in dem ein Harmonium steht. Rückwärts, an das Bungalow anschließend, liegt ein grüner, von bescheidenen Holzhallen und dem großen Lesesaal umschlossener Hof. In den Hallen finden die Mahlzeiten der Kinder statt, und in einzelnen abgetrennten Abteilungen erhalten die jüngeren Schülerinnen Unterricht. Neben der ersteren sind die Wirtschaftsräume vorgesehen. Außer zwei alten Weibern, welche die Küche unter sich haben, und einem alten Mann, dem die schwere Hausarbeit zufällt, werden alle übrigen Obliegenheiten von

Digitized by Google

den Kindern selbst besorgt. Die Schlafsäle sind im oberen Stockwerk untergebracht. Nur halbhohe Wände trennen die einzelnen Räume, um freien Luftdurchzug zu gestatten. Die Kinder besser situierter Eltern schlafen auf Feldbetten, die andern, nach Landessitte, auf Matten. In jedem Raum führt ein älteres Mädchen die Oberaufsicht. Hier oben unter dem Dach hat auch Mrs. Higgins ihr Schlafzimmer, wenn man die bescheidene Ecke des Hauses, die sich die selbstlose Frau vorbehielt, so nennen kann. Die Ernährung der Kinder besteht zum Frühstück aus einer Suppe, mittags und abends aus der Nationalspeise Curry mit Reis.

Man darf sich unter Curry mit Reis aber nicht etwa ein Gericht vorstellen, das mit dem uns in Europa bekannten, wie Feuer brennenden Currypulver hergestellt ist. Der Curry wird alltäglich frisch zugerichtet. Er ist eine schmackhafte Mischung von zarten Gemüsen, reifem Pfeffer, Curcume, grünem Ingwer usw., der zugleich mit Kokosnüssen, Krebsen und gedörrten Fischen zum Reis serviert und gegessen wird. In der endlosen Reihe verschiedener Curryzusammenstellungen liegt die Kunst der singhalesischen Köchin. Und auch am europäischen Tisch wird dem Curry mit Reis große Aufmerksamkeit geschenkt. Er fehlt bei keiner Mahlzeit, nur, daß er hier oft aus Hammel- oder Hühnerfleisch bereitet wird.

Die Schule besteht aus acht Klassen, von denen die oberste (achte) in zwei Abteilungen zerfällt. In der oberen Abteilung sind die besonders begabten Schülerinnen vereinigt, die ihr Studium fortsetzen und sich weiter ausbilden wollen. Aus der Schule ist bereits ein Mädchen mit dem Reifezeugnis für den Besuch einer englischen Universität abgegangen. In diesem Jahre folgt ein zweites. Unterstützt wird Mrs. Higgins in den verschiedenen Lehrfächern von Lehrerinnen, die in der Schule ausgebildet worden sind. Die Stunden im Singhalesischen, in Geographie, Geschichte, Literatur, den alten Sprachen und im Zeichnen werden von

Digitized by Google

Lehrern, die übrigen Fächer, wie Englisch, Handarbeit und alle Anfangsgründe in den unteren Klassen von Mrs. Higgins und ihren Hilfslehrerinnen erteilt. Für Mathematik zeigen die Kinder wenig, dagegen für Zeichnen sehr viel Talent.

Ich habe selten so etwas Melodisches gehört wie den Vortrag singhalesischer Poesie. Mit auf- und absteigendem Tonfall werden die Verse halb singend gesprochen. Es klingt seltsam feierlich und anmutig zugleich.

Mrs. Higgins wurde von der Mission bei Beginn ihrer Tätigkeit heftig angefeindet. Die glänzenden Erfolge ihrer Schule und ihr wohltätiger Einfluß auf das Gemüt der Schülerinnen haben ihr aber nach und nach die Herzen aller ehrlich für das Wohl des Volkes besorgten Europäer gewonnen. Ihr Unternehmen wendet sich in keiner Weise gegen die Mission, wie früher irrtümlich angenommen wurde. Mrs. Higgins will durch ihre Schule in jene Volksschichten einzudringen suchen, in denen ein Uebertritt zum Christentum vorerst völlig ausgeschlossen ist. Sie bringt neues Denken und Fühlen in Kreise, die bisher ganz vernachlässigt worden waren.

22. Februar. In früher Morgenstunde besuchten wir den vielgerühmten Aussichtspunkt Colombos, das große Reservoir, welches die Stadt mit Wasser versorgt. Man besteigt einen mit Rasen überwachsenen, dreißig bis vierzig Meter hohen Ziegelbau und überblickt Colombo mit seinen 130 000 Einwohnern. Aber man sieht kein Haus und keinen Menschen. Die ganze Stadt liegt unter Palmenwäldern und in Zimtgärten versteckt. Kaum, daß ein paar Türme aus dem dunkelgrünen Gewoge hervorragen.

Colombo ist sehr weitläufig gebaut und bedeckt einen großen Flächenraum. Seine zahlreichen Vororte werden durch Kokosnußwälder getrennt, in denen sich deren Besitzer angesiedelt haben. Auch in den früheren Zimtgärten,

Digitized by Google

„cinnamon gardens“ sind inmitten schön gepflegter Park- und Blumenanlagen elegante Bungalows entstanden.

Wieder andere liegen an den „Lagunen“ (Süßwasserseen), die sich nach allen Seiten der Stadt verzweigen. Die Lagunen erstrecken sich die ganze östliche und westliche Küste Ceylons entlang. Durch Kanäle verbunden, bilden sie eine Hauptverkehrsstraße des Küstenlandes. In Colombo selbst weckt das durch sie gebildete „Slave Island“ traurige Erinnerungen. Auf ihm wurden zur Zeit der holländischen Herrschaft allnächtlich die Staatssklaven interniert, den Moskitos wehrlos preisgegeben. Die Lagunen gewähren insofern ein ganz besonderes Interesse, als sie die einzigen natürlichen Süßwasserseen auf Ceylon sind. Ihre Entstehung erklärt sich folgendermaßen: Die von den Gebirgen herabstürzenden Flüsse tragen mit ihren Wassermassen große Mengen von Stein und Sand zu Tal. Meeresströmungen, durch den NO.- und SW.-Monsun erzeugt, wirken stauend auf die Flußläufe, sie zwingend, das mitgeführte Geröll der Berge an ihrer Mündung abzulagern. Hierdurch bilden sich Wälle, „Barren“ genannt. Zugleich schwemmen die Strömungen des Meeres Sand und Steine an den Strand und vergrößern die durch den Fluß aufgeführten Wälle. Die Barren wachsen allmählich derart an, daß der vom Meer abgesperrte Fluß seitlich einen Ausweg suchen muß. Auf diese Weise entstehen lange Dämme, die sich nach und nach mit reicher Vegetation überziehen. Innerhalb derselben liegen große, stille Süßwasserseen, die der zu einer andern Mündung gedrängte Fluß weiterhin mit Wasser versorgt. Die verschiedenen Seen sind durch Kanäle untereinander verbunden und haben an einzelnen Stellen Abflüsse nach dem Ozean.

Dieses Labyrinth von Lagunen bildet einen großen Zauber Colombos. Immer wieder fährt man an den Ufern der stillen, klaren, weitverzweigten Teiche hin, die von tro-

Digitized by Google

pischen Bäumen üppig umfaßt sind. Die weißen Bungalows, die an ihren Ufern zwischen dem reichen Grün auftauchen, sehen kühl und wohnlich aus, ihre Bewohner werden aber durch die Moskitos daran erinnert, daß dies Paradies auf Erden liegt.

Ziemlich zweifelhaft darüber, ob die Aussicht von dem Reservoir aus die Mühe des Anstieges lohnte, verlassen wir dasselbe. Auf halber Höhe steht ein Baumwollenbaum. Starr und steif streckt er seine blattlosen Aeste von sich weg. An den kahlen Zweigen hängen grüne Schoten. Oeffnet man sie, so liegen zwischen leichter, flammartiger Wolle schwarze Samenkörner. Diese Baumwolle wird zum Füllen von Kissen und Matratzen gebraucht, da sie ihrer Kürze halber sich zum Spinnen nicht eignet. Das Entfernen der kleinen Samenkörner aus der Wolle ist sehr schwierig, und so werden sie mit derselben in die Gefäße eingefüllt. Oh, ich lernte sie kennen, diese kleinen Körner, die sich aus dem Innern der Kissen und Matratzen an die Oberfläche drängen, so daß man auf Schrot zu liegen meint.

Von dem Reservoir fuhren wir zum Museum, das in den Zimtgärten 1877 erbaut wurde. Es enthält auf Ceylon bezügliche Sammlungen, Mineralien, Antiquitäten, kunstgewerbliche Gegenstände, lebende Schlangen, ausgestopfte Tiere, sowie eine herrliche Kollektion von Schmetterlingen, Käfern und vieles andere.

Durch die Zimtgärten, in denen auch der Viktoriapark liegt, führen meilenweit schöne, abends sehr belebte Straßen. Jetzt ist niemand zu sehen. Arm und reich schlummert. Frau Konsul Freudenberg ist deshalb auch nicht wenig überrascht, als wir in dieser Glut bei ihr vorfahren, um uns bei ihr zu verabschieden und ihr für alle uns erwiesene Güte zu danken.

Um vier Uhr sind wir zu einem five o' clock tea in das Bungalow Hagenbeck geladen. Die ganze deutsche Kolonie und viele Fremde finden sich dazu ein. Es soll die

Digitized by Google

neue Truppe, die Hagenbeck zu einer Tournée nach Europa zusammengestellt hat, vor ihrer Abreise vorgeführt werden. Pünktlich versammelt sich der große Kreis in dem schönen Garten des träumerisch an einer der reizenden Lagunen gelegenen Bungalows. Bunte Teppiche sind über den Rasen gebreitet, Sessel und Stühle für die Gäste aufgestellt. Ein eleganter Teetisch steht unter rot glühenden Sonnenbäumen. Zwischen hochstämmigen Palmen schweift der Blick hinaus auf eine jener stillen Lagunen. Im Hintergrund, jenseits des lieblichen Sees, drängen sich seidenglänzende Musen mit ihren goldgelben Früchten, Alamandas, olivengrüne, rote und tiefgrüne Bäume und die graziöse Bambusstaude an das Ufer und spiegeln sich im Wasser, das ihr Bild wunderbar klar zurückwirft. Weiße Gestalten stehen hoch aufgerichtet in leichten Fahrzeugen. Sie gleiten, von der Strömung sanft getrieben, auf uns zu. Zwischen Lilien, die stolz auf schlanken Stielen ihre herrlichen lila Blüten tragen, und lichtgrünen Büschen legen sie an. Im Vordergrund hat sich unter den Palmen ein buntes Völkchen gelagert. Zigeuner von der Malabarküste, die von je Akrobaten waren, führen ihre überraschenden Künste mit erstaunlicher Geschicklichkeit aus. Auf schwanker Bambusstange erhebt sich eine Menschenpyramide, die bis zu den Kronen der Palmen reicht, schön gebaute, doch geschmeidige Männergestalten. Eine Gruppe lockender, bunt geschmückter Bajaderen mit feurig glühenden Augen steht zum Tanze bereit. Die schönste sitzt unter einem großen Latugabaum mit den köstlich grün-gelben Blättern und hält eine kleine strampelnde Nacktheit im Arm. Als Jüngstes zieht das Kind mit ihr über das weite Meer. Der Tanz der Bajaderen beginnt. Aus leichtem Hin- und Herwiegen, schnellem Vor- und Rückwärtsschieben der Füße, einem stetigen Heben und Senken der Arme mit stilisierten Bewegungen und endlich aus einem fortwährenden Tremolo des ganzen Körpers setzt sich der Tanz zusammen, der den Hindugöttern gefällt. Die

Bajaderen Südindiens tragen reich verzierte Röcke; sich den Bewegungen der Glieder anschließend, fallen sie schlank am Körper herab.

Nach dem Göttertanz folgt das Wettrennen der Riesenschildkröten. Auf den ungeheuren Tieren sitzen junge europäische Herren. Den Strohhut im Genick, schwingen sie das Spazierstöckchen kühn in der Rechten. Unter der mächtigen Schale der Reittiere reckt sich an langem Hals der Kopf ehrgeizig hervor. Immer länger und länger werden die stumpfen Beine. Zwischen den so schwerfällig scheinenden Monstertieren beginnt der Wettstreit. Eine Schildkröte sucht der andern vorzukommen. Die Reiter verlieren die Balance und liegen im Gras. Die Schildkröten fliehen im Eilmarsch schleunigst fort. — Ausgezeichnete Zauberer produzieren sich. Nie verschwanden so große Mädchen in so kleinen Körben, nie tanzten Schlangen so gehorsam, verbeugten sich so tief zum Klange der magischen Flöte. Ich kam mir vor, als erlebte ich ein Märchen, das man sonst artigen Kindern erzählt.

Die „season" hat für Colombo begonnen. Die weniger schönen als lebenslustigen Australierinnen sind, wie alljährlich, gelandet und haben dieselbe durch ihre Ankunft eröffnet. In hypermodernen Toiletten — wie sie glauben — und staunenswert korrekten Frisuren suchen sie im Hotel Galle-Face galante Abenteuer. Die Frisuren der Australierinnen erwecken meinen Neid. Was ich auch beginne, ich bin immer à la Wassermaus frisiert, die Hitze löst alle Bande, trotzt jedem Brenneisen. Wer nicht zum glatten Scheitel geboren ist, muß eine Perücke tragen, sagte der Friseur des Hotels, als ich ihm mein Leid klagte, und zog ein paar Schachteln Haarfrisuren unter dem Ladentisch hervor. Für die nächste Reise sehe ich mich vor.

„Galle-Face" faßt kaum die Zahl der Gäste. Abends ist der Speisesaal überfüllt. Die fashionable Herrenwelt der Stadt diniert im Hotel. Einzelne längere Tafeln sind

Digitized by Google

besonders elegant gedeckt. Schiffskapitäne oder andere gewichtige Persönlichkeiten werden an denselben gefeiert. Auch die kleinen Tische sehen festlicher aus als früher. Das Buffet in der Mitte des Saales ist mit allen köstlichen Früchten Ceylons beladen. Sämtliche elektrische Ventilatoren sind in Bewegung. Im strahlend hell beleuchteten Saal spielt Tafelmusik. Die Bedienung ist musterhaft. Jeder Gast hat seinen Boy. Lautlos erfüllt er Wünsche, die noch gar nicht geäußert worden. In ihrem langen weißen Umschlagtuch, dem „Comboy", dem unbequemsten Kleidungsstück, das sich denken läßt, und ihrer kurzen weißen Jacke sehen die Leute äußerst reinlich und appetitlich aus. Aber was sind das für Männer mit ihren schlangenhaft weichen Bewegungen? Sind diese lieblichen Singhalesen mit ihren nackten Füßen — alle Dienerschaft geht barfuß — Männer, sind es Weiber, man weiß es nicht. Wie Mädchen, werfen sie schmachtende Blicke aus ihren feuchtglänzenden Augen. Wir haben z. B. einen „butler" mit biegsamer, schmiegsamer Gebärde, dessen Blick nur zu sagen scheint, „bin ich nicht schön?" Heute, als wir durch die Stadt fuhren, sah ich vor einem Hause eine reizende weibliche Gestalt. Sie legte eben ihr langes Haar leicht um den Kopf und drehte sich um. Sie hat einen Bart. Es ist ein Mann! Ebenso geht es uns mit unserm Stubenboy. So lange Charley Quarantäne in Madura hielt, besorgte das Hotelpersonal unsere Bedienung. Alfred läßt es sich nicht nehmen, der Boy ist ein Frauenzimmer. Er trägt Spangen um den vollen Oberarm, verräterisch klingende Reifen um die feinen Hand- und Fußgelenke. Sein Gewand ist eine weiß herabhängende Hülle. Weiches schwarzes Haar schlingt sich am Hinterkopf zu einem Knoten, aus dem eine Locke leicht auf den Hals fällt. Sein Gesicht erinnert an das der schönen Frau von F. Das ist der Stubenboy, der vor unserer Tür in der Ecke hockt, mit beiden Händen die Klinke umfaßt

Digitized by Google

hält und den Kopf träumerisch auf den weichen Armen ruhen läßt.

Jeden Abend ist Ball im großen Festsaal. Alle Fremden, die mit dem Schiffe ankommen, strömen herzu. Unter der gleichmäßig schwingenden Punkah drehen sich erhitzte Paare im Kreise. Für eine kurze Stunde hat sie der Zufall zusammengeführt. Sie wissen nicht, wie sie heißen, wer sie sind, aber tanzen vergnügt zusammen, froh, endlich einmal wieder festen Boden unter den Füßen zu fühlen.

Junge Mädchen habe ich auf der ganzen Reise weder in Indien noch auf Ceylon gesehen. Wohl einige reifere junge Damen und heiratslustige Witwen. Aber ich glaube nicht, daß aus Reise= — Lebensgefährten geworden sind.

Ein russisches Kriegsschiff ist heute im Hafen eingelaufen. Seine Kapelle spielt draußen im Garten. Herren und Damen ruhen in bequemen Stühlen und lauschen dem Klange der Musik. Zwischen den Kronen der Palmen hängen bunte Lichter. Wie große Leuchtkäfer glänzen sie durch das Grün. Leise dringt das Rauschen der Brandung durch die warme Nacht. Die Russen spielen schwermütige Weisen. Wehmütig klingt die Stimmung in uns wieder. Es ist der letzte Abend, den wir gemeinsam verbringen.

23. Februar. Schon liegt der „Prinz Heinrich" im Hafen, der uns die Reisegefährten entführt. Mit geteilten Gefühlen sehen wir sie nach Osten ziehen. Beinahe will es uns gereuen, daß wir nicht mit ihnen weitersegeln. Wenige Stunden später gehen auch wir an Bord.

24. Februar. Auf Deck des „Prinz=Regenten" herrscht geschäftiges Treiben. Verwandte und Freunde nehmen Abschied. Die Zeit drängt. Das Tam=Tam treibt die Zögernden, das Schiff zu verlassen. Sie eilen, die den Dampfer umlagernden Boote zu besteigen. Die Anker werden gelichtet. Der heulende Ton der Dampfpfeife gibt das

Digitized by Google

Zeichen zur Abfahrt. Kaum merklich setzt sich unser Koloß in Bewegung. Aus den Barken klingt ein letztes Lebewohl. Weiße Tücher wehen. Langsam fahren wir an dem russischen Kriegsschiff vorbei, unsere Musikkapelle stimmt die russische Nationalhymne an. Die Russen grüßen zurück und spielen „Heil dir im Siegerkranz". Begleitet von diesen Klängen, dampfen wir hinaus in das weite Meer und steuern nach Westen — der Heimat zu.

Digitized by Google

Anhang.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ratschläge für eine indische Reise.

Eine Indienfahrt gehört von Jahr zu Jahr mehr in das Programm der Vergnügungsreisenden großen Stils. Auch ist die Frage nach ihren Kosten und Vorbereitungen so oft an mich gerichtet worden, daß ich glaube, meinem Tagebuch die Erfahrungen, die ich auf diesem Gebiete gesammelt habe, in Kürze beifügen zu sollen.

Die günstigste Zeit für einen Besuch Indiens liegt zwischen Anfang November und Mitte März. Ist der Entschluß gefaßt, die Reise nach dem fernen Osten anzutreten, so gilt es als wichtigste Vorbereitung, mindestens drei Monate vor der geplanten Abfahrt sich einen Platz auf einer der verschiedenen englischen, französischen, österreichischen oder deutschen Dampferlinien durch Einzahlung des halben Preises zu sichern. Ich würde stets einem Schiff des Norddeutschen Lloyd den Vorzug geben und mich hierdurch für die einzuschlagende Route bestimmen lassen.

Nach eigener Erfahrung sowohl, als auch nach den Aussagen aller Reisenden zeichnen sich die Dampfer dieser Linie durch größte Stabilität und ruhigen Gang, durch vorzügliche Verpflegung, tadellose Reinlichkeit und besondere Gefälligkeit der Angestellten und Bediensteten aus. Deshalb wählen selbst die Engländer mit Vorliebe die deutschen Schiffe zur Passage.

Dem Norddeutschen Lloyd obliegt der regelmäßige Postverkehr zwischen Deutschland, Japan und Australien. Die zuletzt gebauten Dampfer, wie z. B. „Prinz Eitel Fritz" und „Prinz Ludwig", gehören einer neuen Klasse an. Diese Schiffe sind nicht nur mit allen Sicherheitsvorkehrungen, sondern auch mit jedem Komfort der Neuzeit ausgestattet.

Durch einen einzigen Handgriff wird es der Schiffsleitung ermöglicht, von der Brücke aus nach vorausgegangenem Glockensignal sämtliche Schottentüren im Unterschiff gleichzeitig zu schließen. Der ganze Dampfer ist ferner mit einem Röhrennetz für Feuerlöschzwecke versehen. Eine Flottille von zwölf unsinkbaren Francispatentbooten und vier Halbklappbooten fertig zum Ausschwenken sorgt im Notfall für die Rettung der Passagiere.

Digitized by Google

Die Ausstattung des Dampfers ist sehr elegant und bequem. Vor allem zeigt sich das Arrangement der Kammern für die Kajütspassagiere als höchst praktisch. Außer Kabinen für eine Person ist eine Anzahl Zimmer derart eingerichtet, daß je zwei, durch eine Tür miteinander zusammenhängend, als gemeinsame Räume für eine größere Familie benutzt werden können. In den Passagierkammern zu zwei und mehr Personen befindet sich über jedem Bett ein Ausschalter für das elektrische Licht, ein Druckknopf für die Bedienung und ein elektrischer Anschluß zur Erwärmung der Brennschere. Elektrisch betriebene Flügelradventilatoren sind in allen Kammern vorgesehen. Ein Kindersalon und eine prächtige Turnhalle mit Apparaten für Reit-, Fahr-, Streck- und Ruderübungen vervollständigt die innere Einrichtung des Schiffes.

Alle 14 Tage verläßt ein Dampfer Bremen resp. Genua und Neapel und trifft nach siebzehntägiger Fahrt im Hafen von Colombo ein.

Bei der Wahl der Schiffskabinen achte man darauf, daß sie auf der nach Norden gekehrten Seite des Schiffes liegen, da diese viel kühler als jene der Südseite sind. Für die Ausreise also versuche man auf Backbord, d. h. auf der linken Seite des Dampfers, untergebracht zu werden.

Als die kühlsten, geräumigsten und ruhigsten Kammern pflegt man die auf dem Oberdeck gelegenen zu betrachten; sie werden von den alljährlich in die Heimat reisenden Kaufleuten bevorzugt, obschon die Luken dieser Kabinen bei bewegter See früher als jene der auf dem ersten Promenadendeck gelegenen Zimmer geschlossen werden müssen. Indessen haben letztere den Nachteil, daß die Ruhe ihres Bewohners viel größeren Störungen unterliegt. Die Passagiere pflegen ihren Spaziergängen und körperlichen Uebungen auf dem ersten Promenadendeck nachzukommen, während auf dem zweiten die Liegestühle aufgestellt sind und Gesellschaftsgruppen direkt vor den Fenstern der Kabinen sich plaudernd zusammenfinden. Wählt man aber trotz dieser Warnung die Kammer auf einem Promenadendeck, so ziehe man unbedingt eine solche auf dem ersten Promenadendeck vor, auf dem mehr promeniert und weniger geplaudert wird.

Die Preise der Kabinen richten sich nach ihrer Lage. Ein Retourbillet mit zweijähriger Gültigkeit berechnet sich ab Genua nach Colombo in der ersten Klasse mit Außenkabine auf 1475 Mk., Innenkabine auf 1213 Mk. Bei der zweiten Klasse, die in jeder Beziehung sehr gut, wenn auch einfacher gehalten ist, zahlt man für die Passage mit Außenkabine 1110 Mk., mit Innenkabine 929 Mk.

Ist der Tag der Abreise (z. B. von Genua aus) bestimmt, dann sollte man vier Wochen vorher Quartier in Colombo bestellen. In den Herbst- und Wintermonaten pflegen die Hotels in Colombo alle stark besetzt zu sein. Zu längerem Aufenthalt weise ich auf das entzückende

Digitized by Google

„Hotel Mount Lavinia", sieben Meilen von Colombo entfernt, aber in 30 Minuten per Bahn zu erreichen, und auf das „Galle-Face-Hotel" hin; zu kürzerem Verweilen möchte ich „Grand-Oriental-Hotel", vis-à-vis des Hafens oder „Bristol-Hotel" unweit des Landungsplatzes empfehlen.

Außer dieser Vorsorge für ein gutes Quartier während der Seereise und bei Ankunft in Colombo ist die Form, in der das Reisegeld mitgeführt werden soll, in Erwägung zu ziehen.

Am bequemsten ist es, durch einen Kreditbrief bzw. circular notes während der Reise seinen Geldbedarf zu decken. Man wendet sich z. B. an Thomas Cook & Son (Filiale Cöln, Domhof 1), durch den Kreditbrief und circular notes in folgender Weise ausgestellt werden: Der Gegenwert eines Kreditbriefes oder der circular notes in Höhe bis zu 500 £ ist bei Abnahme desselben zu entrichten, und zwar geschieht die Umrechnung zu dem jeweiligen Londoner Kurse, d. i. kurze Sicht mit 4 Pfg. Aufschlag.

Die Ausstellung eines Kreditbriefes bzw. von circular notes ohne vorherige Zahlung erfolgt nur, wenn ein höherer Betrag, als der oben angeführte, in Frage kommt und ein solventes Bankhaus sich verpflichtet, Bürgschaft zu leisten. In diesem letzteren Falle wird eine Provision von 1 % von dem Gesamtwert des Kreditbriefes bzw. der circular notes in Anrechnung gebracht. Die Bürgschaft leistende Bank muß sich bereit erklären, für die auf Grund der Papiere erhobenen Summen dem Londoner Hauptbureau Scheck-Anweisung auf Sicht einzusenden.

Thomas Cook & Son hat in jeder Stadt von nur einigem Belang in Indien und Ceylon Vertreter, und man braucht sich daher nicht mit größeren Summen zu beschweren. Nur darf man nie vergessen, daß oft schon Freitags, immer aber Samstags und Sonntags die Banken geschlossen bleiben und zwischen Weihnachten und Neujahr, zu Ostern usw. kein Geld erhoben werden kann.

Als bares Geld, welches man bei sich zu führen wünscht, erweist sich englisches Geld als das vorteilhafteste. Nur für Begleichung der Rechnung an Bord ist deutsches Geld vorzuziehen.

Wenn man auch während der ganzen Reise voraussichtlich niemals in die Lage kommt, den Paß vorzeigen zu müssen, so bleibt es doch wünschenswert, einen zu besitzen.

Empfehlungsschreiben, besonders guter Bekannter an ihre Freunde drüben bieten große Annehmlichkeiten, zumal, wenn irgendwelche ernstere Studien in Indien vorgenommen werden sollen.

Zur Zeit, als der Tourist noch seltener gen Osten zog, galt eine besondere Ausrüstung für notwendig. Wir überzeugten uns jedoch, daß dies eine überflüssige Sorge ist. Sowohl Herren wie Damen bedürfen kaum einer andern Garderobe als jener, die sie während der heißen

Digitized by Google

Sommerzeit und an kühlen resp. kalten Herbsttagen in der Heimat tragen. Nur wenn Damen im Winter Touren in den Himalaya zu unternehmen gedenken oder die Höhenkurorte desselben besuchen wollen, empfiehlt es sich, auch einen leichten Pelzmantel bei sich zu haben.

Für Herren sind Smoking und Frackanzug, für Damen ein paar Soiréetoiletten beinahe unentbehrlich. Sowohl auf dem Schiff, wie auch in allen Hotels Indiens und Ceylons erscheinen die Gäste zum Diner im Gesellschaftsanzug. Die eigentlichen Reisekleider, Flanellanzüge oder solche aus leichtem Tuch bzw. Khakie, lassen Herren am geeignetsten vor der Abreise anfertigen. Den weißen Smoking zu erwerben, bietet sich sowohl in Port Said wie später in Colombo Gelegenheit. Ebenso findet man hier den Tropenhelm, den man sich keinesfalls in Deutschland anschaffen sollte, da der deutsche Tropenhelm nicht nur in seiner Form allzusehr einem Soldaten- oder Feuerwehrhelm ähnelt, sondern auch viel schwerer als der englische ist, der aus „pith", d. i. Pflanzenmark, hergestellt wird. Für Damen findet man besonders leichte Exemplare. Indessen soll dies keineswegs davon abhalten, auch noch einen europäischen Hut mitzunehmen. Obwohl der Tropenhelm während der heißen Stunden des Tages, selbst bei kühlerem Wetter in der Mittagssonne nicht ohne Gefahr abgelegt werden kann, so halte ich doch morgens und abends das Tragen eines hellen Strohhutes für sehr angemessen.

Den Regen- und Sonnenschirm mit weißem Ueberzug zu versehen und hierdurch zu verdichten, darf man nicht unterlassen.

So leicht die äußere Kleidung auch gewählt werden mag, die Unterwäsche sollte doch aus irgendeinem Gesundheitsgewebe oder feinem Flanell angefertigt sein, und die Jägerleibbinde während der ganzen Reise bis zur Heimkehr von Port Said an getragen werden.

Mit Wäsche für wenigstens drei Wochen muß man sich versehen. Wenn auch auf den Schiffen des Norddeutschen Lloyd Chinesen deren Reinigung besorgen, so ist diese Einrichtung doch mehr für den Notfall gedacht. Von eleganter Wäsche irgendwelcher Art sollte man Umgang nehmen. Der indische Wäscher („Dhobi") ruiniert die einfachsten Stücke, vor allem aber die Herrenhemden in kürzester Zeit.

Für Morgen- und Nachtkostüm von Herren erweist sich das Pyjama aus Flanell, Seide oder Oxford als ganz unentbehrlich, und auch für Damen ist ein Nachtgewand, das als Schlafrock bezeichnet werden könnte, bei den langen Eisenbahnfahrten in Indien sehr bequem.

Für die Reise auf dem indischen Festland möchte ich das Mitnehmen von warmen Reisedecken als unerläßlich bezeichnen. Herren bedürfen eines leichten Ueberziehers zum Reiten, eines langen warmen Ulsters für Fahrten am frühen Morgen und für die Abende, an denen häufig regenartiger Nebel niederfällt, der die Kleider durchfeuchtet. Die Damen



Digitized by Google

müssen sich mit Jacke und Schal, einem sehr leichten Staubmantel und einem losen, warmen Uebermantel ausstatten, welch letzterer vor Sonnenaufgang und bei dem starken Nebelreißen zu tragen ist. — Kurz, man muß seine Kleidung so einrichten, daß sie aus verschiedenen Hüllen besteht, die man im Laufe des Tages bei zunehmender Hitze nach Bedarf abzulegen vermag. Man sollte nie vergessen, daß namentlich in der indischen Ebene die Temperaturunterschiede sehr erhebliche sind, daß es morgens und abends recht kalt sein kann, während sich die Sonnenglut um die Mittagszeit oft unerträglich steigert. Im Süden Indiens und auf Ceylon sind diese jähen Temperaturwechsel nicht zu befürchten. Hier ist der leinene oder rohseidene Anzug für Herren und Damen, für letztere auch das weiße Pikeekleid das geeignetste.

In allen größeren indischen Städten fertigt ein Nativeschneider nach englischem Muster die Kleidungsstücke für Herren und Damen zufriedenstellend an.

Soviel über die Frage, wie man sich am besten kleidet. Nun noch einiges bezüglich dessen, wie man sich das Nachtlager in Hotels und Eisenbahnwagen erträglich gestaltet.

Ausgenommen in den besten indischen Hotels, fehlt entweder das Bettzeug ganz oder es ist wahrscheinlich schmutzig, ebenso mangeln Handtücher und manchmal auch das Moskitonetz. Deshalb erscheint es dringend geboten, sich mit einem kleinen Vorrat Wäsche auszurüsten. Neben dem Moskitonetz ein halbes Dutzend Handtücher, Badetuch oder -Mantel, ein gutes Kopfkissen mit vier Ueberzügen, drei Bettücher, zwei Flanelldecken oder Reisedecken für die Person ist nicht zu viel. Dieses Bettzeug, zu dem sich in Colombo noch eine dicke hoch wattierte Steppdecke (Razais) gesellt, die nach Länge und Breite den Sitzen der Eisenbahnsofas entspricht und nachts als Matratze dient, wird in einem aus Segeltuch gefertigten hohen schmalen Sack, einem sogenannten Bettsack, oder in einer großen Plaidrolle transportiert. Niemals darf dieses Gepäckstück den Besitzer verlassen, weder auf der Eisenbahn, noch im Hotel, noch gelegentlich von Besuchen bei Freunden. In diesem Bettsack oder der großen Rolle wird in einer besonderen Tasche das Pyjama usw. verwahrt. Ohne dieses Bettzeug, das man auch in Colombo erwerben kann, würde der Reisende sich schlimmen Situationen aussetzen. Jederzeit könnte es ihm dann passieren, fröstelnd die Nacht verbringen zu müssen, um sich wahrscheinlich morgens mit einem Fieberanfall zu erheben. Solcher Erkältung zu begegnen, ist es deshalb geraten, eine kleine Apotheke in hermetisch verschlossenem Blechkasten bei sich zu führen. In Liebenthals Kurfürsten-Apotheke, Berlin W., Genthiner Straße 20, findet man sehr praktisch zusammengestellte Reiseapotheken für die Tropen, zu denen aber ein Fieberthermometer eigens verlangt werden muß.

Digitized by Google

In den meisten „chemistries“ der großen indischen Städte, wie Madras, Bombay usw., erhält man die Medikamente von Burroughs Wellcome & Co.

Eine Gummiwärmflasche darf nicht vergessen werden. Auch ein gut eingerichteter kleiner Speisekorb mit Spiritusmaschine kann sehr dienlich sein, ist aber nicht unbedingt notwendig, solange man die Touristenstraße nicht verläßt.

Ferner erweist sich eine Taschenuhr mit Wecker als höchst praktisch.

Man kann zwar an Bord der Dampfer Deckstühle mieten, sie sind aber nicht so bequem, wie sie zumal für Damen wünschenswert erscheinen. Ich würde daher vorschlagen, sich eine Chaiselongue aus Rohr oder Strohgeflecht in der Heimat zu kaufen und dieselbe vor Abfahrt des gewählten Dampfers von Bremen rechtzeitig dorthin zu senden. In einem Begleitbrief an den Obersteward des Schiffes bittet man diesen, z. B. ab Genua, einen guten Platz für den Stuhl auf dem zweiten Promenadendeck zu reservieren. Seinen Stuhl gibt man bei der Ankunft in Colombo bis zur Heimreise der Vertretung des Norddeutschen Lloyd ins Depot.

Selbstverständlich kann man auch in jedem Hafen Schiffsstühle erwerben.

Das große Gepäck pflegt man mit dem Deckstuhl zugleich als Frachtgut nach Bremen zu expedieren. Es ist nicht nur billiger, sondern auch einfacher, weil auf diese Weise alle Zollschwierigkeiten umgangen werden. In Genua findet man Schiffskoffer, Hutschachtel und was man sonst durch Aufschrift bestimmte, in seiner Kabine, während die übrige Bagage im unteren Schiffsraum verstaut wurde. An zwei Tagen der Woche werden die großen Koffer auf Wunsch aus dem Magazin heraufgeschafft, wodurch sich Gelegenheit bietet, die nötigen Kleider usw. je nach dem Wechsel der Witterung aus- oder wieder einzupacken.

Der Schiffskoffer, der 65 cm resp. 110 cm lang und 29 cm hoch sein darf, erhält seinen Platz unter dem Bett der Kabine. Dieser Koffer sollte auf Rollen laufen, um bei dem häufigen Ein- und Auspacken das Vor- und Zurückschieben desselben zu erleichtern.

Sobald man sich an Bord des Dampfers befindet und sich ein wenig orientiert, seine Kabine inspiziert und sich versichert hat, daß alles Gepäck richtig zur Stelle und der angeordnete Platz für die Chaiselongue oder den Amerikaner nach Wunsch gewählt wurde, wende man sich an den Obersteward, durch den die Plätze für die Mahlzeiten bestimmt werden. Aus seiner „Tischordnung“ ist die Verteilung ersichtlich. Ein Sitz an einem der Seitentische und zwar zunächst der Eingangstüre, scheint

Digitized by Google

mir allen andern Plätzen vorzuziehen. Nun folgt noch die Verhandlung mit der Badefrau wegen der Stunde des Frühbades. Die verabredete Zeit muß gewissenhaft eingehalten werden, da auf einem besetzten Schiff jede Stunde vergeben ist.

Das Leben auf dem Schiff verläuft wie es auf Seite 5 des Genaueren beschrieben, ebenso ist die Verteilung der Trinkgelder aus Seite 22 zu ersehen.

Die Zeit der Ankunft in Colombo hängt vom Wind und Wetter ab. Nie, selbst wenn man den Hafen in früher Morgenstunde erreicht und ausgeschifft wird, sollte man versäumen, den Tropenhut zu tragen oder den Sonnenschirm gegen die tückischen Sonnenstrahlen aufgespannt zu halten. Schon von 10 Uhr an beginnen sie höchst gefährlich zu wirken.

Im Hafen von Colombo herrscht betäubender Lärm, und man muß alle seine Sinne zusammennehmen, um nicht sich selbst und sein Gepäck zu verlieren. Mit wahrer Erleichterung atmet denn auch der Neuling auf, wenn zwischen den Köpfen der wirren Menge eine Mütze sichtbar wird, welche die Aufschrift „Thomas Cook & Son" trägt. Wie ein rettender Engel erscheint uns der Bedienstete dieser Firma. Er weist uns den Weg zur Dampfbarke, die uns ans Land bringt, und übernimmt das Gepäck, das wir auf dem Zollamt zur Revision wiederfinden.

Beabsichtigt man, nur vorübergehend in Colombo zu verweilen, so ist es vorzuziehen, das große Gepäck auf dem Zollamt zur Aufbewahrung zu belassen. Für jedes Stück werden 50 Cents, das ist eine halbe Rupie, als Aufbewahrungsgebühr per Woche in Anschlag gebracht.

Auf Ceylon und in Indien wird nach Rupien gerechnet; auf Ceylon zerfällt dies Geldstück in 100 Cents, in Indien in 16 Annas. Die Anna zerfällt weiter in 4 Paisas oder 1/4 Anna und diese in 3 Pies. Das Silbergeld besteht aus Stücken von ganzen, halben, viertel und achtel Rupien; das Kupfergeld aus ganzen, halben und viertel Anna.

In beiden Ländern schwankt der Wert der Rupie, der sich anfänglich auf zwei Schillinge belief, jetzt aber auf 1,33 Mark gesunken ist.

Der sovereign gilt 15 Rp., ist keinen Schwankungen ausgesetzt, fehlt jedoch im Verkehr.

Auf indischen Banknoten, die in der Höhe von 5 Rp., 10 Rp., 20 Rp., 50 Rp., 100 Rp., 500 Rp. und 1000 Rp. umlaufen, ruht in Ceylon ein kleiner Diskont. Indisches Geld wird hier außer den Zwei-

Digitized by Google

Annastücken angenommen, das Geld Ceylons hingegen auf dem Festland zurückgewiesen.

Nachstehend ein Vergleich zwischen dem üblichen Geld der beiden Länder:

	Ceylon		Indien		
	Rp.	Cents	Rp.	A.	P.
Silbermünzen	1	00	1	0	0
	0	50	0	8	0
	0	25	0	4	0
	0	10	0	1	7
Kupfermünzen	0	5	0	0	10
	0	1	0	0	2

Es ist sehr wichtig, immer gewechseltes Geld bei der Hand zu haben. Nie kann ein Schiffer, Kutscher oder Kuli herausgeben, was oft zu Ueberzahlung führt.

Von der jetty, dem Landungsplatz, an den Wagen zahlt man pro Kollo 4 Cents, für einen Wagen im Weichbild der Stadt die erste halbe Stunde 50 Cents, für die erste Stunde eine Rupie, für jede folgende 25 Cents. Die Rickschaw berechnet sich auf 25 Cents für die halbe Stunde. Nur selten gelingt es, diesen Tarif einzuhalten; Kutscher und Kuli finden immer Gründe für eine höhere Bezahlung.

Bei der Ankunft in Colombo ergeht gleich im Hotel die Frage an den Fremden, ob ein Boy für eine eventuelle Reise durch Indien gesucht werde.

Auf Ceylon ist ein Boy überflüssig. Hotel und „resthouse", wie die Unterkunftshäuser im Innern des Landes heißen, besorgen beide die Bedienung der Gäste durch ihre eigenen Angestellten. Anders ist es in Indien, wo in den meisten Hotels sich die Bedienung als höchst mangelhaft erweist, in den „Dack Bungalows", d. i. Regierungsunterkunfts häusern, aber oft ganz fehlt.

Unbedingt notwendig ist ein Boy in Indien durchaus nicht. Der station-master, der manager oder Babu des Hotels spricht immer Englisch, und in den besseren Läden findet man auch stets den einen oder den andern, der den Dolmetscher abgeben kann. Jedoch ist ein Boy, der Englisch und Hindostanisch spricht und sich als Interpret und Vermittler mit den Eingeborenen verwenden läßt, nicht zu unterschätzen. Auch lernt man durch ihn ein wenig Hindostani, mit dem man freilich nicht sehr weit kommt. Ich füge hier den kleinen Wortschatz ein, den ich mir im Laufe der Reise angeeignet habe, für dessen Korrektheit ich

Digitized by Google

jedoch keine Garantie übernehmen kann. Aus demselben wurde Rām, rām = Grüß Gott, resp. Gott schütze dich, am häufigsten verstanden.

idhar ā, o,	Komm her.
tschup raho,	Sei still.
tschale - jā, o,	Geh fort.
jaldī - karo,	Eile dich.
[1]) khabardār ho,	Vorsicht.
tscherāgh jala, o,	Mache Licht.
[1]) tschirāgh jalā, o,	Zünde die Lampe an.
battī bujhā, o,	Lösche das Licht.
[1]) ghul mat karo.	Macht keinen Lärm.
kharā raho,	Steht still — halten.
aisā bak - bak mat karo,	Schwatzt nicht soviel.
bas, ab tum jā, o,	Gut, Sie können gehen.
tumhen mere sāth jānā hogā,	Gehen Sie mit mir.
mere - pās nakd nahīṅ hai,	Ich habe kein kleines Geld.
tarke hamka jagā - o,	Wecke mich früh.
tum ziyāda mangte ho,	Sie verlangen zu viel, sind zu teuer.
āg, lā, o,	Bringe Feuer oder Licht.
aur lakrī lagā, o,	Lege Holz nach.
kutschh thandā pānī lā, o,	Bringe kaltes Wasser.
ye kapre dhobī ko do,	Gib diese Kleidungsstücke dem Wäscher.
merī būt sāf - karo,	Reinige meine Stiefel.
main nahīn samajhtā,	Ich verstehe nicht.
tol,	Gewicht.
samp,	Schlange.
ānā,	Komm.
kharāb,	schlecht.
achchhā,	gut.
asbāb,	Gepäck.
hisāb,	Rechnung.
barf,	Eis.
pānī wilāyatī,	Sodawasser (europäisches Wasser).
garm,	warm.
mailā,	schmutzig.
tschaukīdār,	Wächter — Schutzmann.
harkārū,	Führer.
us tschūhe pakro,	Fange die Ratte.

[1]) kh und gh unterstrichen sind zwei Gutturale oder Gaumenlaute. Die gleichen Buchstaben ohne Strich werden getrennt ausgesprochen, wie in Trink-horn und tag-hell.

Digitized by Google

Wer aber ein wenig Bequemlichkeit liebt, sollte sich die Gelegenheit nicht versagen, dem Kuli befehlen zu können:

mere naukar bulā, o — Rufe meinen Diener.

Die 30 bis 45 Rupien, die der Bursche monatlich für Kost und Lohn erhält, und die geringen Spesen für die Eisenbahnfahrt — der siebente Teil eines Billetts I. Klasse — bedeuten eine kleine Ausgabe gegenüber den großen Vorteilen, die man durch den eingeborenen Diener genießt. Ihn trifft die Verantwortung für die Schar Kulis, die sich des Handgepäcks beim Einsteigen und Verlassen des Zuges bemächtigen, er hat für ihre Ablohnung zu sorgen. Er muß darauf achten, daß das große Gepäck richtig aufgegeben wird, die Nummer und der Bestimmungsort richtig geschrieben ist und das Rezepisse mit den aufgeklebten Zetteln des Koffers stimmt. Auch muß er Sorge dafür tragen, daß bei dem Verladen des Gepäcks auf Kreuzungsstationen kein Irrtum unterläuft. Wird dies versäumt, so kann es nur zu leicht geschehen, daß die Effekten, statt mit uns an dem Bestimmungsort einzutreffen, entweder erst einige Stunden später folgen oder daß sie nach irgendeiner Endstation weiterreisen. Jedenfalls ergibt sich aus solchem Versehen viel Unbequemlichkeit nebst beträchtlichen Mehrauslagen, weil alle Hotels außerhalb der Eingeborenenstadt und meist sehr weit vom Bahnhof entfernt liegen.

Auch für das Reinigen der Coupés hat der Boy Vorkehrungen zu treffen. Er muß das Aufmachen und Einrollen des Bettes besorgen, was bei der herrschenden Hitze für den Europäer oft eine schwere Arbeit bedeutet. Am Morgen nach den Nachtfahrten bringt er um 6 Uhr das Tschota hazirie, d. h. Frühtee, an das Coupé, beschafft frisches Waschwasser, reinigt die Stiefel usw. Im Hotel wird Behaglichkeit durch den Boy geschaffen, der die persönliche Bedienung seines Herrn versieht. Er packt die Koffer, legt die Kleider für die verschiedenen Tageszeiten zurecht, hält sich immer in der Nähe seines „Sahib" auf, um ihm seine Wünsche von den Augen abzulesen. Allerdings wird dieses Ideal eines Boy für den Fremden selten zu finden sein. Man muß natürlich bei der Wahl eines Dieners Vorsicht walten lassen. Auf schriftliche Zeugnisse allein sollte man sich nicht verlassen, sondern möglichst auf einer mündlichen Empfehlung bestehen. In gleicher Weise muß man in Bezug auf eine „Aya", die weibliche Dienerin, vorgehen. Die gewandtesten Zofen stammen aus der Gegend von Madras. Ihre Ansprüche für Kost und Lohn halten sich zwischen 25 und 30 Rupien. Meine Erfahrungen gehen dahin, daß eine Aya die Bequemlichkeit nicht besonders erhöht, daß vielmehr ein Ehepaar ohne Kinder durch einen tüchtigen Boy genügend bedient ist. Boy sowohl wie Aya läßt man sich am zuverlässigsten durch Cook empfehlen.

Digitized by Google

Ein Aufenthalt von drei Wochen genügt kaum, um einen Teil Ceylons nur flüchtig kennen zu lernen, trotzdem die Bahn nach Anuradhapura eröffnet ist und man mittels Motorwagens die bisher schwer erreichbaren Naturschönheiten der Insel bequem besuchen kann.

Von Colombo aus möchte ich eine Fahrt durch die Kanäle und Seen nach Negombo empfehlen, ferner die übliche Tour nach Mount Lavinia und dem Tempel von Kelani. Die Besichtigung des alten interessanten Hafenplatzes Galle sollte nicht versäumt werden. Man verläßt Colombo per Bahn 7,26 Uhr früh, ist um 11,10 Uhr in Galle und kann nachmittags 5,13 Uhr zurück, um 9,26 Uhr wieder in Colombo einzutreffen. Den Ausflug auf einen Tag zu beschränken, ist nicht nur eine große Anstrengung, sondern erscheint auch insofern bedauerlich, weil die Umgegend von Galle als ganz besonders reizvoll gilt. Eine Reihe sehr alter und merkwürdiger buddhistischer Klöster sind zu besichtigen und höchst anziehende Ausflüge zu unternehmen. Wer sich dafür interessiert, wilde Elefanten an den Trink- und Badeplätzen zu überraschen, findet von Galle aus Gelegenheit, per bullock-cart und mit einem „charmer“ in das Innere des Landes vorzudringen.

Weiter ist Kandy und Nurelia zu besuchen. Auch die Besteigung des Adam Pic wird als herrlicher Ausflug gerühmt, den wir jedoch der Hitze halber und aus Furcht vor Uebermüdung unterließen.

Man verläßt Kandy um 10,30 Uhr vormittags und erreicht Hatton 1,50 Uhr mittags, woselbst lunch im Hotel Adamspic. Man fährt dann per Wagen nach dem 14 Meilen entfernten Larapamo, wo das „resthouse“ für Quartier und Mahlzeit sorgt. Nachts wird der Aufstieg unternommen, um vor Sonnenaufgang den Gipfel des berühmten Berges zu erreichen, der um diese Stunde das bekannte Schattenphänomen zeigt. Die Tour kostet 20 Rupien à Person und beansprucht etwa 24 Stunden.

Um über Dambulla mit dem berühmten Felsentempel und Sigiriya, die kühne Felsenfestung nach Mihintale und dann nach Anuradhapura zu gelangen, fährt man von Kandy nördlich. Mit Anuradhapura läßt sich der Besuch von Trincomali, einem interessanten Wallfahrtsort, und der Stadt Pollonarua verbinden, die als herrliche Stätte alter Kultur wunderbare Ausgrabungen zeigt.

Wie man sieht, ist Ceylon reich an Touren.

Für die Ueberfahrt nach dem Festland und die Reise durch Indien wendet man sich an Cook, der das Rundreisebillett zusammenstellt. Die eventuell nicht benutzten Teiltouren werden von der kulanten Firma anstandslos zurückgezahlt.

Digitized by Google

Der Preis der Rundreise, wie wir sie wählten, beträgt I. Klasse etwa 500 Rp., II. Klasse 251 Rp., für Diener oder Aya kostet die ganze Fahrt 71 Rp.

Das Gepäck ist nicht teuer, man hat nämlich 120 Pfund à Person frei und stapelt auch ein gut Teil seiner Kollis im Coupé auf. — Um in den Genuß des Freigewichts zu treten, kann man sein Gepäck indessen nur nach der Station aufgeben, welche auf dem Coupon des Fahrscheines verzeichnet ist. Gedenkt man jedoch die Reise an einer nicht auf dem Fahrschein benannten Zwischenstation zu unterbrechen, so muß man, will man des Freigewichts nicht verlustig gehen, dem station-master oder dem Gehilfen beim Aufgeben des Gepäcks den Namen der Station sagen, an der man dasselbe „en route" ausgeladen haben möchte. Es wird dann auf dem Gepäckschein eine Bemerkung notiert und das Freigewicht ist gesichert.

Durch Cook belegt man die Plätze des Dampfers, der alle Wochentage um 2 Uhr von Colombo nach Tuticorin, dem Hafen Südindiens, fährt, Cook reserviert auch das Coupé in dem Zug, der den Reisenden von Tuticorin nach nicht allzulangem Zögern gen Norden führt.

Die Eisenbahnverwaltung Indiens, die in den Händen der Engländer ruht, sorgt nach besten Kräften für die Bequemlichkeit der Reisenden. Ueber die Beschaffenheit der Coupés und die Zugeinteilung ist auf Seite 34 alles Nähere gesagt.

Was die Verpflegung der Reisenden auf den verschiedenen Eisenbahnlinien betrifft, so ist auf die beträchtlichen Entfernungen, welche die einzelnen größeren Städte voneinander trennen, Rücksicht genommen. Es wiederholen sich in angemessenen Zeitabschnitten Stationen mit erträglich gehaltenen Restaurationen, die als „refreshment-rooms" bezeichnet sind. — Wer beabsichtigt, seine Mahlzeiten, Tiffin und Diner, auf den verschiedenen Stationen einzunehmen, versäume nicht, den Schaffner davon in Kenntnis zu setzen. Er wird, ohne daß dem Besteller hierdurch Kosten erwachsen, die telegraphische Meldung übernehmen.

Die station-masters sind, wie ich des öfteren in meinem Tagebuch betonte, von überraschender Höflichkeit, Gefälligkeit und Fürsorge. Wendet man sich telegraphisch mit der Bitte an sie, bei der Ankunft eines bestimmten Zuges für Tonga und Ponys sorgen zu wollen, so wird man stets Wagen und Pferde bereit finden. Auch übernehmen die Herren das Aufbewahren von Gepäck und gestatten, daß man Briefe „to the care of the station-master" z. B. „of Abu Road", adressieren läßt.

Nicht in allen Städten, in denen Sehenswürdigkeiten den Touristen veranlassen, die Reise zu unterbrechen, finden sich Hotels. In Südindien, wo wir Madura, Trichinopoli und Tanjore besuchten, fehlen Gasthäuser

Digitized by Google

in europäischem Sinn. Wo dies der Fall, pflegt man im D. B.,*) wie das von der Regierung vorgesehene Absteigequartier für Reisende heißt, Nachtquartier zu finden. Es ist geraten, sich stets im voraus darüber zu orientieren, wie die D. B. in den einzelnen Orten, wo man zu übernachten gedenkt, geführt werden. In manchen Fällen ist es dem Hausverwalter, dem „keeper in charge“, möglich, Verpflegung zu bieten, in andern muß der Reisende seinen Speisekorb mitbringen, und in manchen fehlt sogar der Hausverwalter. Die Einrichtung der D. B. ist sehr primitiv. Die Betten sind zwar insektenfrei, indessen vermißt man sehr häufig die Moskitonetze und es erscheint daher ratsam, sich mit solchen vorzusehen. Natürlich wird es bloß durch das mitgeführte Bettzeug möglich, ein erträgliches Nachtlager herzustellen.

Die Verpflegung kann meist nur als sehr mittelmäßig bezeichnet werden, sie wird entweder durch den Hausverwalter oder durch einen mohammedanischen Koch zubereitet.

Der Genuß von Milch und Butter ist nicht nur in den D. B. gefährlich, sondern sollte während der ganzen Reise auf dem indischen Festland vermieden werden. Ebenso wäre es gut, sich des Alkohols zu enthalten, ja, man sollte eigentlich schon ein paar Monate vor der Ausreise in der Heimat beginnen, möglichst wenig Spirituosen zu sich zu nehmen.

Aber auch mit dem Wasser muß man in Indien und auf Ceylon sehr vorsichtig sein, niemals Natur- oder sogenanntes filtriertes Wasser trinken und selbst zum Spülen des Mundes nur gekochtes Wasser benutzen.

Um den Durst zu löschen, eignet sich am besten kalter Tee, außerdem findet man in ganz Indien alle Arten Brauselimonaden und kohlensaures Wasser. Fühlt man sich jedoch nicht ganz wohl oder ist eine gewisse Ermattung eingetreten, so heilt ein Whisky mit Sodawasser die leichte Indisposition. Vor dem Genuß von Eisgetränken möchte ich ernstlich warnen.

Nicht besser und nicht schlechter wie die D. B. erweisen sich die „refreshment-rooms“, die auf den kleinen Eisenbahnstationen, wo entweder das D. B. zu weit entfernt liegt oder ganz fehlt, die Fremden beherbergen. Im ersten Stock des Stationsgebäudes sind meistens ein paar Zimmer eingerichtet, oft bleibt aber auch nur das „waiting-room“ als Schlafraum zur Verfügung, in welchem der aufmerksame stationmaster ein Bett aufschlagen oder einen Singapoorestuhl aufstellen läßt. Auch kommt es vor, daß ein Tisch, auf den man seine Matratze legt, als Lager genügen muß. Niemals wage man es, sich auf dem Fußboden selbst niederzulassen. Stiefel und Schuhe über Nacht unter das Bett zu stellen und sie anzuziehen, ohne sie vorher ausgeschüttelt zu haben,

*) D. B. steht immer für „Dak Bungalow“.

Digitized by Google

kann gefährlich werden. Skorpione, deren Biß tödlich sein kann, sollen sich mit Vorliebe in das Innere der Schuhe verkriechen. Ich selbst legte meine Pantoffeln, der Sicherheit halber, stets auf das Fußende des Bettes.

Bei mangelhaftem Quartier im D. B. oder im „refreshment-room“ stellt der station-master einen Eisenbahnwagen zur Verfügung, der bei Abgang des Zuges, ohne zu stören, vom Neben- auf das Hauptgleis geschoben und einfach angehängt wird. Verhältnismäßig selten kommt man indessen in die Lage, von dieser Art Unterkunft Gebrauch zu machen, da sich an den meisten, von Europäern frequentierten Orten Hotels befinden, die man aber allerdings nicht nach deutschem Maßstab messen darf.

Die Preise der Hotels sind mäßig. Es besteht die Gepflogenheit, Pension zu bezahlen, selbst wenn man nur einen Tag im Hause verweilt. Jeder angebrochene Tag wird voll berechnet. Will man während der Reisesaison nur einigermaßen erträglich untergebracht werden, ist es ratsam, sich telegraphisch in den verschiedenen Hotels anzumelden. Die Taxe für das inländische Telegramm stellt sich bei vier Worten auf 4 Annas, wobei die Adresse mit sechs Worten frei ist.

Die Preise für die besseren Zimmer mit ganzer Pension: Tschota hazirie, Tiffin, Fünfuhrtee und Diner, halten sich zwischen 7 und 10 Rupien. Der Preis von 10 Rupien bedingt allerdings ein Apartement von Salon, Schlafzimmer, Badekabinett und eine an das Schlafzimmer anstoßende Toilette, welch letztere auch noch von dem Wasserträger — Bhisti — und dem sweeper vom Hofe aus betreten werden können. Diese Leute halten sich stets in der Nähe auf, um alles gleich wieder in Ordnung zu bringen.

Da selbst während der kühleren Jahreszeit das Gehen in der Hitze besser vermieden wird, so ist die Benutzung von Wagen für die Besichtigung der Sehenswürdigkeiten nicht zu umgehen. Die Kosten für den Tag schwanken zwischen 5 und 10 Rupien, je nach der Zahl der Pferde-Relais, die beansprucht werden.

Führer verlangen 3 bis 4 Rupien per Tag.

Die Kosten dürften sich für eine in Damengesellschaft ausgeführte Reise mit Boy und Aya, je nach den Ansprüchen, à Person per Monat auf 1000 bis 2000 Mk. ausschließlich Passage und Eisenbahnfahrt belaufen.

Natürlich lassen sich die Ausgaben sehr einschränken, und ein Herr oder auch selbst eine Dame kann, wenn sie sich sparsam einrichtet, gelegentlich bei Bekannten wohnt, in der II. Klasse die Ueberfahrt macht, bei vier- bis fünfmonatlicher Abwesenheit die Reise mit 4000 Mk. unternehmen.

Digitized by Google

Sehr viel besser als in den Hotels, finden Herren in den größeren Städten bei den englischen Klubs Unterkunft, soweit diese mit Schlafzimmer versehen sind und wenn die Fremden Freunde besitzen, die sie einführen.

Ich lasse nun die Angabe der Hotels, D. B. und refreshment-rooms in den verschiedenen Orten folgen, wie ich sie nach neuester Erkundigung als empfehlenswert in Erfahrung brachte.

Wenig hat sich seit der Zeit unserer Reise auf diesem Gebiet geändert. Bei dem schnellen Wechsel, dem die Pachtverhältnisse der bekannten Hotels unterliegen, ist eine glaubwürdige Aussage jedoch nur für denjenigen möglich, der das Etablissement soeben verließ.

Ich folge bei der Aufzählung der Hotels usw. der von uns eingeschlagenen Route:

Madura . Seite 36, D. B. nahe der Bahn, nicht bewirtschaftet; besseres Quartier im Stationsgebäude.

Trichinopoli „ 46, D. B. eine Meile von der Bahn entfernt. Uebernachten im Stationsgebäude vorzuziehen.

Tanjore . „ 51, D. B. nahe dem Bahnhof, empfehle jedoch, die Zimmer des erst kürzlich erbauten Stationsgebäudes zu benutzen, die ganz neu eingerichtet sind.

Madras . „ 57 und 193. Hotel Connemare. Buckingham-Hotel.

Bombay . „ 71. Hotel Taj Mahal, Great-Western-Hotel, Watson-Esplanade-Hotel, Watson-Annex-Hotel, ruhiger als das Haupthaus. Bombay-Klub und Jacht-Klub. Deutscher Klub: „Liederkranz“.

Ausflug nach den Felsentempeln von Ajunta, Ellora und Elephanta. Die beiden ersteren Tempel liegen sehr entfernt von Bombay und sind nur mit ziemlichen Strapazen und größerem Zeitaufwand erreichbar, während man nach Elephanta ohne Schwierigkeiten gelangt. Ein Dampfschiffchen verläßt an bestimmten Tagen und Stunden, die im Office von Thomas Cook & Son, Esplanade 26, zu erfahren sind, den „Apollo-Bunder“. Das Billett kostet 5 Rp. Für Gesellschaften werden eigene „launches“ nach Wunsch eingestellt.

Baroda . . „ 84. Quartier im ersten Stock des Stationsgebäudes. D. B. 1½ Meile vom Bahnhof entfernt.

Ahmedabad „ 85. Das Uebernachten hier gilt für ungesund. Die beiden Schlafzimmer im Parterre des Stationsgebäudes sind neu eingerichtet. Da man in Ahmedabad morgens ankommt, genügt die Zeit zur Besichtigung der

Digitized by Google

Sehenswürdigkeiten, um mit dem Nachtzug weiter zu fahren. Der station-master stellt den Waggon abends, sobald man sich zurückzuziehen wünscht, zur Verfügung, und während man ruht, wird derselbe an den passierenden Schnellzug angehängt. Allerdings muß der Boy dafür Sorge tragen, daß der Wagen nicht zurückgelassen wird.

Abu Road, Seite 96. D. B. ganz nahe beim Bahnhof. Hier stehen die Tongas bereit, die man tags zuvor von Ahmedabad aus telegraphisch bei dem station-master bestellt hatte. Die Tonga enthält drei Plätze. Der Preis für die viereinhalbstündige Fahrt nach Mount Abu beträgt 10 Rupien, für ein Pony (fünf Stunden) 4 Rupien.

Mount Abu „ 98. Hotel Rajputana oder Abu-Hotel. Sich telegraphisch anzumelden, erscheint dringend nötig. Sobald man die Talfahrt von Mount Abu bestimmt hat, versäume man nicht, per Draht bei dem station-master in Abu Road die nötigen Tongas bzw. Ponys für die Rückfahrt zu bestellen und die gewünschten Coupéplätze für den nach Jaipur gerichteten Zug zu belegen. Der station-master ist nur bei vierundzwanzigstündiger Vorausbestellung verpflichtet, die Reisenden mitzunehmen. Zeigt sich der Zug überfüllt, bleibt der Reisende, der nicht vorher bestellt hat, einfach zurück.

Jaipur . . „ 108. Hotel Kaiser—i—Hind. Rustoms Family-Hotel. Der Ausflug nach Amber wird durch den Hotelbesitzer vermittelt, der auch alle „permits“ und den Elefanten zum Besuch des Schlosses Amber bestellt.

Delhi . . . „ 77. Lauries Great-Northern-Hotel. Woodlands Hotel. Maidens Metropolitan-Hotel.

Agra . . . „ 145. Lauries Great Northern-Hotel. Hotel Metropole.

Gwalior „ 182. D. B. ärmlich. Der Fremde findet in Musafir Khana einem schönen, für die Freunde des Maharadjah und für die von dem „Residenten“ empfohlenen Personen erbauten Hause Unterkunft. Der Wirt des Hotels übernimmt es, die Erlaubnis für die Benutzung des Etablissements einzuholen, ebenso zieht er die Erkundigung ein, ob Zimmer in demselben frei sind. Es ist meistens sehr besetzt.

Khanpur „ 196. Civil and Military-Hotel.

Lucknow . Seite 200. Wutzlers Royal-Hotel. Civil and Military-Hotel.
Benares . „ 208. Hotel de Paris. Clarks Hotel.
Kalkutta . „ 239. 177. Great Eastern-Hotel. Hotel Continental.
Darjeeling „ 253. Woodlands Hotel. Woodlands Branch-Hotel.
Puri . . . „ 295. D. B. eine Viertelmeile vom Bahnhof entfernt.
Waltair . „ 317. Refreshment-room. Wir übernachteten im Eisenbahnwagen auf einem Nebengleise. In dem zwei Meilen entfernten Vizigapatam befindet sich ein hübsch gelegenes D. B.

Von Waltair gelangt man nach dem schon bekannten Madras, das sich insofern einer ganz besonderen Wichtigkeit erfreut, als es zeitbestimmend auf alle Stationsuhren Indiens wirkt. Die einzelnen Städte haben ihre Privatzeit, es ist z. B. die Madraszeit um 30 Minuten Bombay voraus und bleibt 33 Minuten hinter Kalkutta zurück.

Für die Eisenbahnuhren besteht, wie in Italien, der Vierundzwanzigstundentag; so ist z. B. 20 Uhr 12 Minuten = 8 Uhr 12 Minuten morgens usw.

Die meisten Städte besitzen mehrere Bahnhöfe. Der Reisende sollte immer jene Station zum Verlassen des Zuges wählen, welche in „Newman's Indian Bradshaw“ als „Cantonment“ bezeichnet ist, weil sie dem europäischen Stadtteil näher liegt, während die Station „City“ sich meist im Eingeborenenviertel befindet.

Um sich über Indien und Ceylon genauer zu orientieren, füge ich ein Verzeichnis interessanter Bücher an, deren Lektüre den Genuß der Reise sehr erhöhen dürfte:

Haeckel: Indische Reisebriefe.
Deußen: Erinnerungen an Indien.
Garbe: Beiträge zur indischen Kulturgeschichte.
Lefmann: Geschichte des alten Indien.
Ehlers: An indischen Fürstenhöfen. 2 Bände, illustriert.
H. Ebhardt: Unter indischem Himmel.
K. Böck: Durch Indien ins verschlossene Land Nepal.
Schanz: Ein Zug nach Osten.
Lord Roberts: 41 Jahre in Indien. 2 Bände.
Schlagintweit: Indien in Wort und Bild. 2 Bände.
Tellemann: Eine Indienreise.
Dalton: Indische Reisebriefe.
Selenka: Ein Streifzug durch Indien.

Digitized by Google

Taylor: Confessions of a Thug.

Hellwald: Die Magiker Indiens.

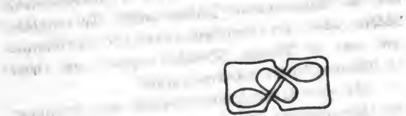
J. Richter: Die deutsche Mission in Indien.

Fergusson: Ceylon.

H. W. Cave: Baudenkmäler aus ältester Zeit in Ceylon.

Als Reisehandbuch: Murray's Handbook for Travellers in India, Burma and Ceylon.

Zur oberflächlichen Verständigung mit den Eingeborenen: „How To Speak Hindustani“ von E. H. Rogers, London, Grosby Lockwood & Son.





Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

